



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Nicht wie alle andern**

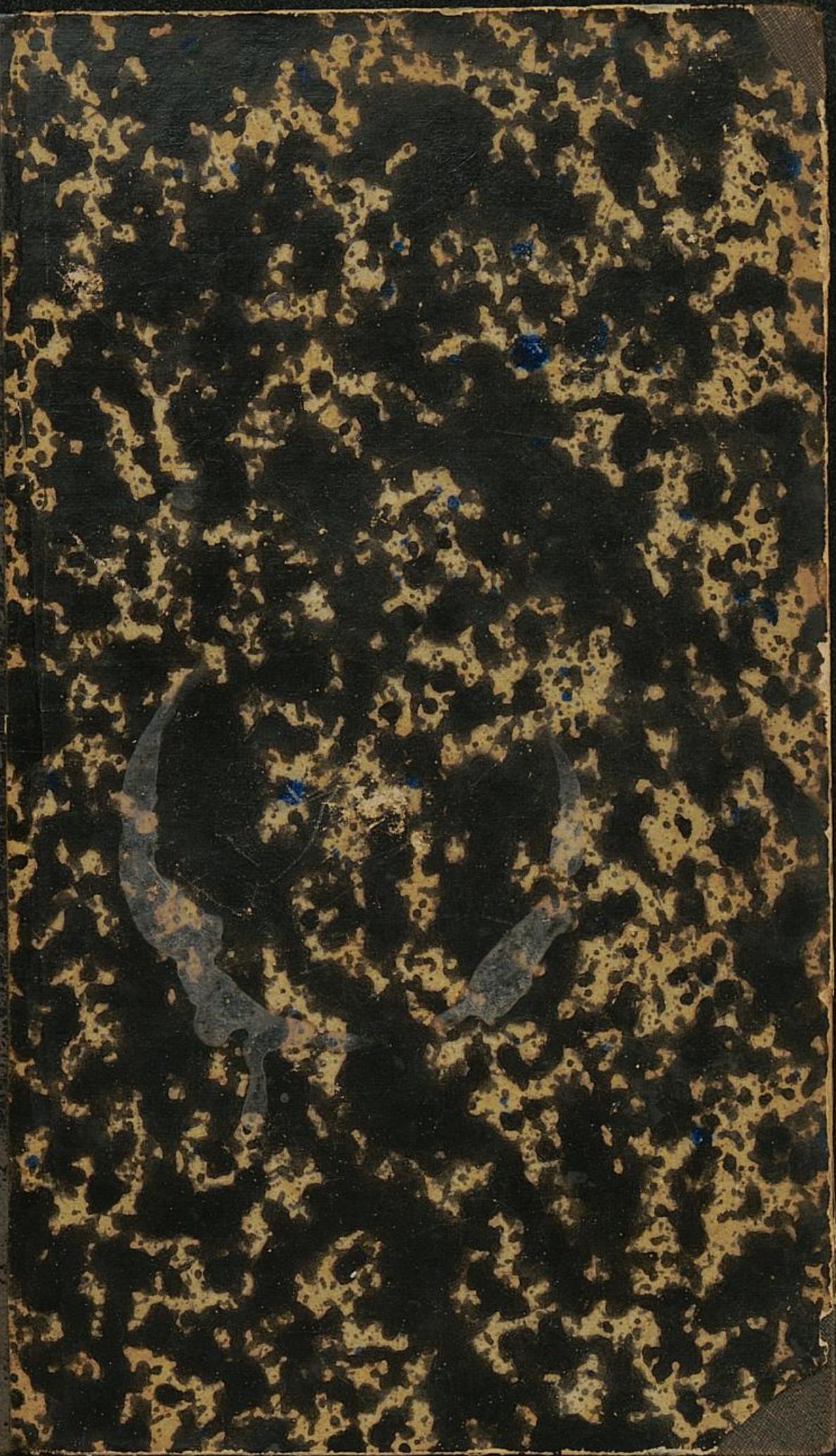
**Brackel, Ferdinande von**

**Köln, 1877**

**urn:nbn:de:hbz:466:1-9005**

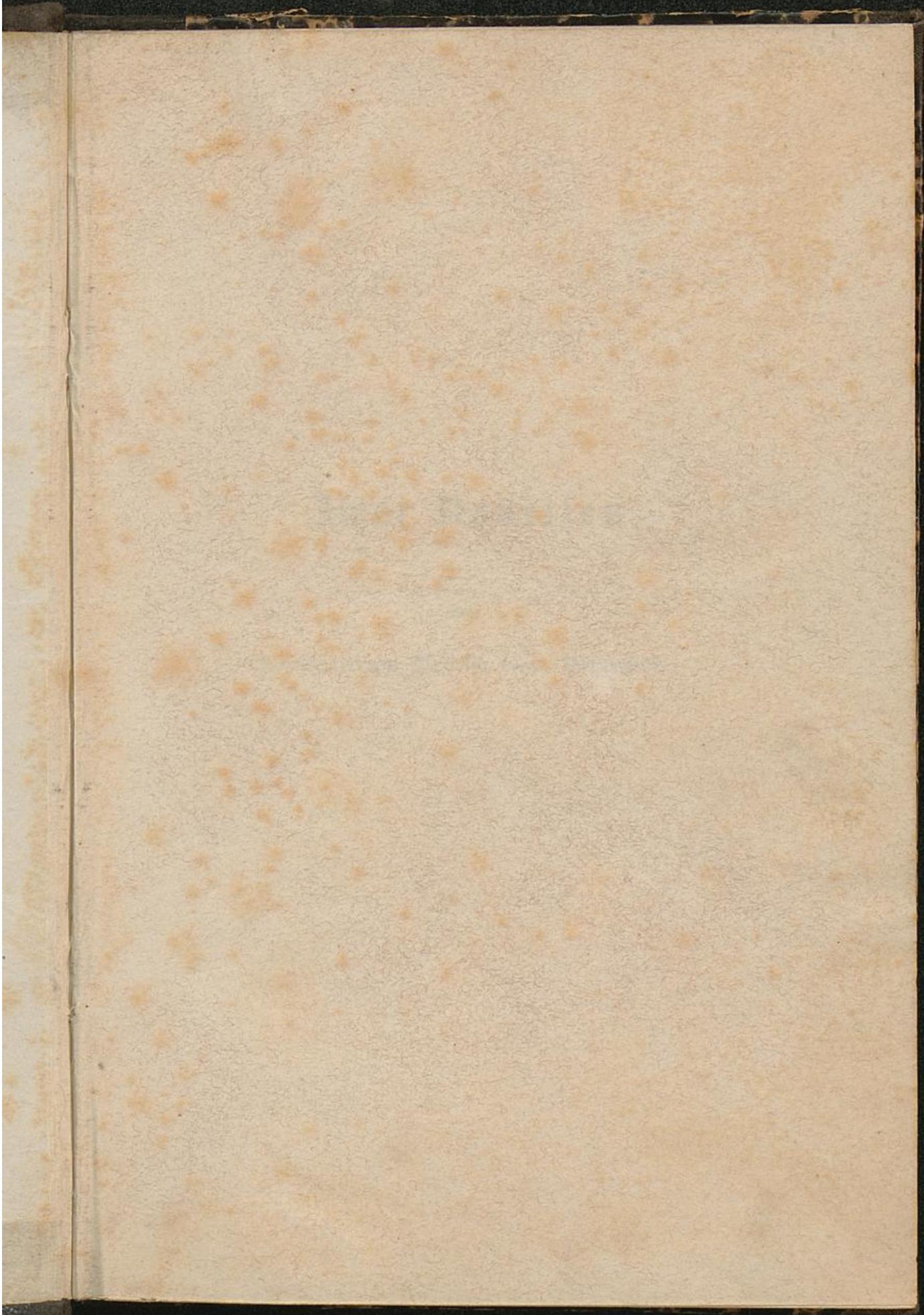
2  
3

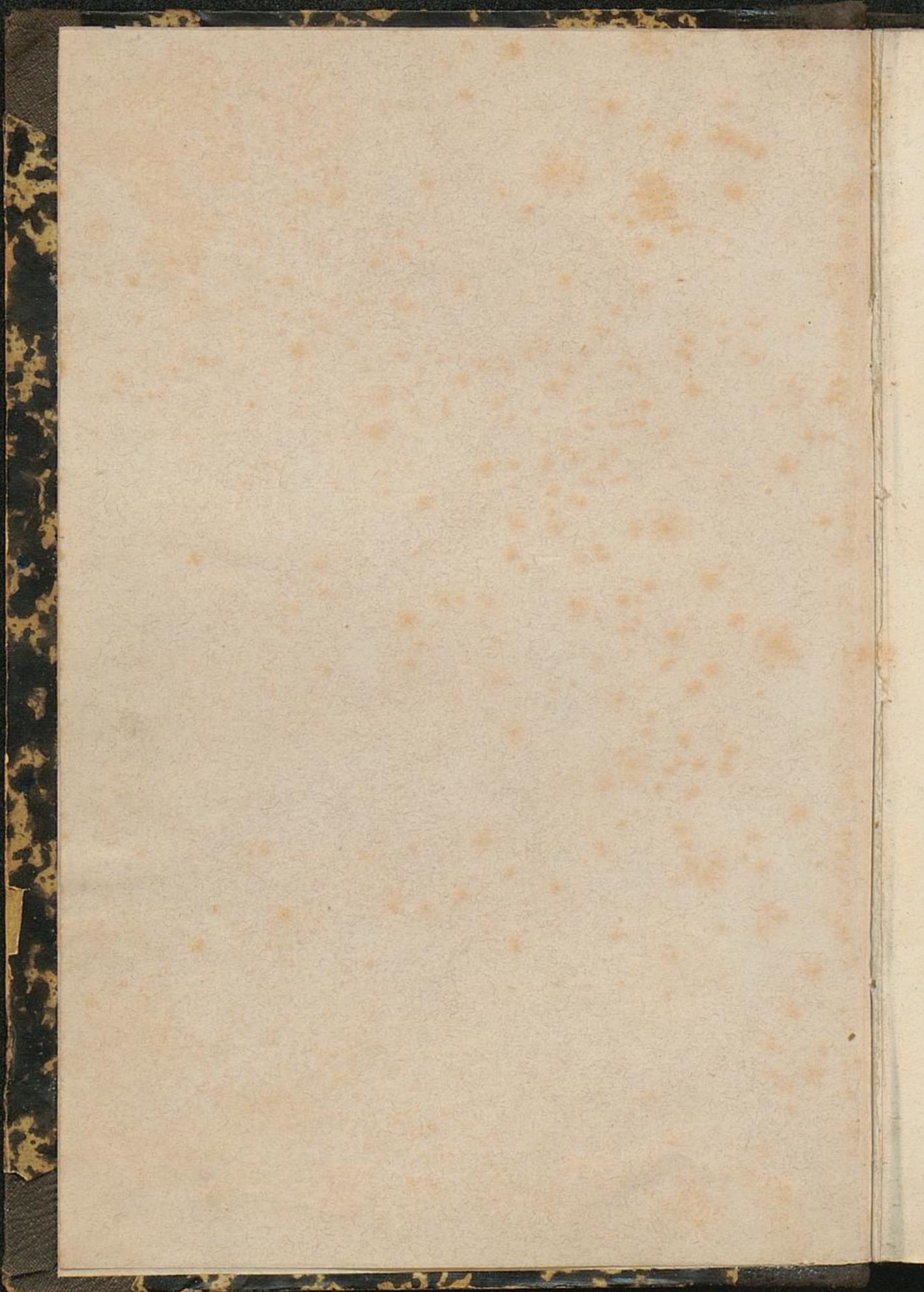
SR  
60



ws

11-





*J. Hoffmann*

# Zwei Novellen

von

Ferdinande Frein von Brackel.

Just Now

Just Now

Nicht wie alle Andern.

Aus fernen Landen.

Zwei Novellen

von

Ferdinande Freiin von Brakel.

---

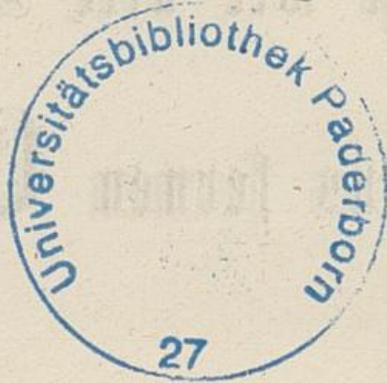
Köln, 1877.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

03

SR

2960



11/1355

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Nicht wie alle Andern.

---

1179

Je stärker und sicherer zwei Wesen, jedes in sich gewurzelt, je einiger mit sich und ihrem Geschick sie sind, desto sicherer ist ihre Vereinigung, desto dauernder, desto genügender für Jeden.

Wilh. Humboldt.

## I.

Es war Abend. In einem schloßartig mächtigen Stadthause ein wohnliches Gemach bei Lampenschein. Das Summen eines Thee-Kessels, das Knistern eines Kaminfeuers und das Geplauder zweier Damen mischte sich leise und traulich. Eigentlich plauderte nur die eine der Damen, eine kleine, hagere Persönlichkeit mit spitzer Nase, unruhigen Augen und unruhiger Zunge, deren Geschäftigkeit sie nicht hinderte, eben so geschäftig an einer Häkelarbeit zu sein. Die Andere, unverkennbar die Hausfrau, lehnte meist schweigend im Sopha, oder beschäftigte sich mit der Zubereitung des Thee's, wobei ein Paar auffallend schöner Hände vortheilhaft zur Geltung kamen. Wenn schon im Matronen-Alter, war sie dennoch eine anziehende Erscheinung. Feine Züge, weiche Formen, ein liebenswürdiger Ausdruck und die ruhige Grazie ihrer Bewegungen ließen ihr diejenige Schönheit, der die Zeit wenig anhaben kann.

Zwei Novellen.

Hier und da, wenn das Geplauder ihrer Gefährtin allzu eifrig wurde, zog ein leises Lächeln über ihre Lippen; gerieth der Redefluß jedoch ein Mal in's Stocken, so wußte sie durch eine geschickt hingeworfene Frage ihn stets wieder in Gang zu bringen.

„Und nun, liebes Fräulein Ellinor,“ sagte sie endlich, „muß ich für Ihren guten Bericht Sie mit einer Tasse Thee belohnen. Lassen Sie Ihre fleißigen Finger etwas ruhen und erquicken Sie sich. Ich werde mich trotz meiner langen Abwesenheit gar nicht fremd in der Gesellschaft fühlen, so vollkommen haben Sie mich wieder au fait gesetzt,“ fügte sie mit einem freundlichen Blick hinzu.

Die kleine Dame sah sehr geschmeichelt aus, schob hastig ihre Arbeit zur Seite und griff eben so hastig zur Tasse, benetzte aber kaum ihre Lippen, als fürchte sie, zu viel Zeit zu verlieren. „Ihre lange Abwesenheit, liebe Gräfin, gab wirklich viel zu reden,“ sagte sie mit einiger Wichtigkeit. „Fast zehn Jahre sind es, daß Sie unsere Gesellschaft mieden. Man konnte nicht begreifen, was Sie zu solcher Zurückgezogenheit veranlaßte.“

„Was fand man denn über eine so einfache Sache zu sagen?“ fragte die Gräfin lächelnd.

„Zu sagen — zu sagen!“ rief das Fräulein eifrig. „Nun, man beklagte es, man vermißte unsere schöne, lebenswürdige Gräfin, die doch zu jung, zu lebensfrisch war, um sich so in die Einsamkeit einzuspinnen. Die Verhältnisse konnten ja bei dem wahrhaft colossalen Rotteck'schen Vermögen kein Grund dazu sein, besonders wenn man hörte, wie Graf Alfred

in der großen Welt seine Jugend genoß.“ Fräulein Ellinor hatte ein eigenes Talent, durch eine Verneinung eine Frage zu stellen.

Ueber der Gräfin Züge zog ein etwas mißvergnügter Ausdruck. „Also die naheliegendste Erklärung errieth man wirklich nicht?“ sagte sie fast spöttisch. „Und doch, was war natürlicher, als daß ich nach dem Tode meines Gatten die Studienjahre meines Sohnes in der Stadt verbrachte. Mancherlei Geschäfte wegen blieb ich hier bis zu seiner Volljährigkeit; dann zog ich auf das Gut, um ihm dort die Heimath möglichst heimisch und angenehm zu machen.“

„Aber Graf Alfred, nicht wahr, war stets viel auf Reisen?“ inquirirte das Fräulein in seiner anscheinend harmlosen Weise weiter. „Man hörte stets, daß er in der Ferne sei, bald in dieser, bald in jener Residenz weile. Die jungen Herren unserer Zeit sind so unruhig. Da mußte es Ihnen gewiß oft recht einsam werden.“ Fräulein Ellinor zählte plötzlich emsig die Maschen ihrer Häkelei.

„Ja, mein Sohn ist eine lebhaftere Natur, die gern ihren eigenen Weg geht,“ sagte die Gräfin. „Warum hätte ich ihm die Freude nicht gönnen sollen, in der Welt herumzuschweifen, so lange daheim nichts ihn band? Meine Freude war es, ihm seine Heimath so zu erhalten, daß sie ihn freundlich empfing, wenn er heimkehrte; und was mich betraf, genügte mir unsere ländliche Geselligkeit vollkommen. Wenn man älter und ernster wird, verliert sich ja doch die Freude an den weltlichen Vergnügungen; nicht wahr, liebes Fräulein?“

Die Gräfin konnte auch ihre kleinen coups de patte geben. Das Fräulein zählte wohl noch einige Jahre mehr als sie und hatte noch nie gezeigt, daß die Zeit in der Hinsicht auf sie gewirkt. Sie bestätigte daher auch nur durch ein stummes Nicken den gefährlichen Satz, nahm dafür aber den Faden der Unterhaltung um so tapferer wieder auf.

„Die letzten Winter seiner Abwesenheit brachte Graf Alfred ja stets in der französischen Hauptstadt zu? Das Leben dort hatte wohl großen Reiz für ihn, daß es ihn so fesselte.“ Man mußte dem kleinen Fräulein lassen: sie verstand es prächtig, auf den Busch zu klopfen.

„Nicht die, sondern nur den letzten Winter war er dort,“ berichtete Gräfin Rotteck. „Auch blieb er nicht lange, sondern nur eine kurze Zeit; leider mußte ich ihn bald zurückrufen.“

„Also, es war doch wahr, — Sie riefen ihn wirklich zurück?“ fragte das Fräulein eifrigst, und ein lauernder Blick schoß über die Tasse fort, die sie eben zum Munde führte. Diese Nachricht betraf nämlich ein Gerücht, welches seiner Zeit viel zu reden gegeben. „Nun, da war es ihm gewiß recht schwer, sich von dort loszureißen,“ sagte sie mit einiger Emphase.

„Mein Sohn hat schon so manchen Winter in den verschiedensten Residenzen zugebracht, daß ihn das nicht viel gekümmert hat. Aber ich bedauerte es dennoch, weil er gerade einen angenehmen Cirkel sich gebildet hatte, wo sein vielseitiges Interesse so viel Nahrung fand.“

„Sie bedauerten es also?“ wiederholte das Fräulein gedehnt. „Und er kehrt nun dieses Jahr nicht in die Weltstadt

zurück, — will mit unserer kleinen Provinzialstadt vorlieb nehmen? Man wollte es kaum glauben, als man es hörte.“

„Warum war man denn wieder ungläubig darin?“ gab die Gräfin zurück, das Wörtchen „man“ betonend, dessen ausgiebiger Gebrauch bei dem Fräulein sie sehr zu amüsiren schien. „Keine Weltstadt könnte ihm doch den Kreis von Bekannten und Verwandten ersetzen, den seine Heimath ihm bietet. Ich hoffe überhaupt, er fängt bald an, etwas seßhafter zu werden,“ schloß sie mit einem kleinen Seufzer.

Des Fräuleins Augen blitzten; die letzte Andeutung eröffnete ihr ein Feld, wohin sie längst zu kommen gewünscht, das aber mit großer Vorsicht behandelt werden mußte. „Ja, ja,“ meinte sie, anscheinend gleichgültig in ihrer Tasse rührend, „Graf Alfred muß freilich bald in dem Alter sein, wo er daran denken könnte, sich eine Häuslichkeit zu gründen.“

„Er ist schon längst darin, hätte längst daran denken sollen. Aber spricht »man« nicht auch davon?“ setzte die Gräfin fein lächelnd hinzu.

„Und ob man davon spricht!“ rief das Fräulein. „Seitdem Graf Alfred dem Mittel entwachsen, hat man Pläne für ihn gemacht. Man war in steter Besorgniß, er möchte sich eine Gattin aus der Ferne mitbringen. Alljährlich tauchte ein neues Gerücht auf; bald sollte es eine Wiener Comtesse, bald eine russische Princeß sein.“

„Und hatte man nicht im letzten Winter seine Verlobung mit einer Französin für ganz bestimmt angezeigt? . . . . Sollte ich ihn nicht um dessentwillen heimgerufen haben?“ sagte die Gräfin, anscheinend nur mit dem Muster ihres

Spitzen-Taschentuches beschäftigt. „Man war wohl bloß noch ungewiß, ob ich eine tyrannische oder eine schwer gekränkte Mutter sei, da man den Namen der Dame nicht nannte und allerlei mystische Vermuthungen daran knüpfte.“

Ihr Gegenüber machte ein etwas verlegenes Gesicht. „Nun, in der Welt will man eben immer sprechen,“ sagte sie in ein wenig piquirtem Tone.

„Ja, und will noch lieber etwas erzählen,“ gab die Gräfin dies Mal ziemlich scharf zurück. „Wenn es eben der unbestimmte Begriff »man« ist, von dem solche Gerede ausgehen, so muß man es hinnehmen. Wenn aber alte Bekannte, solche, die sich mit der Familie befreundet nennen, bloß um des Vergnügens der Unterhaltung willen, bloß um mit einer Neuigkeit glänzen zu können, solche Geschichten in die Welt setzen und herum tragen — so finde ich das mehr wie unverzeihlich.“

Des Fräuleins Augen blieben bei dieser Rede unverwandt auf ihre Arbeit geheftet. Die Häkelnadel flog mit fast nervöser Hast aus und ein, und die schmalen Lippen preßten sich so fest auf einander, daß die Nase spitzer und länger dadurch schien. Vielleicht stiegen all' die Abende und Visitenstunden, die sie mit jener staunenerregenden Geschichte ausgefüllt, in ihrer Erinnerung unheimlich auf.

Die Gräfin aber, die ihre Strafe angebracht, ließ ihr nicht viel Zeit, ihre Gefühle sich klar zu machen. Als habe das Gesagte gar keine persönlichen Beziehungen gehabt, nahm sie das Gespräch in der frühern Weise wieder auf. „Wie beurtheilte man denn hier diese exotischen Verlobungen, die ja alle Länder und Stände durchgemacht zu haben

scheinen?“ frug sie; ihre Absicht, aus der Redefertigkeit ihres Gastes einigen Nutzen zu ziehen, um sich mit den Meinungen der Gesellschaft wieder vertraut zu machen, war nicht zu verkennen.

Das Fräulein schwankte einen Augenblick zwischen dem Gefühl des Verletztseins und der Lust, gerade dieses Gespräch fortzusetzen. Sie fand aber doch, daß es gut sein würde, den gebotenen Uebergang zu benutzen; denn mit noch nicht ganz beruhigtem Tone antwortete sie: „Nun, wie man hier zu Lande alles beurtheilt, was nicht in das gewohnte Geleise paßt. Sie kennen ja die Einseitigkeit der guten Leute hier. Jeder Gedanke an etwas Fremdes wird schon mit Vorurtheil aufgenommen.“

Fräulein Ellinor vergaß wohl bei dieser schönen Abfertigung heimischer Anschauungen, daß sie selbst am lautesten gegen die fremdländischen Heirathen geeifert hatte; wenn dieselbe aber berechnet gewesen war, der Gräfin Gunst in etwa wieder zu gewinnen, hatte sie geirrt.

„Nun,“ meinte diese, „in diesem Punkte theile ich die Vorurtheile meiner Landsleute. Ein ganz fremdes Element in die Familie einzubürgern, thut selten gut; eine ausländische Schwiegertochter wäre mir das wenigst Wünschenswerthe gewesen. Wenn ich darin überhaupt zu wünschen hätte, würde eine der Töchter des Landes mir das liebste sein. Nur fürchte ich, Alfred liebt seine Unabhängigkeit allzu sehr, um irgend eine Wahl zu treffen. Wer sind jetzt hier in unserm Kreise die Koryphäen der jungen Damenwelt? Sie sind mir alle aus der Kunde gewachsen.“ Sie lehnte sich bei diesen

Worten erwartungsvoll zurück, als sei sie zur Empfangnahme aller Aufschlüsse bereit.

Das kleine Fräulein horchte staunend hoch auf; selbst eine weniger lebhafte Phantasie als die ihrige hätte sich aus dieser Frage einen ganzen Roman heraufbeschwören können, worin sie als der hilfreiche Deus ex machina die Hauptrolle zu übernehmen habe. Die Gräfin zog sie also entschieden zu Rath bei der Wahl ihres Sohnes. Welch' unerhörte Wichtigkeit für ihre Stellung in der Gesellschaft, in den Familien! Fräulein Ellinor fühlte sich ordentlich gehoben; die Reihe der jungen Damen zog im Fluge an ihrem geistigen Auge vorüber. Wehe Derjenigen oder denjenigen Eltern, die Fräulein Ellinor's kleine Gestalt ein Mal übersehen, oder ihr empfindliches Gemüth ein Mal verlegt hatten! Sie wurden ohne Gnade von der Liste gestrichen.

Jetzt aber legte sie auch ihre Arbeit in den Schooß und schlürfte ihren Thee bis zur Reige aus, um nicht von so materiellen Sachen bei so wichtiger Angelegenheit gestört zu sein. Ihr Schlachtplan war gemacht, und es hätte der weitem Frage der Gräfin nicht bedurft, um ihr die Richtung anzuzeigen, in die sie einzulenken hatte.

„Die Comtessen Neusch sind wohl alle verheirathet bis auf die jüngste, die noch nicht erwachsen sein kann,“ sagte nämlich die Gräfin im gleichgültigsten Tone, indem sie aufstand und die Klingel rührte. „Alfred scheint nicht mehr zu kommen, und ich kann den Thee abräumen lassen,“ setzte sie hinzu, als habe ihre Frage keine Antwort nöthig.

Fräulein Ellinor aber wußte besser, was nöthig war. „Noch nicht erwachsen, die jüngste Neusch!“ rief sie, als habe sie nur das gehört, und wandte sich so hastig dabei zu der Gräfin hin, daß ihre Spitzenhaube in bedenkliches Schwanken gerieth. „Hedwig noch nicht erwachsen! Ich wollte sie Ihnen eben nennen, Beste, als die Rosenknospe unserer Gesellschaft, die Schönheit der Saison.“

„Solch ein Backfischchen!“ sagte die Gräfin lächelnd, aber augenscheinlich sehr gewillt, mehr zu hören.

„Backfischchen? Ich bitte Sie! Sie trat schon im vorigen Frühjahr auf den Rennbällen auf, und entzückte, begeisterte Alle.“

„Ist sie so hübsch wie ihre ältere Schwester?“ frug die Gräfin wieder sehr gelassen.

„Gar nicht zu vergleichen. Comtesse Therese war ihrer Zeit recht nett, — aber die Hedwig! Diese Eigenthümlichkeit, diese Seltenheit der Haarfarbe, der Augen! Künstler, die sie sahen, waren hingerissen von ihr — und dabei dieses originelle Wesen! Sehen Sie, liebe Gräfin,“ fuhr sie in vertraulichem Tone fort, „das wäre so etwas für Graf Alfred. Ein so genialer Herr, wie er ist, für den ist etwas Alltägliches nicht. Immer habe ich es doch gesagt, Comtesse Hedwig wäre so recht eine Frau für ihn: gute alte Familie, angenehme Beziehungen, die beiden ältesten Töchter so vortrefflich allirt — auf Vermögen braucht Graf Alfred ja nicht zu sehen.“

„Nun, nun,“ unterbrach die Gräfin den übersfließenden Redestrom, aber durchaus nicht in abwehrender Weise; „da

wird auch nicht bloß von einer Seite zu wünschen sein. Eine so schöne junge Dame wird auch ihre Anbeter haben und Ansprüche machen, und die Eltern ebenfalls."

"Ansprüche!" rief Fräulein Ellinor entrüstet, und die Spitzhaube folgte wieder der hastigen Bewegung. "Ansprüche! Ich bitte Sie, was für andere Ansprüche könnte sie denn machen, die kleine Comtesse Reusch? Ein Mann — schön, liebenswürdig, guter Name, reich — — Gräfin, die beste Partie des Landes."

"Danke sehr, für solch' gute Nachrede, meine Gnädigste," rief in dem Augenblicke eine muntere Stimme hinter dem Rücken des Fräuleins. "Das Sprüchwort »Horcher an der Wand« scheint sich auf Portièren nicht zu beziehen. Nie hörte ich so viel Gutes über mich!"

Mit diesen Worten trat ein Herr durch die Portière ein. Das kleine Fräulein aber, erschreckt von der plötzlichen Anrede, hatte sich schon wieder mit der ihr eigenen Beweglichkeit umgewandt — aber dies Mal folgte die endlich überangestrengte Spitzhaube nicht, sondern sank langsam und graciös hinten herab. Während ihre Inhaberin verwirrt danach griff, entglitt auch die Arbeit ihrem Schooß, und das Knäuel lief in schlangenartigen Windungen vor die Füße des Eingetretenen, den das Fräulein entsetzt anstarrte.

"Ich sehe, Sie haben mich vergessen, trotz der guten Meinung, die Sie über mich äußerten," sagte dieser, "und ich muß mich Ihnen von neuem vorstellen. . . . Alfred Rotteck, schön, liebenswürdig, reich, die beste Partie des Landes, welchen Sie, wie es scheint, gleich in die gefährlichsten Ver-

wickelungen bringen wollen," setzte er lachend hinzu, indem er das Knäuel aufhob und mit komischem Pathos dessen Faden aufwickelte. „Guten Abend, Mama!" rief er dann dieser zu. „Du siehst, ich kann dir nur von fern einen Gruß bieten, da ich mich erst den Nezen entziehen muß, in welche Fräulein Ellinor gleich bei meinem Eintritt mich fangen will — Neze der Schmeichelei wie des wirklichen Vogelstellers . . . . Fräulein Ellinor, Sie sind gefährlich wie immer."

„Ich sehe, daß trotz zehnjähriger Abwesenheit ihr Beide euch nicht geändert habt," sagte die Gräfin lachend, „da ihr sofort die alten Scharmüchel wieder beginnt."

„Wenn wir die hätten entbehren sollen, wäre es auch schade gewesen — nicht wahr, meine Gnädigste?" meinte Kotteck zu dem Fräulein gewandt. „Wie heißt hier zu Land doch das alte Wort? »Ganz up de olle Hacke« — nicht wahr, Fräulein Ellinor?"

Das Fräulein schmolte noch über den gehaltenen Schrecken. „Sie sind der alten Hacke lange genug untreu gewesen bei Ihrem herumfahrenden Leben," gab sie ziemlich derb zurück. „Wer so ein Gesellschaftsmann und Residenzler geworden, der braucht mit dem alten landläufigen Sprüchwort nicht zu coquettiren."

„Echt Fräulein Ellinor!" rief Graf Kotteck wieder. „Ich sehe, Ihre Schmeichelei war nur ein vorübergehender Moment, nicht für meine Ohren berechnet."

„Geschadet wird's Ihnen nicht haben. Im Grunde denken Sie doch zehn Mal mehr Gutes von sich, als Andere jemals von Ihnen reden können," erwiderte sie schlagfertig.

„Das könnte schon sein,“ meinte Graf Rottbeck kaltblütig. „Das Beste in sich kennt Jeder doch selbst; wenn es auch das nicht ist, was Andere an ihm rühmen. . . . Aber lassen Sie uns Frieden machen, Fräulein Ellinor. Sehen Sie, wie reizend ich Ihnen Ihr Knäuel wieder hergestellt habe. Berathen Sie mir dafür, für wen Sie mich mit edeler Uneigennützigkeit einfangen wollten. Ich lasse mich vielleicht gern fangen,“ setzte er lachend hinzu, indem er sich in einen Sessel warf, den er dicht an die Seite des Fräuleins rückte.

Besonders von dem letzten Satze befriedigt, lächelte sie ihm dafür freundlich und friedlich zu.

„Willst du eine Tasse Thee, mein Sohn?“ frug die Gräfin. „Ich erwartete dich nicht mehr, da es so spät geworden. Kommst du erst jetzt zur Stadt?“

„Nein, ich war schon länger hier; ich stieg bei Steilings ab. In der alten bekannten Wirthschaft trifft man nach wie vor seine Freunde und Bekannten am sichersten. Es ist wohlthuend, wie conservativ alles hier zu Lande ist, und wie man sich darauf verlassen kann, Menschen und Dinge genau so wieder zu finden, wie vor Jahren. Uebrigens bemerke ich, daß ich mich sehr wenig auf mich selbst verlassen kann,“ fuhr er fort, in plötzlichem Entsinnen in die Tasche greifend. „Hier sind deine Briefe, Mama, die noch auf dem Gut eingelaufen waren. Schon den ganzen Tag trug ich sie mit mir herum.“ Er überreichte seiner Mutter ein kleines Packet Briefschaften. „Fräulein Ellinor,“ wandte er sich dann wieder an diese, seinem frühern Gedankengang folgend, „in der ganzen Stadt fand ich auch gar nichts verändert, leider auch

das Klima nicht. . . . Diese schwarzkalten Nebel sind doch schrecklich, wenn man sich davon entwöhnt hat," setzte er leise schauernd hinzu. Er erhob sich, um einige Scheite Holz dem Kamin zuzulegen, dessen Flamme bald hoch empor leckte. Sich wärmend, blieb er daran stehen. Die helle Gluth beleuchtete ihn vortheilhaft: eine schlanke, große Gestalt, die das Gepräge eines Weltmannes trug, ohne die Einfachheit des Land-Edelmannes eingebüßt zu haben; die Züge regelmäßig, Haare wie Augen licht. Letztere verriethen die Regsamkeit und den Geist, den Fräulein Ellinor ihm nachgerühmt. Ein etwas kühler Ausdruck, der über dem Ganzen lag, konnte auf den Gedanken bringen, er finde vielleicht etwas zu viel Genügen an sich selbst, er sei einer jener Männer, die nach des Wortes bester Deutung im eigenen Ich Befriedigung genug finden, um Niemand weiter zu ihrer Ergänzung zu bedürfen. Ein gewisser geistiger Egoismus, der bei reicher innerer Anlage und vollkommen befriedigender Lebensstellung wohl auch bei warmen Herzen zum Vorschein kommt.

Rotteck war einziges Kind. Der frühe Tod seines Vaters hatte ihn schon im Kindesalter zum Mittelpunkte der Familie gemacht, gegen den nichts anderes in Frage kam. Niemals wirkt dies ganz günstig; entweder führt es zu vollkommener Abhängigkeit, oder bei innerer Festigkeit zu vollkommener Unabhängigkeit, in welcher der Mensch sich ganz auf sich selbst stellt, aber sich auch stets unbestritten für die Hauptsache hält. Trotzdem hatte das Gesicht einen sehr ansprechenden Ausdruck warmen Gefühls, wenn der junge Mann sich der Mutter zu-

wandte; wenn er lächelte, trat eine fast kindliche Güte und Offenheit zu Tage.

Das Lächeln ist mehr wie jeder andere Zug des männlichen Gesichtes ein Probirstein des Charakters. Es verräth am meisten, wie es in seinem Innern beschaffen ist. Alles Dunkle spricht sich so leicht darin aus. Seltsamer Weise ist gerade das Gegentheil bei der Frau der Fall: die schlechteste und härteste kann noch lieblich, unschuldig oder gütig lächeln.

Graf Alfred lächelte eben wieder in seiner gewinnenden Weise, indem er auf das kleine Fräulein herabsah, dessen Tendenzen er allzu gut kannte. Er schien eine seiner Schelmereien, die stets ihren Zorn oder Widerspruchsgeist wachriefen, auf der Zunge zu haben, als ein unwilliger Ausruf der Mutter ihn unterbrach.

Die Gräfin hatte indeß ihre Briefe eröffnet und schien von dem Inhalt des einen durchaus nicht befriedigt. „Meine gute Schwester!“ sagte sie mißgestimmt; „sie kommt nie zur Ruhe durch ihre Güte. Sie kann wirklich quälend sein. Kein Brief, der nicht irgend einen Wunsch enthält — natürlich stets für Andere — dies Mal für eine Familie Rilménau aus ihrer Nachbarschaft, die sie mir empfiehlt. Sie sind zum Winter hier in die Stadt gezogen, und ich soll mich ihrer annehmen, sie in die Gesellschaft einführen und bekannt machen, — ich, die ich seit zehn Jahren nicht hier war! Diese Idee!“

„Der Auftrag ist nicht gefährlicher Natur,“ sagte Graf Alfred. „Er erledigt sich durch Ignoriren unendlich leicht.“

„Aber gar nicht darauf einzugehen, ist mir auch unangenehm,“ sagte die Gräfin. „Marianne hat es Frau von

Kilmenau mitgetheilt, welche nun mit Sicherheit darauf rechnet. Meine Schwester behauptet, Rottack wäre mit dem verstorbenen Kilmenau eng befreundet gewesen. Ich habe einige Mal den Namen nennen gehört; aber das ist alles, was ich weiß. Bestes Fräulein Ellinor, wissen Sie Näheres darüber? Sie kennen ja alle Menschen.“

Das war kein umsonst geredetes Wort. Fräulein Ellinor hatte längst ihr spitzes Näschen hervorgereckt, in der Art, wie Kinder in der Schule, wenn sie nicht erwarten können, daß die Frage an sie gerichtet wird. Gewiß wußte sie alles. Kilmenau — das war eine gute, alte Familie; aber die Kilmenaus waren nie sehr begütert. Frau von Kilmenau, eine geborene K. — Fräulein Ellinor konnte den Stammbaum bis in's vierte Glied herzählen —, war seit einigen Jahren Wittwe. Das Gut lag ziemlich an der andern Seite der Provinz, daher weniger Verkehr mit der hiesigen Gegend. Von der frühern Freundschaft hatte Fräulein Ellinor natürlich gehört; es war vor Jahren gewesen, vor Graf Rottack's Heirath. Aber sie konnte gar nicht begreifen, warum Frau von Kilmenau die Stadt jetzt aufsuche, und was sie veranlasse, ihre Tochter zum Carneval herzuführen.

„Vermuthlich, um der jungen Dame etwas Vergnügen zu bereiten,“ meinte Graf Rottack. „Ein ganz guter Grund.“

„Vergnügen zu bereiten?“ Fräulein Ellinor sah irritirt aus. „Frau von Kilmenau könnte wahrlich an etwas Klügeres als an Vergnügen denken. Bei so kleinen Verhältnissen, so vielen Kindern geht man nicht in die Stadt zum Vergnügen.“ Fräulein Ellinor wußte obendrein ganz genau, daß die

Kilmenaus eben in einen schweren Proceß verwickelt seien — und dann die Tochter in die Stadt führen!

„Vielleicht will sie ihr einen Mann verschaffen — ein noch besserer Grund, Fräulein Ellinor,“ warf Rottedek wieder in den Redestrom des Fräuleins hinein.

Aber diese zuckte verächtlich die Achseln. „Wenn sie hübsch wäre, so hätte das noch Sinn. Aber ein unscheinbares kleines Ding, echtes Landconfect, die freilich hier eine gute Figur auf den Bällen spielen wird. Ich habe sie vor ein paar Jahren ein Mal gesehen: blaß, unschön, still, nichts Angenehmes — ganz merkwürdig erzogen.“

„Und das verrathen Sie alles so rücksichtslos gleich der besten Partie des Landes!“ sagte Rottedek im ernstesten Tone. „Sie sind schlimmer, als ich glaubte. Wie können Sie die Aussichten einer jungen Dame so vernichten?“

Das Fräulein sah verdutzt zu ihm auf, ungewiß, ob er das in Scherz oder Ernst meine, brach dann aber in ein gezwungenes Lachen aus. „Wenn die Aussichten unserer jungen Damen keine bessern als auf Sie sind, dann werden sie überhaupt wenig Aussicht haben! Uebrigens sind Sie schon viel zu eitel, um eine unschöne Frau zu nehmen.“

„Möglich,“ gab Rottedek leicht erröthend zurück. „Uebrigens, meine Gnädigste, wie glauben Sie denn überhaupt, daß meine Frau aussehen müßte?“

„Wenn Sie überhaupt eine nehmen, verlieben Sie sich Hals über Kopf in irgend ein schönes Kind, mit dem Sie anfangen können, was Sie wollen.“

„Schöne Kinder haben zuweilen viel Willen,“ meinte Alfred.

„Nun ja, ein wenig tyrannisiren wird sie Sie schon — etwas Pikantes muß dabei sein. Aber solche Herren, wie Sie, können nur ein Spielkind brauchen.“

„Alfred,“ sagte die Mutter, in dem Augenblick den letzten ihrer Briefe ihm zuwerfend. „Eine Einladung Reuschens zum Ballé auf nächsten Donnerstag. Sie ward noch auf das Gut geschickt? Ich war schon bei Reuschens. Hast du noch keinen Besuch dort gemacht?“

„Weißt du, Mama, wie oft mir heute schon diese Frage vorgelegt wurde? Alle unsere guten Freunde haben eine selten rührende Sorge in Bezug auf diesen Besuch entwickelt,“ bemerkte der junge Graf ironisch.

„Ich frage einfach wegen dieser Einladung,“ erwiderte die Mutter etwas empfindlich. „Unsere Häuser hatten stets viele Beziehungen, wenn ich sie auch in den letzten Jahren nicht aufrecht hielt, da Reuschens immer auf ihren andern Gütern lebten. Erst diesen Winter sind sie wieder hier in die Gegend gezogen; auch die Frage der Andern ist daher sehr erklärlich.“

„Mama, heuchele nicht,“ lachte Rotteck. „Du bist eben so schlimm wie Fräulein Ellinor, die jetzt nur so eifrig häckelt, weil sie mir die Frage nicht gönnt, die ihr auf den Lippen brennt: nämlich ob ich Comtesse Hedwig schön gefunden oder nicht.“

„Es wird sehr gleichgültig sein, wie Sie Comtesse Hedwig finden; das Urtheil über sie steht doch fest,“ erklärte Fräulein Ellinor derb, wie sie meist jungen Herren gegenüber war.

„Seien Sie doch nicht gleich so gereizt,“ scharmübelte Rotteck weiter. „Sie verrathen dadurch viel mehr, als Sie glauben. Aber mein Urtheil steht auch fest: Hedwig ist schön, — mehr wie bloß ein schönes Kind, Fräulein Ellinor. Sie ist eine Seltenheit, aus Contrasten zusammengesetzt, und doch ein unendlich harmonisches Ganze. Aber die Augenbrauen färbt sie sich, Fräulein Ellinor; die wären sonst fast unmöglich bei so hellem Haar.“

„Die Hedwig sich die Augenbrauen färben!“ rief Fräulein Ellinor. „Sie ließe am liebsten den ganzen Tag im blauen Kittel herum, so wenig macht sie sich aus Toilette, — die ist nicht wie alle Andern.“

„Dann steht ihr sicherlich ein blauer Kittel am besten,“ sagte Rotteck, der an dem Eifer des kleinen Fräuleins seinen Spaß hatte.

Sie wäre ihm auch jedenfalls eine Erwiderung nicht schuldig geblieben, wäre nicht in dem Augenblick der Bediente eingetreten und hätte das Mädchen des Fräuleins angemeldet, das sie abzuholen kam. Fräulein Ellinor ließ ihr Mädchen nie warten; es gehörte das zu einer der vielen Regeln, die sie über das Leben „eines Fräuleins“ aufgestellt hatte. Sie hätte ein Buch darüber schreiben können, so viele gute Grundsätze besaß sie über diesen Punkt. Auch jetzt brach sie sofort auf.

Alfred ließ es sich nicht nehmen, ihr bei ihrer Einhüllung in Shawls und Mäntel die eifrigsten Dienste in scherzhafter Weise zu leisten. „Nun, bekomme ich nicht ein Lob dafür, daß ich, wie es sich gehörte, Comtesse Hedwig bezaubernd gefunden?“ rief er ihr noch nach, als sie schon das Zimmer verließ.

„Wenn Sie sie häßlich gefunden, wäre es vielleicht noch besser,“ rief das Fräulein zurück.

Rotteck lachte. „Könnte sie nicht so amüsant sein, so wäre ihre Klatscherei unausstehlich,“ meinte er, zur Mutter gewandt.

„Jedenfalls ist ihre fabelhafte Bekanntschaft in unsern Kreisen oft sehr angenehm,“ sagte diese. „Heute war sie mir unschätzbar mit all' ihren Nachrichten über Stadt und Land.“

„Und über alle heirathsfähigen jungen Damen!“ sagte Alfred mit einiger Ironie vom Kamin her, wo er mit dem Anzünden seiner Cigarre beschäftigt war.

Die Gräfin sah auf. „Ich habe dir nie ein Hehl daraus gemacht, Alfred,“ sagte sie ruhig, doch ernst, „wie sehr es mein Wunsch ist, daß du endlich eine Wahl treffen möchtest. Du bist in dem Alter, wo es sehr vernünftig ist, daran zu denken, wenn nicht vorher das Herz dazu treibt.“

„Ich fürchte, wenn ich darauf warten muß, wird es schwerlich dazu kommen,“ sagte Rotteck lächelnd. „Jedenfalls würde es angenehm sein, wenn so ein zwingendes Gefühl Einem über alle Wenn und Aber forthelfen wollte. Ich verehere die Damen sehr; es ist schön, ihnen zu huldigen; aber ihnen unser Glück anzuvertrauen, ist bedenklich. »Allen hold und keiner zu eigen« ist mein Wahlspruch. Uebrigens sieh' mich nicht so mißbilligend an, Mama; ich weiß alles, was du sagen willst! Sag' mir dagegen lieber, was du dazu sagen würdest, wenn ich dir verspräche, ernstlich einen Entschluß zu fassen.“

Die Gräfin trat näher an den Sohn heran; ihr Auge glänzte, und doch sah sie zweifelnd zu ihm auf. „Ich glaube,  
2\*

ich würde es machen wie alle Mütter," erwiderte sie mit bewegtem Ton, „wie alle Mütter, die erst den Schritt der Söhne stets sehr erwünschen und dann schwer ertragen. Es theilt sich nicht leicht das Herz eines Kindes mit einer Andern," setzte sie zärtlich hinzu. „Du siehst, ich bin nicht egoistisch, wenn ich dich dazu ermahne; einen solchen Entschluß aber würde ich aus ganzem Herzen segnen.“

Der Sohn schlang den Arm um der Mutter Schultern. „Mama, du hast mir selbst die Wahl schwer gemacht. Wie soll ich eine Frau finden, die dir gleicht?" sagte er innig.

Einen Augenblick ruhte der Mutter Haupt stolz und befriedigt an des Sohnes Brust — — dann aber, mit dem echten Sinn einer sorglichen Frau, die nicht lange einer Gemüthsstimmung sich hingibt, sondern gleich wieder etwas zu bedenken hat, sagte sie: „Du thust mir aber doch den Gefallen und gehst in diesen Tagen zu Kilmenaus, lieber Alfred? Es wäre mir zu unangenehm, meiner Schwester Wunsch nicht zu erfüllen, — besonders, da ich mich jetzt erinnere, daß dein Vater wirklich viel von diesem Kilmenau sprach. Wir werden uns ihrer annehmen müssen.“

„Mama, Mama, mir graut vor dir!" citirte Rotteck. „Heirathsprojecte und Fremdenführer. Hast du noch mehr im Rückhalt? . . . . dann brenne ich durch — und das jetzt gleich. Ich versprach, noch ein Stündchen zu Steilings zu kommen, alte Bekannte zu begrüßen. Also überlasse ich dich deinen schwarzen Plänen." Alfred küßte die Hand seiner Mutter und trat wirklich so eilig den Rückzug an, als fürchte er noch weitere vertrauliche Mittheilungen.

Die Gräfin blieb allein zurück. Sie war, wie ihr Sohn, mit mancherlei Anlagen ausgestattet und wußte ihre einsamen Stunden gut auszufüllen. Heute aber wählte sie eine Lectüre eigenthümlicher Art, die sie dennoch sehr zu beschäftigen schien. Es war ein genealogisches Taschenbuch, worin sie bei dem Buchstaben K. begann und bei „Graf Neusch, Besitzer der Güter . . . . Kinder . . . .“ seltsam lange stehen blieb.

## II.

Der bei dem Gespräch an jenem Abend erwähnte Ball des Grafen Neusch fand wenige Tage später statt.

Die Gesellschaft war noch nicht vollständig versammelt. In den ersten Salons erwarteten der Hausherr und die Hausfrau noch einige der Gäste, und im Tanzsaale hatte die Musik noch nicht begonnen, obgleich mancher jugendliche Blick sich erwartungsvoll darauf richtete.

Hedwig Neusch, die schöne Tochter des Hauses, stand in diesem Salon, umgeben von dem Flor der jungen Damenwelt.

Wer es beobachten will, kann die Bemerkung machen, daß im ersten Stadium eines Balles um die Schönsten meist die übrigen ihrer Mitschwestern sich gruppiren — sei es aus einer gewissen Rivalität, sei es, daß sie gegenseitig vom Glanz der Schönheit angezogen werden, oder daß die Minderbegünstigten etwas von den Strahlen der Huldigung und Bewunderung mit zu erhaschen denken, die sich dort sammeln. Trotz der anmuthigen Schaar, die Hedwig Neusch umgab,

gebührte ihr der Preis der Schönheit. Sie fesselte die Blicke um so mehr, weil alles an ihr, wie Graf Rottect richtig bemerkt hatte, überraschend war: das lichtblonde Haar, die schwarz gezeichneten Brauen, der blendend weiße Teint und die braunen Augen mit den langen, dunkeln Wimpern, dem bläulich weißen Spiegel — so groß und weit geöffnet, so schimmernd und strahlend, als gehörten sie einer jener feuerigen südlichen Schönen an und nicht dieser rosigten, blonden Tochter des Nordens. Auch die purpurrothen, leicht schwellenden Lippen bei den fein gemeißelten Zügen gaben dem Gesichte eine reizende Unregelmäßigkeit. Die Vollendung der Formen bei dem Hauch der Jugend und der Zartheit des Baues war von bewundernswerther Schönheit.

Selbst in ihrer Toilette schien das junge Mädchen von allen hergebrachten Regeln abweichen zu wollen. Während die junge Damenwelt vorherrschend sich in duftige, leichte Gewänder gehüllt hatte, trug sie ein weißes, schweres Seidenkleid, durch nichts von Blumen, Schmuck oder Farbe gehoben. Die Haare fielen frei und ungeschmückt in natürlichen Wellen, die einen Maler entzückt haben würden, zum Nacken nieder, über der Stirne nur wie eine goldige Wolke sich hebend und von einem einfachen Goldreif zurückgehalten. Um den Hals schlang sich eine feine kleine Kette, an der ein kostbarer, aber unscheinbarer Schmuck hing. Also nichts, was irgend etwas zur Erhöhung ihrer Reize beigetragen hätte: als habe sie das Gewagteste darin wagen können. Wirklich überstrahlte ihre Frische selbst das glänzende Weiß des Stoffes, und das schwere Gewand vermochte nichts von der Leichtigkeit und Anmuth

ihrer Bewegungen zu nehmen, indeß die vollkommene Einfachheit desselben ihr etwas Kindliches ließ und sie vortheilhaft von den Andern unterschied. Wenn Comtesse Hedwig gegen allen leichten, überflüssigen Tand ihre strengen Grundsätze hatte, von denen sie schwor, niemals abzugehen, so wußte sie wenigstens, daß sie es sich bieten durfte.

Siegesgewiß überstrahlten ihre schönen Augen den weiten Raum, wo Alles sich herandrängte, ihr zu huldigen gleich einer jungen Königin. Seit einigen Augenblicken aber flog es wie ein Schatten von Ungeduld über die reizenden Züge. Ihre Blicke wandten sich bald zur Musik hinüber, bald richteten sie sich erwartungsvoll auf die Thüre. Ihr Fächer rauschte ungeduldig auf und ab, ihre Antworten wurden kürzer und zerstreut.

„Dein Tänzer läßt sich ja sehr lange erwarten,“ sagte eine junge Dame in ihrer Nähe, die den Grund ihrer Ungeduld zu errathen schien. „Ich glaubte, er würde Vortänzer sein?“

„Er erbot sich wenigstens, einen Theil dieses Amtes zu übernehmen. Es ist übrigens noch gar nicht so spät; man beginnt hier nur stets so früh, früher als in irgend einer andern Stadt,“ meinte die junge Dame entschuldigend, trotz ihrer sichtlichen Unruhe. „Papa, fehlen noch Viele?“ wandte sie sich an diesen, der eben durch den Salon schritt und zu ihr herankam.

„Rottecks sind noch nicht da, auch Kilmenaus kamen noch nicht. Ich begreife besonders Rotteck nicht. Er versicherte mir noch am Nachmittag, als ich ihm auf der Promenade begegnete, er werde möglichst zeitig eintreffen.“

„Er wird wohl noch die späten Stunden der französischen Residenz im Sinne haben,“ ließ Fräulein Ellinor's Stimme sich vernehmen. Im Gefolge des Hausherrn hatte sie geschickt den Kreis der Jugend durchbrochen, der sich meist sehr vorsichtig von ihr abschloß. Auch jetzt wurde ihr mehr Platz gemacht, als unumgänglich nöthig war; denn man liebte es nicht, ihren scharfen Augen und ihrer scharfen Zunge zu nahe zu kommen. Fräulein Ellinor im stabilen braunseidenen Gewande, von einem Spizentuche umhüllt, auf dem Haupte die schwarze Spizenhaube mit der gelben Rose, war so in ihrer Gesellschafts-Uniform, in der sie seit Jahren mit löblicher Consequenz allen geselligen Vereinigungen beiwohnte, die sich ihr boten. Den Eifer und die Unermüdllichkeit, die sie darin entwickelte, konnte man sich nur durch den Beruf erklären, den sie sich dabei erwählt hatte. Fräulein Ellinor sah sich für den privilegirten Reporter des geselligen Kreises ihrer Provincial-Hauptstadt an; und man mußte ihr lassen, daß sie dieses Amtes mit besonderm Talente waltete. Nichts war zu groß oder zu klein für ihr Interesse. Nichts gab es, was sie nicht auf die Tagesordnung des Gespräches zu bringen wußte. Das geringfügigste Ereigniß, das Andere leichtsinnig kaum beachteten, den verstohlensten Blick, das gleichgültigste Wort wußte sie mit einem merkwürdigen Scharfsinn zu erfassen; und so treu, wie ihr Gedächtniß, so schnell war ihre Combinationsgabe. Nach einem Balltage war sie unschätzbar in dem Reichthum ihrer Beobachtungen, und wie alle guten Berichterstatter, wußte sie jeden Stoff auch dreifach auszunützen: zunächst als auftauchendes Gerücht, dann in den Möglichkei-

ten, die sich daraus ergeben konnten, und zum dritten und letzten durch die Bestätigung oder den Widerruf desselben.

Wir wollen nicht leugnen, daß daraus eine gewisse geheime Scheu entsprang, mit der man die verehrte Dame ansah. Aber sie war trotzdem sehr gesucht; denn der Mensch hört gern und will auch gern besprochen werden, und wer nicht selbst Zeit oder Talent zum Beobachten hat, nimmt um so lieber die Beobachtungen Anderer hin. Während Fräulein Ellinor's harmlosere Mitschwestern und Zeitgenossinnen längst von der Welt vergessen und von ihrem Schauplatz abgetreten waren, schwamm sie noch lustig in dem Strome weiter, überall gebeten, überall gewünscht und überall mit der Schonung behandelt, die man Gegenständen, welche gefährlich werden können, angeeignet läßt.

Aber der Wahrheit die Ehre! Fräulein Ellinor's Talent glänzte nicht bloß im lichtumstrahlten Salon oder im heitern Kreise, — auch in manches stille Gemach, manches vereinsamte Leben trug sie den Schatz ihrer Neuigkeiten, hier träge Stunden besflügelnd, dort trübe Gedanken verschleichend und oft selbst der schmerzverzogenen Lippe ein Lächeln aufnöthigend. Wußte sie ja die bunten Lebensbilder dahin zu zaubern, für die der Mensch immer noch Theilnahme behält, wenn er auch von der persönlichen Mitwirkung sich längst ausgeschlossen hat. Das war die Lichtseite von Fräulein Ellinor's geschwinder Zunge.

Jetzt stand sie, wie gesagt, vor der schönen Tochter des Hauses, sie besonders scharf musternd; denn Hedwig war die

Novität der Saison. Hedwig war auch allein stehen geblieben im Bewußtsein ihrer Unantastbarkeit. Sie sah etwas ungnädig auf das gefährliche Fräulein nieder; aber das Fräulein ließ sich durch einen ungnädigen Blick nicht aus dem Felde schlagen.

„Reizend wie immer!“ sagte sie, die grauen Augen rasch an der Toilette der jungen Dame herabgleiten lassend. „Immer ungewöhnlich, unsere schöne Comtesse: weder Blumen, noch Kranz, noch Band. Wo hätte man je so etwas erhört in unserer Jugend!“

„Ich liebe all' den Tand nicht, mit dem man behängt werden soll,“ sagte Gräfin Hedwig in nicht so abweisender Art, als es meist bei ihr der Fall war dem Fräulein gegenüber. Hübsch war es doch, daß Fräulein Ellinor die Eigenthümlichkeit gleich auffaßte.

„Meine Mama war erst zu Tode erschrocken, daß ich gar keine Blumen tragen wollte; aber sie beschwerten ja nur den Kopf. Ich werde es nie thun,“ setzte sie hinzu, die Locken schüttelnd, daß die leichten krausen Wellen neckisch auf die weiße Stirne fielen.

„So charmant und so originell die kleine Hedwig,“ bestätigte Fräulein Ellinor. „Sie verschmäht allen Puß und ist doch die Gefeierteste!“ fuhr sie unermüdlich fort. Jetzt erspähte sie die Ballkarte in Hedwig's Hand. „Natürlich alle Tänze schon vergeben: Souper-Walzer und Cotillon. Soll ich ein Mal rathen, wer heute der Glückliche ist, der sich dazu schon zeitig vorgeesehen hat?“

„Das können Sie nicht rathen, denn ich habe den Cotillon noch nicht vergeben,“ sagte Hedwig, ungeduldig sich abwendend, obgleich eine leichte Röthe ihr auf die Stirne stieg. Aber im selben Augenblicke bereute sie schon ihre Antwort.

„Wenn die gnädige Comtesse den Tanz noch nicht vergeben hat, dann darf ich mir wohl die Ehre dazu ausbitten,“ ließ neben ihr eine gedehnte Stimme sich vernehmen. Eine der wenigst beliebten Persönlichkeiten des Ballsaales war es, die den Anspruch geltend machte.

Hedwig's Ausdruck verdunkelte sich noch mehr; denn nach ihren eigenen Worten war kein Ausweg möglich. Es blieb ihr nichts übrig, als die Bitte des unerwünschten Fragers zu bewilligen, der, selbst überrascht von seinem ungeahnten Glück, sehr befriedigt sich zurückzog.

„Das nenne ich richtig eingefangen,“ meinte lachend die vorhin erwähnte Freundin. „Ich weiß nicht, ob ich dir zu der Eroberung Glück wünschen kann.“

„Daran ist Niemand Schuld wie diese unausstehliche Priese mit ihrer ewigen Neugier,“ sagte Hedwig im höchsten Unmuth. Es zuckte dabei bedenklich um ihren Mund, als wolle der Unmuth in Trauer übergehen. „Unleidlich ist sie mit ihren Fragen.“

„Du thust mir leid,“ meinte die Andere theilnahmvoll. „Konntest du nicht etwas ausfindig machen, es zu umgehen?“

„Wie konnte ich denn, nach dem, was ich selbst gesagt?“ erwiderte Hedwig noch gereizter. „Aber ich begreife auch nicht,

warum Papa nicht beginnen läßt — dieser langweiligen Kottecks wegen!“

„Nun, schilt nur jetzt deinen Cavalier nicht, weil du ihm den Cotillon nicht mehr geben kannst,“ lachte die Andere. „Du selbst meintest eben noch, es sei nicht so spät. Uebrigens glaube ich, sie sind jetzt gekommen. Fräulein Ellinor steuert eilig der Thüre zu.“

Fräulein Ellinor steuerte wirklich in den ersten Salon; ihr scharfes Auge hatte die Bewegung bemerkt, welche durch die Ankunft der lang erwarteten Gäste verursacht war. Sie kam noch zeitig genug, um Gräfin Kotteck am Arme eines jungen Offiziers eintreten zu sehen, der ihr unbekannt war. Graf Kotteck führte eine kleine, ältere Dame, in der sie Frau von Kilmenuau erkannte, indeß ein junges Mädchen folgte.

Es entstand das momentane Gewirr von Begrüßung, Entschuldigung, Staunen und Bedauern, wie es solch' verspätete Ankunft kennzeichnet. Allmählig aber ergab es sich, daß ein kleiner Unfall auf der Fahrt die Schuld trug. Bei einer scharfen Biegung war die Kotteck'sche Equipage hart an den Wagen angefahren, den die Kilmenuaus hatten, so daß der letztere arg beschädigt worden war. Außer dem Schrecken hatte ein Streit, der zwischen den Kutschern sich entsponnen und nicht so leicht zu beschwichtigen gewesen war, den Aufenthalt verlängert. Da der Kilmenuau'sche Wagen augenblicklich nicht weiter zu benutzen gewesen, hatte Gräfin Kotteck die Damen in ihre Equipage gebeten, und die Herren waren zu Fuße gefolgt.

Die Verspätung war durch den Unfall so genügend entschuldigt, daß ein interessanter Zwischenfall daraus wurde, der, von Mund zu Mund getragen, natürlich stets weiter ausgesponnen wurde. Ein Sturm von Theilnahme drohte, den aber die Gräfin Rottect kurz abschchnitt, indem sie meinte, durch die Verzögerung sei die Geduld der Gesellschaft genugsam geprüft worden — „besonders da der Ball, wie ich bemerke, in Ermangelung des Vortänzers noch nicht begonnen hat,“ sagte sie zum Hausherrn gewandt.

„Ja ja, machen Sie das mit meinem Töchterlein aus,“ wehrte Graf Reusch Alfred Rottect's Entschuldigungen jetzt ab. „Auf dem ersten Balle auf seinen Tänzer warten zu müssen, das scheint freilich eine Staatsaction. Ich glaube, meine kleine Here fing an verzweifelt ungeduldig zu werden.“

„Jugend ist eben Jugend,“ sagte er mit herablassender Altersweisheit zu Gräfin Rottect, während er sie zu einem Divan führte.

Mit der Routine des gewandten Weltmannes glitt Graf Alfred durch den gefüllten Saal, um zu seiner Tänzerin zu gelangen.

Comtesse Hedwig fand es eigentlich nothwendig, ihren anscheinend so lässigen Cavalier etwas ungnädig zu empfangen, obgleich es in ihrem Auge verrätherisch aufblitzte, als er ihr jetzt nahte, — er, die eleganteste Erscheinung des Salons, der vielbesprochene Löwe des Tages. Durch Rang und Reichthum zählte er zu den Sternen erster Größe in der Gesellschaft, und durch seine längere Abwesenheit war er mit dem Reiz des Fremden umkleidet.

Ihn gleich an ihrer Seite zu sehen! — Hedwig zählte siebenzehn Jahre, und es war ihr erster Winter. Gut war es, daß die Ursache seines Zögerns triftig genug war, um alle Verstimmung überflüssig und unmöglich zu machen. So war die Wolke augenblicklich von ihrem reizenden Gesichte verschwunden. Ein Wink — die Töne der Musik brausten durch den Saal — und stolzer und strahlender als vorhin noch, flog Hedwig am Arme ihres Tänzers dahin.

Vieler Augen folgten dem schönen Paare. Sie bildeten Beide den Glanzpunkt der Saison, das Interesse, den Reiz derselben — wie jedes Mal einige Persönlichkeiten da sein müssen, welche die Zungen und Gedanken der Zuschauer beschäftigen. Fast war es langweilig, die dieses Mal so leichte Lösung vorauszusehen!

Selbst Gräfin Rotteck, die am Eingange des Tanzsaales Platz genommen hatte, folgte mit gespannter Aufmerksamkeit diesem Paare. Lange ruhte ihr Blick auf dem jungen Mädchen, das sie an der Seite ihres Sohnes sah, und ein befriedigter Ausdruck legte sich auf ihre Züge. Plötzlich aber, als entsinne sie sich eines Umstandes, schaute sie suchend durch den Saal und wandte sich dann zu Frau von Kilmeneau, welche ihre Nachbarin geworden war und eben von Fräulein Ellinor in Beschlag genommen wurde.

„Wo ist Ihre Fräulein Tochter doch geblieben?“ fragte die Gräfin. „Ich sehe sie nicht hier im Saale. Tanzt sie nicht?“

„O doch,“ sagte Frau von Kilmeneau und ein Anflug von Verlegenheit zog über ihre Züge. „Ich fürchte, sie wird keinen Tänzer gefunden haben — wir sind hier so unbekannt.“

„Und wir kamen so spät, daß gar keine Zeit zu Vorstellungen blieb,“ ergänzte Gräfin Rotteck. „Herren haben das so viel leichter. Sehen Sie ein Mal, wie Ihr Herr Sohn sich schon lancirt hat. Was für ein hübscher Cavalier er ist!“ setzte sie mit freundlicher Herzenshöflichkeit hinzu, um den Eindruck der vorhergehenden Frage zu verwischen. Sie hatte bemerkt, daß Frau von Kilmenau peinlich davon berührt war.

Das Auge der Mutter leuchtete denn auch froh auf bei dem Lobe des Sohnes und blieb mit einem Ausdruck großer Zärtlichkeit an ihm hangen, indeß der Gräfin Blicke schon wieder durch den Saal schweiften. „Steht Ihre Tochter nicht drüben an dem Eingange des kleinen Cabinets,“ meinte sie bald, sich wieder zu Frau von Kilmenau wendend und sie auf ein junges Mädchen aufmerksam machend, das halb versteckt durch eine Gruppe Topfgewächse dort stand und sich selbst überlassen und vereinsamt auf das bewegte Treiben blickte. „Sie dürfte sich nicht so zurückziehen; wir müssen suchen, sie etwas bekannt zu machen.“

„Ja, es ist Anna,“ antwortete Frau von Kilmenau mit demselben Ausdruck zögernder Verlegenheit wie früher. „Sie ist in ihrem Aeußern die wenigst glücklich ausgestattete von meinen Kindern,“ setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu.

„Es ist kein uninteressantes Gesicht,“ sagte die Gräfin, zu jenem Ausdruck greifend, der oft mildernd für unschön eintritt; „und aus den Zügen spricht die Ruhe und Festigkeit, welche ich bei unserm Unfall sehr bei Ihrer Tochter bewundert habe.“

„Ja, sie hat viel Festigkeit,“ bestätigte die Mutter. Aber in der Art, wie sie dies aussprach, klang es fast wie ein Tadel.

Nicht uninteressant, war wohl das Einzige, was man in höflicher Form von der Erscheinung des jungen Mädchens sagen konnte. Dem flüchtigen Beobachter hinterließ sie meist keinen Eindruck. Nicht groß und nicht klein, nicht hübsch und nicht häßlich, wie sie war, stach nichts in ihren Zügen hervor, was man hätte bewundern oder verurtheilen können; bei dieser farblosen Brünette wären selbst die Jahre schwer zu bestimmen gewesen. Nur der kundigere Blick bemerkte vielleicht, daß die nicht hohe Stirne wohl gebaut war, eine jener Stirnen, denen der Stempel des Denkens aufgeprägt ist; daß die dunkeln Augen einen tiefen, warmen Blick hatten und der geschlossene Mund einen Ausdruck von Festigkeit zeigte, der selten bei weiblichen Gesichtern sich findet, ohne scharf oder hart zu sein. Das Einzige, was vielleicht bei ihr Anspruch auf Schönheit machen konnte, waren die reichen, dunkeln Haarmassen, die in schweren Flechten den Kopf umgaben und in ihrer Fülle ihn fast zu groß scheinen ließen für die Gestalt, die etwas Unscheinbares hatte. Wie das ganze Aeußere, so zeichnete auch Anna's Anzug sich durch nichts Besonderes aus. Es war eine jener Toiletten, wie sie zu Duzenden die Ballsäle zieren; doch ließ sie, was Frische und Geschmack betraf, nichts zu wünschen übrig.

In diesem Augenblick trug das Gesicht einen Ausdruck von Ernst, fast von Mißstimmung, der es nicht verschönte. Möglich, daß es das Gefühl war, in einem Ballsaale einsam und übersehen zu sein, was die Philosophie fast aller jungen Damen übersteigt, — möglich, daß ihr überhaupt diese Art von Freuden nicht zusagte.

Alfred Kotteck dachte wohl Aehnliches, als sein Blick jetzt auf ihr ruhte. Mit der lebhaften Frage, wo denn Fräulein von Kilmenu sei, war er eben an seine Mutter herangetreten. Trotz Fräulein Ellinor's unvortheilhafter Beschreibung schien er doch mehr erwartet zu haben; denn eine gewisse Enttäuschung zeigte sich in seinen Zügen.

„Nicht hübsch, nicht wahr?“ flüsterte die Mutter ihm zu. „Nimm dich ihrer etwas an. Sie hat keinen Tänzer gefunden, und ich fürchte, man wird sie wenig beachten.“

„Weniger hübsch als ich erwartet,“ sagte Kotteck; „doch durchaus auch nicht Landconfect, wie Fräulein Ellinor meinte; jedenfalls hat sie das längste, schönste Haar und den hübschesten, kleinsten Fuß, der mir noch vorgekommen ist.“

„Woher weißt du das?“ sagte die Gräfin erstaunt. „Du mußt scharf gesehen haben, wenn du das vorhin in dem Dunkel und dem Gewirr wahrgenommen.“

„Gesehen aber habe ich's, wenn ich auch meiner Frau Mama nicht verrathe, wo,“ lachte Alfred. „Ja, ich weiß sogar noch mehr von der jungen Dame: daß sie ein etwas außergewöhnliches Pflänzchen ist — aber wenn ich für sie sorgen soll, mußt du mir Urlaub geben,“ setzte er hinzu.

„He, Gleiwitz!“ wandte er sich im selben Augenblick an einen vorübergehenden Offizier, der bei dem Beginn der Tanzmusik eine verdächtige Rückzugsbewegung nach der Thüre des Tanzsaales antrat: „Gleiwitz, Sie haben gewiß noch einen Tanz frei.“

„Beste Graf, ich lasse mir stets deren viele frei. Aber soll ich eingefangen werden für irgend eine reizende Mauerblume?“

„Merkwürdig richtig gerathen, mein Beste: ich werbe für eine junge Fremde, Fräulein von Kilmenu, welche zum ersten Male unsere Gesellschaft hier betritt. Sie ist durch unsere Schuld sehr spät gekommen; fast alle Engagements sind geschlossen. Seien Sie ritterlich und lassen Sie sich vorstellen.“

„Ich bin ein wenig eifriger Tänzer,“ wehrte Baron Gleiwitz mit süßsaurer Miene ab, „und habe für frischen Land-Import wenig Neigung. Darf ich nicht wenigstens vorher sehen, welches Schicksal mich ereilen soll?“

„Doch, die Gunst soll Ihnen werden. Sehen Sie, dort in dem Cabinet jene kleine Dame, an welche die Tochter des Hauses eben herantritt.“

„Das ist kein günstiger Moment für sie. Die reizende Comtesse überstrahlt ja heute Alle,“ meinte Baron Gleiwitz.

„Zwischen diesen Beiden ist ohnehin jeder Vergleich ausgeschlossen,“ erklärte Alfred. „Aber warten wir die Begrüßung ab; dann stelle ich Sie vor.“

Die Herren sahen, wie Comtesse Hedwig jetzt an Fräulein von Kilmenu herantrat mit jenem zerstreuten, oberflächlichen Gruß, den sehr gefeierte und in Anspruch genommene Schönheiten oft für ihre minder begünstigten Mitschwestern haben; denn nur solche, die mit ihnen rivalisiren, haben Interesse für sie. Hedwig's strahlende Blicke flogen wieder nach allen Richtungen, ehe noch die paar gleichgültigen Begrüßungsworte gesprochen waren.

Fräulein von Kilmenu's Gestalt hob sich mit einigem Stolz bei dem oberflächlichen Gruße. Die Augen richteten sich fest auf ihr Gegenüber. Aber plötzlich schwand der kalte Ausdruck, wie zerronnen, vor dem lieblichen Gesichte ihres Gegenüber; ein Lächeln trat auf die Lippen. Freundlich, wie man zu einem Kinde spricht, schien ihre Antwort zu sein; dann aber wandte sie sich sogleich ruhig ab.

„Stellen Sie mich vor, Kotteck,“ sagte Baron Gleiwitz. „Das Mädchen gefällt mir. Ein hübsches Bild war das eben: herablassende Schönheit einerseits, Herablassung des Verstandes anderseits.“

Der Ball nahm indessen seinen Fortgang. Fräulein Ellinor hatte die Befriedigung, zu sehen, daß Graf Kotteck abermals mit der schönen Tochter des Hauses tanzte, überhaupt sich ihr so eifrig widmete, als eben zulässig war.

„Aber bei diesen Herren der großen Welt will das noch nicht viel sagen,“ meinte Fräulein Ellinor's erfahrungsreicher Sinn. „Uebrigens werde ich Neuschens doch einen Wink geben, wie sehr recht die Partie der Mama Kotteck ist.“

Dem Grafen Alfred war seine schöne Tänzerin eben entführt worden; sein Blick schweifte durch den Saal. Nicht weit von ihm entfernt stand Fräulein von Kilmenu, abermals ohne Tänzer. Bisher hatte er ihr meist Herren zugeführt; aber die Zahl der tanzenden Herrn war überhaupt nicht groß und fing an, sich stark zu lichten. Alfred selbst hatte noch nicht mit ihr getanzt. Er benutzte den freien Moment, sie zu einer Tour zu holen.

Zufällig befand er sich bald darauf in der Nähe seiner Mutter. „Wie tanzt die kleine Kilmenau?“ fragte diese mit dem Antheil, den jedes mütterliche Wesen für seine Schutzbefohlenen empfindet.

„Nicht übel,“ gab er zurück. „Uebrigens kannst du ruhig sein: deine protégée wird sich Bahn brechen. Baron Gleiwitz sagte mir, sie habe eine recht angenehme Unterhaltungsgabe.“

Eine Pause trat ein, kurz vor dem Beginn des letzten Actes, jenes Tanzes der nun einmal zum Höhepunkt erhoben ist. Von den nicht tanzenden und nicht chaperonnirenden Herren und Damen waren schon manche verschwunden.

Fräulein Ellinor zog sich nie vor dem gänzlichen Ende des Balles zurück. Jetzt erst begann ihre eigentliche Ernte. Mit richtiger Taktik fand sie stets den Standpunkt heraus, der die beste Uebersicht gewährte.

Graf Alfred kam und nahm neben ihr Platz. „Ganz erschöpft?“ sagte Fräulein Ellinor. „Ich glaubte nicht, daß Sie ein so eifriger Tänzer seien.“

„Je nachdem,“ meinte der junge Mann. „Alles oder nichts, — nur kein gezwungenes Herumspringen. Tanzen muß, wie Singen, aus innerer Anregung hervorgehen.“

Es schien dem scharfblickenden Fräulein, als wende sein Auge sich dabei der Schönsten im Saale wieder zu. Sie war zu weise, etwas darauf Bezügliches zu antworten, oder nur zu zeigen, daß sie den Blick bemerkt habe. Da er aber einige Augenblicke wie in Gedanken verloren schwieg, wagte sie endlich die harmlose Phrase: welch ein gelungenes Fest es sei. Da er auch dazu nur nickte, fuhr sie tapfer

fort: „Sie sehen, daß unsere Heimath auch etwas bietet, und wie gemüthlich es unter alten Bekannten ist.“

Ein ironisches Lächeln stieg auf seine Lippen. „Nur nicht zu viel Altbekanntes. Frisches Brod und frische Bekanntschaften wird man selten leid.“

„Das eine verdirbt den Magen und das Andere verdirbt den Sinn,“ eiferte Fräulein Ellinor. „So lange Sie so denken, werden Sie nie ein vernünftiger, jeßhafter Mensch werden.“

„Aber vielleicht ein glücklicher bleiben. Es ist schade, daß man Gegenden und Menschen so leicht leid werden kann. Die Meisten kennt man, nachdem man sie ein Mal gesehen, schon auswendig.“ Lässig schloß er die Augen dabei, als ob er schläfrig sei.

Fräulein Ellinor wußte nicht recht, was sie daraus machen sollte.

„Fräulein Ellinor,“ sagte er jetzt plötzlich, sich aufrichtend: „Sie wissen ja alles. Wo ist Fräulein von Kilmenuau erzogen worden?“

„Daheim bei ihren Eltern,“ gab die Gefragte zurück, erstaunt von diesem raschen Uebergang. „Warum das?“

„Sie hat eine eigene, ruhige Sicherheit,“ antwortete er, „die ich noch nicht recht deuten kann. Sie scheint frei von aller Befangenheit und ist doch keine geschulte Welt-dame; sie ist einfach und doch nicht gewöhnlich.“

„Finden Sie?“ sagte Fräulein Ellinor, ihre kleinen, grauen Augen nach der Richtung lenkend, wo sie aber nichts sah, als ein ganz gewöhnlich erscheinendes, nichts weniger als

hübsches Mädchen. „Eigen mag sie schon sein; der Vater war auch ein eigener Mann mit allerhand gelehrtem Kram im Kopf. Aber so viel ich weiß, hat die Tochter das Haus nicht verlassen. Sie konnte es auch gar nicht, bei den kleinen Verhältnissen.“

Fräulein Ellinor wollte eben ihr Steckenpferd, anderer Leute Verhältnisse zu schildern, mit großer Genugthuung besteigen; aber Alfred unterbrach sie. „Der alte Kilmenau war mit meinem Vater sehr befreundet,“ sagte er, „und wie Sie sagen, ein geistvoller Mann. Hat er die Tochter vielleicht zu etwas Besondern erziehen wollen — gehört sie zu den gelehrten Damen?“

„Könnte schon sein; habe aber nichts davon gehört. Meinen Sie, weil sie ein so langweilig ernstes Gesicht macht?“

„Langweilig würde ich es am wenigsten nennen,“ meinte Rotteck; „sie scheint ernst gestimmt. Vielleicht sind ihr diese Freuden zu untergeordneter Natur. Die Mutter und der Bruder sehen übrigens nicht bedeutend aus!“

„Und das Aushängeschild behält Recht,“ erwiderte Fräulein Ellinor mit ihrer gewohnten Schlagfertigkeit. „Dumm ihr Lebtag gewesen die Frau von Kilmenau, recht die Frau für einen geschiedten Mann,“ setzte sie etwas beißend hinzu.

„Danke für den guten Grundsatz,“ sagte Alfred lachend. „Soll ich nun die Ordentour recht früh tanzen lassen, damit Sie noch frisch zum Beobachten sind? Dann bekomme ich am nächsten Thee-Abend aber auch zuerst Ihren Bericht. Vergessen Sie nicht zu beachten, daß »die beste Partie des Landes« das längste tête à tête mit Ihnen hatte.“

Er verabschiedete sich so flüchtig, daß Fräulein Ellinor zu keiner weitem Antwort kam und im Zweifel blieb, ob sie durch diesen Schlußsatz sich geschmeichelt oder gekränkt fühlen sollte. Glücklicher Weise lenkte der Beginn des Tanzes ihre Gedanken sogleich davon ab.

„Natürlich keine Andere,“ sagte sie für sich, Rotted mit den Augen verfolgend, als er zu der Tochter des Hauses trat.

Aber der Graf tauschte nur wenige Worte mit Hedwig; ihr Tänzer trat schon heran. Rotted wandte sich ab und forderte gleich darauf Fräulein von Kilmenau auf.

„Was ist denn das?“ dachte Fräulein Ellinor, ordentlich athemlos über das Ereigniß. „Wie ungeschickt von der Hedwig, schon engagirt zu sein! Warum geht er auch so spät hin? Und was für ein Gedanke, diese kleine Kilmenau zu nehmen! . . . . Aha, sie wollen es nicht gleich so auffällig machen, und deshalb nehmen Beide Jemand, der gar nicht in Betracht kommt, — das wird es sein.“ Fräulein Ellinor's langer Hals zog sich nach dieser beruhigenden Combination wieder in sich selbst zusammen, um sich dann andern interessanten Punkten zuzuwenden.

Viele im Saale hatten aber das Staunen des Fräuleins getheilt. War es auch nicht gerade Comtesse Hedwig, so blieben von Sternen zweiter Größe doch noch manche Andere, denen Alfred sich eher hätte zuwenden können, ja müssen, als der kleinen Fremden.

Fräulein von Kilmenau saß indeß neben ihrem ihr vielfach mißgönnten Tänzer und schien weder seine erhabene Stellung in der Gesellschaft zu kennen, noch die Gunst des

Schicksals zu würdigen. Ernst, wie vorhin, blieb der Ausdruck ihres Gesichtes, und in sich selbst versunken, als seien ihre Gedanken mit ganz anderm beschäftigt, saß sie da, indeß ihre Hände — Alfred übersah es nicht, daß es seine Hände waren — in Zerstreuung mit dem Fächer spielten.

Es wurde ihm bedenklich zu Muth. „Um langweilig sein zu dürfen, bist du nicht hübsch genug,“ dachte er. „Gleiwitz muß sich selbst gern hören, daß er Schweigen so liebenswürdig findet,“ — und er wandte sich der Richtung zu, woher Hedwig's muntere Stimme klang.

„Graf Rotteck,“ hörte er sich jetzt mit zaghafter Stimme von seiner Tänzerin angeredet, „dürfte ich Sie fragen — können Sie mir vielleicht einen besonders tüchtigen Rechtsanwalt angeben?“

Alfred wandte sich zu ihr, erstaunt über die Frage, und sah sie an, als traue er sich nicht zu, recht gehört zu haben. Ihr Gesicht war noch bleicher als vorhin; ein Gemisch von Sorge und Unruhe sprach daraus, so daß er den Scherz unterdrückte, mit dem er die eigenthümliche Anrede hatte beantworten wollen.

„Einen Rechtsanwalt?“ wiederholte er — ihre Augen waren erwartungsvoll, fast bittend auf ihn gerichtet. „Ich kann Ihnen einen sehr tüchtigen Mann empfehlen: meinen eigenen langjährigen Sachwalter.“

„Ich würde Ihnen sehr dankbar dafür sein,“ sagte sie aus tiefstem Herzen. „Und könnte ich den Herrn gleich morgen sprechen?“

„Gewiß. Wenn Sie es wünschen, werde ich selbst ihn morgen Ihnen zuführen. Aber,“ setzte er in leichtem Tone hinzu, „wenn Sie fürchten, sich heute Abend noch mit mir in solchen Streit zu verwickeln, daß ein Rechtsbeistand nöthig wäre, so rathe ich Ihnen von meinem alten Mühler ab; der nimmt stets unbedingt Partei für mich.“

Sie sah ihn einen Augenblick an, als wüßte sie nicht recht, seine Worte zu deuten; doch verstand sie wohl die gute Absicht, durch die heitere Wendung sie von ihren ernstesten Gedanken abzulenken. Ein Lächeln, das sie um vieles hübscher machte, glitt über ihre Lippen. „Bei einem Disput,“ gab sie gewandt zurück, „brauchen wir Damen keinen Rechtsbeistand; da haben wir stets unser gutes altes Recht: das letzte Wort, für uns. Sie werden aber meine Frage sehr sonderbar gefunden haben,“ fuhr sie zögernd fort.

„Etwas originell, freilich,“ meinte er lächelnd. „Die letzte Frage wäre dies, die ich von einer jungen Dame hier erwartet hätte.“

„O, nur nicht originell!“ unterbrach sie ihn hastig. „Es ist so widerwärtig, das zu scheinen. Wenn ich Ihnen meine Frage erkläre, werden Sie dieselbe ganz einfach finden. Nur weil es mir etwas schwer ward, fragte ich so direct.“

„Das ist möglich. Aber originell wird es immer bleiben, nicht originell sein zu wollen,“ erwiderte Alfred, amüßirt von ihrer Entschuldigung. „Die meisten Menschen haschen danach.“

„Die meisten Menschen werden nicht wissen, was es heißt, originell zu sein,“ gab sie mit einem eigenthümlichen Ausdruck zurück.

„Das ist mir neu,“ sagte er, angeregt sowohl durch die Behauptung, als durch den Ton, in welchem dieselbe gemacht wurde. „Haben Sie darin schon Erfahrungen gemacht? Sie scheinen eine Art Tadel mit dem Wort zu verknüpfen.“

„Glauben Sie nicht, daß es mich betreffen könnte?“ fragte sie so naiv zurück, daß Alfred lächeln mußte. Obgleich er höflich antwortete, daß er die Frage nur im Allgemeinen gemeint habe, und dieselbe durchaus nicht persönlich auf sie habe beziehen wollen, dachte er doch im selben Augenblick, daß ihm dieser Gedankengang, diese ganze Art und Weise wirklich sehr originell vorkäme. Er konnte sich daher auch nicht enthalten, zu fragen, warum ihr dies Wort solchen Schrecken einflöße, ob sie es so beneidenswerth finde, der allgemeinen Masse anzugehören.

Sie sah einen Augenblick nachdenkend nieder, als erwäge sie, ob sie ihren Gedanken aussprechen solle. „Ich kann es Ihnen nicht ganz erklären,“ sagte sie. „Dazu müßte ich zu weit greifen. Aber ich weiß, daß es die schlimmste Gabe ist, die Einem werden kann, anders zu sein als Andere. Wie ein Schatten, gegen den man sich nicht wehren kann, legt es sich auf uns.“

„Aber beruht etwas Besonderes nicht meist auf besondern Gaben?“ fragte er, ernst sie anschauend, zurück.

Es schien in der That ihr ein sehr ernster Punkt zu sein. „Besser gar keine Gaben, als so unheilvolle!“ sagte sie fast heftig. „Sie wissen nicht, wie es thut, nicht schlicht seine Bahn gehen zu können.“

„Ich sehe, Sie halten mich für einen durchaus alltäglichen Sterblichen,“ bemerkte er lächelnd. „Aber immerhin, Sie haben doch Unrecht. Ist das Besondere nicht, wie alle unsere Anlagen, eine Gabe Gottes, über die wir nicht hadern sollten? Vielleicht haben Sie diese Gabe noch nicht ganz erkannt; manche Frucht ist erst herb und dann süß.“ Er sprach unwillkürlich fast im Tone eines Vaters, der sich eine Rüge erlauben kann.

Einen Augenblick sahen die dunkeln Augen mit unverhohlenem Staunen ihn an. Hatte sie solches aus dem Munde des eleganten Weltmannes nicht erwartet?

Weltmann genug war er jedenfalls, um dies Staunen ihren Blicken zu entziehen, und mit der Leichtigkeit, die Alfred eigen war, fuhr er gleich darauf fort: „Verzeihung für das, was zu sagen ich so gar nicht berechtigt bin! Aber ich konnte es nicht gelten lassen, daß Sie eine Anlage gering achteten, die ich so bewundere und um die ich Sie beneiden möchte.“

„Ja Sie!“ sagte sie nachdenklich. „Aber ein weibliches Wesen nicht; — da wandelt sie sich nur zum Mißgeschick!“

„Meinen Sie?“ sagte er angeregt und fast gerührt durch die Art und Weise, wie sie das sagte. „Das mag sich meinem Verständniß entziehen; aber immerhin kann eine solche Gabe nicht ohne tiefe Bedeutung für den Menschen sein.“ Indem er dies sagte, beugte er sich unwillkürlich vor, als wolle er den Eindruck sehen, den seine Worte gemacht.“

„Ihre Auffassung ist eine sehr schöne,“ sagte sie leise. „Vielleicht thut es gut, so zu denken.“ Aus ihren Augen leuchtete dabei ein schöner, warmer Strahl — aber plötzlich,

als scheue sie die fernere Erörterung, wandte sie ihren Blick den tanzenden Paaren zu. „Müssen wir nicht unsere Pflicht thun?“ fragte sie in raschem Uebergang.

„Wir hätten das über unserer gewaltig ernstern Unterhaltung fast versäumt,“ scherzte er. „Aber sind Sie auch darin originell, das Tanzen nur als Pflicht zu betrachten?“

„Nein, nein,“ wehrte sie lebhaft, „der Rhythmus zuckt mir in den Füßen, wie im Gehör; ich tanze außerordentlich gern. Ich bin eben wie alle Andern . . . . Nur will man es mir oft nicht glauben,“ setzte sie hinzu — und kaum minder lebhaft als Hedwig Neusch flog sie im Reigen dahin.

Trotz Anna Milmenau's letzter Behauptung ward es Graf Rotteck schwer, ihr zu glauben, als sie nach eben beendeter Tour die Unterhaltung mit ihm so ruhig, so selbständig wieder aufnahm, wie er bisher kaum bei verheiratheten Frauen dies gefunden.

„Kann ich Ihnen meine sonderbare Frage jetzt erklären?“ sagte sie. „Sie hat eine so einfache Ursache. Wir sind eines wichtigen Processes wegen zur Stadt gekommen, da rechtlicher Beistand auf einem einsamen Gut nur schwer zu erreichen ist. Der Entschluß war meiner Mutter so wenig angenehm, daß bis jetzt leider damit gezögert wurde. Nun aber ist in Folge eines neuen Zwischenfalles rasches Handeln durchaus nothwendig geworden. Ich muß bis morgen einen Rechtsanwalt haben. Wir sind hier unbekannt; Ihren Namen aber nannte mein Vater oft als den Namen seines Jugendfreundes.“

„Und ich hoffe, ich werde das Erbe meines Vaters auch darin antreten dürfen,“ sagte Rotteck warm; denn diese offene,

schlichte Weise sprach ihn an. „Ich darf wohl damit beginnen, Ihnen gleich morgen den besagten Rechtsmann selbst zu bringen.“

„Unsere Freundschaft hat schon etwas früher begonnen,“ sagte sie freundlich, leicht auf das frühere Gespräch anspielend. „Aber um welche Stunde würde jener Herr bei uns sein können?“

Es amüsirte ihn, wie sie bei der geschäftlichen Sache blieb. „Ist Ihnen der Vormittag nicht allzu früh nach einer Ballnacht?“ sagte er.

„O nein,“ versicherte sie. „Ich kann dann bereit sein.“ Unwillkürlich sah er sie mit einem gewissen Staunen an, als sie abermals das Wörtchen „Ich“ gebrauchte. Sein Blick flog dann zu ihrem Bruder herüber, der nicht weit entfernt von ihnen saß, anscheinend nichts weniger als an trockene Geschäfte denkend, sondern sehr heiter, sehr unbekümmert mit seiner Dame beschäftigt. Das junge Mädchen faßte den Blick Rotteck's auf und jähe Röthe überslog ihr Gesicht. „Bitte, staunen Sie nicht, daß ich stets von mir rede; aber mein Bruder ist jünger als ich und war von Kindheit an fast stets von Hause abwesend. Ich war viel bei meinem Vater und mußte in seinen Geschäften ihm oft zur Hand sein. So kannte ich seine Wünsche besser, wußte besser in den Papieren Bescheid, als er uns verließ. Leo kann ja auch jetzt nicht daheim bleiben. Meine Mutter wird aber von dieser Angelegenheit allzu sehr angegriffen, als daß sie selbst darin handeln könnte. So muß ich die ausführende Persönlichkeit sein: daher die schlechte Gewohnheit, nur mich zu nennen.“

„Solche Familienconstellationen entstehen leicht und sind sehr begreiflich,“ sagte Graf Rotteck, dem es nicht mißfiel, wie sie ihre Einmischung in das Geschäftliche so von sich abzulenken suchte. Bei einer Vergleichung der Geschwister verstand er vollkommen den Vater, daß er sein Vertrauen der Tochter anstatt dem Sohne geschenkt, dessen hübsches aber nichts-sagendes Gesicht gewaltig gegen die festen Züge der Schwester abstach. Vielleicht dachte er dabei, das Schicksal wäre beiden Theilen gerechter geworden, wenn es die Rollen vertauscht hätte.

Der Ball war indessen seinem Ende genahet. Fräulein Ellinor hatte die Genugthuung gehabt, Graf Alfred's Bouquet in Hedwig's Hand zu sehen, wie auch ihr Orden seine Brust schmückte. Aus der umhüllenden Kapuze schweifte ihr Blick noch ein Mal in die Runde, die Abschiedsmomente zu erfassen, die oft so bedeutungsreich, so viel verrathend sind, weil der Mensch annimmt, endlich sei doch alle Beobachtung ermüdet. Fräulein Ellinor war aber niemals so leichtsinnig. Sie sah, wie Graf Rotteck sich von seiner Tänzerin wie von einer alten Bekannten mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete; sie sah, wie er bis zum letzten Augenblick neben Hedwig Reusch zögerte, die schön und strahlend wie zu Anfang des Balles unter all' den zerknitterten und zerzausten Ballschönen stand. Sie erhaschte auch noch Gräfin Rotteck's beifälligen Blick, ihre herzliche Umarmung, als Hedwig sich erröthend vor ihr verneigte. So konnte Fräulein Ellinor's spitze Nase, befriedigt von der Ausbeute des Abends, unter die verhüllenden Shawls tauchen. Das Einzige, was ihr

vielleicht noch zu bedauern blieb, war, daß sie nicht auch alle Nachklänge des Balles, diese Plaudereien frisch vom Tanzfest, mitgenießen konnte.

Nachklänge hat ein Ball immer. Im Kotteck'schen Wagen saßen Mutter und Sohn — sie gesprächslustig, wie alle Frauen nach einer Unterhaltung, die sie dann am liebsten noch ein Mal durchsprechen; er gesprächsunlustig, wie fast alle Herren in solchen Momenten sind, und zwar um so schweigmäher, je lebhafter sie vorher waren. In dem Falle siegt aber immer die Frau.

Gräfin Kotteck ließ sich nicht irre machen. Natürlich sprach sie von dem, was sie im Grunde am wenigsten interessirte, zuerst: eine kleine Festkritik, harmlose persönliche Bemerkungen. „Du hast dich gut unterhalten mit der kleinen Kilmenu; sie scheint ganz nett zu sein,“ — eine undeutliche Gegenantwort wie bei allen übrigen Themas. „Wo hattest du sie denn früher gesehen?“ fragte die Gräfin unerschrocken weiter, mit neu erwachter Neugier sich seiner frühern Bemerkung entfinnend.

Jedenfalls schien diese Frage mehr Interesse zu wecken, denn ein Lächeln fuhr um des Befragten Mund. „In ihrem Heiligthum!“ gab er etwas mysteriös zurück, so daß man sah, er halte noch etwas zurück.

„Aber du wurdest ja bei deinem Besuche nicht angenommen — wie drängst du denn dort ein?“

„Als Geist, Genius oder sonst ein Unsichtbarer — wie du willst. Charmanter, origineller Anblick: eine junge Dame am Schreibtisch mit aufgelöstem Haar, das bis zur Erde

reichte — ringsherum Tarlatan=Wogen, Blumen=Guirlanden, Atlaschuhe — à propos! tragen die jungen Damen factisch solche Massen von Tarlatan auf sich, wie ich da aufgespeichert sah?“ Er war aufgeweckt und gesprächig geworden in der Erinnerung seines Abenteuers.

„Aber Alfred,“ sagte die Mutter halb lachend, halb entrüstet, „wie durfstest du? . . . Das arme Mädchen!“

„Sie erschien da unzweifelhaft in ihrem vortheilhaftern Lichte. Ich öffnete die Thüre eigenmächtig, weil Niemand mir öffnen zu wollen schien, und stieß auf dies Bild, das jedenfalls den Reiz der Neuheit hatte: eine junge Dame, die eine Viertelstunde vor dem Balle, anstatt an Toilette zu denken, schreibt, das sieht man nicht alle Tage. Ich bewunderte und zog mich stumm zurück — voilà tout.“

Die Mutter lachte. „Daher also deine Wissenschaft von dem niedlichen Fuß, da du die Atlaschuhe sahest.“ Da seine Gesprächslust so erwacht war, bekam sie unendliche Lust, dieselbe noch etwas mehr auszubeuten. „A propos von Atlas: welch' eigenthümliche Idee von einer jungen Dame wie Hedwig Reusch, in so schwerer Toilette zu erscheinen! Trägt sie nie Blumen?“

„Ich bitte dich, laß doch die Menschen thun, was sie wollen,“ sagte Kotteck verdrießlich, gerade als der Wagen vorfuhr.

Seine Mutter schien aber nicht unbefriedigt von seiner Antwort, so kurz sie war.

Auch in den andern Wagen gab es ähnliche Nachklänge. Im Kilmenau'schen Wagen war es die junge Dame, die

schwieg. „Du hast Glück gehabt mit deinem Tänzer,“ meinte Frau von Kilmeneau und sah ihre Tochter mit seltener Befriedigung an. „Famos liebenswürdiger Mann, der Rottect,“ erklärte der Lieutenant.

„Ich habe einen Rechtsanwalt ausfindig gemacht,“ sagte Anna dazwischen. „Leo, du wirst die Sachen ansehen müssen, ehe du abreifest. Graf Rottect will uns morgen seinen Anwalt bringen.“

„Will er selbst mitkommen?“ fragte die Mutter.

„Und davon hast du mit ihm gesprochen — mit dem besten Tänzer — während des Balles?“ lachte der Bruder. „Das kannst du nur allein — das thut kein anderes Mädchen.“

„Warum nicht? wenn es sein muß,“ sagte Anna ruhig. „Es war keine Zeit zu verlieren. Graf Rottect war sehr freundlich.“

Am kürzesten von allen Gesprächen an dem Abende gestaltete sich ein Monolog, den Hedwig Reusch hielt. Vor ihr aufgethürmt lagen die Trophäen des Abends in Gestalt zahlloser Bouquets. Sie nahm nur eins von allen und stellte es sorgsam in Wasser. „Das werde ich wohl aufheben müssen,“ sagte sie und gestand damit naiv ein, zu was sie sich verpflichtet fühlte — es war so natürlich, daß die beste Partie des Landes ihr gebühre.

III.

Seinem Versprechen getreu brachte Graf Alfred andern Tages den Rechtsanwalt zu Kilmenaus. Die Herren fanden Fräulein von Kilmenu schon sie erwartend. Sie reichte Alfred die Hand, ihm einfach so den Standpunkt guter Freundschaft bezeichnend. Bei dem Advocaten entschuldigte sie ihre Mutter wegen Uebermüdung und erwähnte die Abreise ihres Bruders, so daß der Rechtsanwalt in ihr die handelnde Persönlichkeit ohne weitere Erklärung erkennen konnte. Dieser aber, ein älterer Herr, schien den Reiz, mit einer jungen Dame Geschäfts-Angelegenheiten verhandeln zu sollen, sehr gering anzuschlagen; sein ohnehin nicht einnehmendes Aeußere verfinsterte sich um ein Bedeutendes. Anna bat die Herren, Platz zu nehmen, und ging dann ohne weitere Vorrede zur Sache über.

Der Fall war eigenthümlicher Art. Das Vermögen ihrer Mutter, eines einzigen Kindes, war zum größten Theil von deren Eltern schon bei Lebzeiten in ihren Besitz übergeben worden und hatte dann zur Erhaltung und Aufbesserung des Kilmenu'schen Besitzes gedient. Die Eltern hatten ihre Tochter gern in angenehmerer Lage wissen wollen, als das Kilmenu'sche Vermögen sie gewähren konnte. Jetzt, nach dem Tode ihrer Eltern, der nur sehr kurze Zeit vor dem Tode ihres Mannes stattgefunden, machten entfernte Verwandte plötzlich Ansprüche auf einen großen Theil dieses Vermögens. Irgend welcher Familien-Bestimmungen wegen hätte dasselbe nicht auf die Tochter übergehen können, behaupteten sie, und

drohten, auf Herausgabe desselben zu klagen. Herr von Kilmenu hatte nur noch den Beginn dieser Verhandlungen erlebt, und sie hatten ihn schwer bedrückt, da die Herausgabe dieser Gelder den Kilmenu'schen Familienbesitz sehr in Frage stellen mußte. Nach seinem Tode hatte die Sache längere Zeit geruht, war aber jetzt mit doppelter Energie in Anregung gebracht worden und in eine ganz neue Phase getreten.

Der eine und hauptsächlichste der Gegner, dem es selbst um die Erwerbung eines ländlichen Grundbesizes zu thun war, hatte geradezu den Vorschlag gemacht, ihm das Kilmenu'sche Gut gleich jetzt zu überlassen; er wollte in dem Falle es zu einem bedeutend hohen Preise annehmen und seine Ansprüche an Frau von Kilmenu's Vermögen sehr ermäßigen. Dadurch wäre der Familie ein gar nicht unerhebliches Capital-Vermögen gerettet und sie den Ungewißeiten und Kosten eines Proceßes enthoben worden. Es galt nun, zu entscheiden, welches der bessere Weg sein werde: entweder diesen Vergleich anzunehmen, oder den Proceß seinen Weg gehen zu lassen.

Anna legte zu genauerer Orientirung noch eine mehrere Bogen enthaltende Schrift vor, welche den Hergang des Falles und die nähern Details mit den Daten zusammenstellte. Die letzten Seiten schienen so eben erst beendet; denn die Schrift war noch feucht.

Der alte Rechtsanwalt hatte mit Aufmerksamkeit zugehört, schien aber doch seine rechte Laune noch nicht gefunden zu haben; mit ziemlich ingrimmiger Miene durchblätterte er das Heft.

„Ueberflüssiges, viel Ueberflüssiges,“ brummte er nicht undeutlich zwischen den Zähnen; „das Wichtigste nicht genug hervorgehoben. . . . Ich muß natürlich um alle Acten bitten,“ setzte er hinzu, das unschuldige Heft rauh zur Seite schiebend.

Eine leichte Röthe stieg auf Anna's Stirne. „Es sollte nur eine Hülfe bei der ersten Besprechung sein, um allzu viele mündliche Erklärungen zu sparen; aber man erkennt freilich schwer, was in einer Rechtsfrage das Wichtigste ist,“ bemerkte sie ohne Empfindlichkeit.

„Ist auch keine Damen=Arbeit,“ sagte der Rechtsanwalt wieder, sich selbst gefallend in seiner Rauheit.

„Das habe ich auch bemerkt,“ gab sie ruhig zurück; „doch geschriebenes Wort ist oft weniger verwirrend als geredetes. Viele der angeführten Details beruhen zudem auf mündlichen Mittheilungen meines Vaters. Ich notirte sie, da ich dachte, sie könnten vielleicht in die Waagschale fallen.“

„Und ich bin überzeugt, diese undankbare Justiz=Seele wird noch mehr Gebrauch davon machen, als sie jetzt eingestehen will,“ warf Alfred dazwischen, indem er das geschmähte Heft wieder aufnahm. „Fräulein Anna, ich hoffe nicht, daß sie das alles schon heute geleistet haben,“ setzte er fast erschrocken hinzu, als er die frisch geschriebenen Seiten sah.

„Dies letztere war nur zu copiren,“ erklärte Anna ruhig. „Sie wünschen also gleich alle bezüglichen Acten?“ wandte sie sich wieder an den Rechtsanwalt.

Dieser nickte nur stumm und strich den struppigen, grauen Bart mit allen Zeichen der Ungeduld; aber unter den buschigen

Brauen stahl sich doch ein wohlgefälliger Blick der jungen Dame nach, als sie das Zimmer verließ.

„Wie ungalant Sie sind, Mühler,“ sagte Rotted, als sie allein waren. „Sie konnten doch sehen, daß es der jungen Dame eigene Arbeit war — eine wahrhaft erschreckende Energie, nach einer Ballnacht so viel zu schreiben. Uebrigens ist es gar nicht übel, — eine Erzählung der Sachlage, die viel Verständniß zeigt.“

„Solche Geschäftspfuscherei ist nichts für unsereins,“ brummte der Alte. „Die schneidet man am besten von vornherein ab, wenn das Ding auch beweist, daß das Fräulein den Kopf auf dem rechten Fleck hat.“

„Sie hatte aber Recht,“ beharrte Alfred. „Diese geschriebenen Worte sind besser, als ein Schwall von Erklärungen, die immer wieder zwischen gemengt werden. Es ist selten, daß Damen das zugeben wollen. Jedenfalls müssen Sie gestehen, daß ich nicht Unrecht hatte, wenn ich sagte, es werde gut mit ihr zu verhandeln sein.“

„Wollen's abwarten,“ lautete die vorsichtige Antwort. „Zuerst sind sie alle ruhig; erst wenn man ihnen widerspricht, kommen sie in die Hitze.“

Anna trat indeß wieder ein, einen Stoß Acten mitbringend, die sie schweigend dem Advocaten hinschob, um dann eben so schweigend ihren Platz wieder einzunehmen.

Der Alte vertiefte sich in die Papiere, hier und da eine kurze Frage stellend, die meist eben so bündig beantwortet wurde. Man sah, die Gefragte hatte den ganzen Fall klar vor Augen, wie etwas lange Durchdachtes.

Graf Alfred folgte anscheinend aufmerksam der Verhandlung und hatte dabei Muße, die Verhandelnden zu beobachten. Er hätte nicht den künstlerischen Sinn besitzen müssen, der fast jedem reich begabten Menschen innewohnt, um nicht das Anziehende, das der Vergleich zweier so verschiedener Köpfe bot, herauszufinden; und er hätte nicht Mann sein müssen, um sich dabei nicht zumeist mit dem jungen Mädchen zu beschäftigen. Und doch sah Anna Kilmenau eben jetzt weniger gut aus. Farbe und Frische fehlten ihr, das graue Hauskleid kleidete ihr nicht, und das allzu schlicht aus dem Gesicht gestrichene Haar ließ die Züge zu stark hervortreten. Aber Alfred nahm eine Eigenthümlichkeit wahr, deren Ursprung er nicht gleich aufzufinden vermochte. Klein und zart, wie Anna war; weiblich und anspruchslos, wie sie sich in Kleidung und Bewegung zeigte, machte sie dennoch unwillkürlich einen männlichen Eindruck, wie sie jetzt da saß, den Kopf leicht auf die Hand gestützt, das Auge fest und ruhig auf ihr Gegenüber gerichtet.

Es ist selten, daß Frauen in der Ruhe und schweigend diesen Eindruck hervorrufen; gemeinlich beruht derselbe auf Neußerlichkeiten, Stimme, Sprache, Kleidung oder Manier. Hier wirkte nichts von alledem mit, und doch war der Charakter des Männlichen unbestreitbar. Lag es in diesen stark ausgeprägten Zügen oder in dieser gesammelten Kraft des Nachdenkens, in dem gänzlichen, leidenschaftslosen Selbstvergessen über der Sache?

Alfred beobachtete scharf — aber keiner ihrer Blicke flog nach rechts oder links; nicht die kleinste Befangenheit, wie

die Nähe eines fremden, eines jungen Mannes immerhin so leicht verursacht, schien sie zu beschleichen. Nicht ein einziges Mal suchte sie seine Aufmerksamkeit zu beanspruchen oder ihn in das Gespräch zu ziehen. Plötzlich kam Rottel der Gedanke an Fräulein Ellinor, und mit einem Anflug von Humor suchte er sich vorzustellen, was sie zu solcher Gleichgültigkeit der besten Partie des Landes gegenüber sagen würde. Er entsann sich auch des gestrigen Gespräches mit ihr. War es das, was sie meinte?

Der Rechtsfall war indeß kitzlich genug, des alten Rechtsanwaltes Interesse vollständig zu fesseln. Den Blick auf die Papiere geheftet, nahm er vorsichtig Punkt für Punkt durch.

„Und das Gut ging bisher stets auf den Ältesten über?“ fragte er.

Anna bejahte es.

„Dies würde auch jetzt der Fall sein, wenn das Gut der Familie verbleibt?“

„Jawohl; außer dem alten Brauch war das auch meines Vaters Wunsch und ausgesprochener Wille.“

„Wird aber verkauft, so wird getheilt?“

Auch dies bejahte Anna.

„Bei dem Vergleich wird für jedes der jüngern Kinder der Vermögens = Antheil sich bedeutend größer herausstellen, als die Auszahlungen, welche bei Erhaltung des Gutes dem ältesten Bruder auferlegt werden könnten oder vielmehr nach den Familien = Papieren auferlegt sind. Wie viel Geschwister sind Ihrer?“

„Vier,“ antwortete Anna.

Der Rechtsanwalt strich wieder nachdenklich seinen Vollbart. „Was ist Ihre Ansicht?“ fragte er dann abrupt, wie er meist sprach.

„Meine persönliche oder die meiner Familie?“ fragte Anna zurück.

„Nein, Ihre eigene,“ sagte er, sie dabei scharf fixierend.

„Mein Wunsch ist, daß das Gut unter jeder Bedingung der Familie erhalten werde,“ antwortete sie so ruhig wie früher; aber in der Stimme zitterte ein Ton, der eine mächtige Bewegung verrieth.

„Das ist jedenfalls nicht zu Ihrem eigenen Vorthheil,“ sagte der Rechtsanwalt. „Für die Töchter scheint den Familien-Statuten gemäß am wenigsten gut gesorgt, und Sie persönlich könnten durch Verkauf und Theilung nur gewinnen.“

Etwas dunkeler brannte die Farbe auf Anna's Wangen. „Der persönliche Vorthheil läßt sich einer Principienfrage sehr leicht unterordnen und braucht nicht in Frage zu kommen,“ gab sie zurück. „Etwas anderes ist es aber, ob man nicht im Interesse der jüngern Brüder Rücksicht darauf nehmen muß und deshalb einen Vergleich nicht zurückweisen darf. Sind die Chancen für den Proceß ganz ungünstig?“

„Das ist nach dem ersten Einblick schwer zu beurtheilen,“ sagte der Rechtsanwalt. „Die Ansprüche des Gegners scheinen mir etwas gewagter Natur zu sein und durchaus nicht so klar, wie er behauptet.“

„Auf alle Fälle dann das Gut zu erhalten suchen!“ rief Graf Alfred jetzt lebhaft dazwischen. Anna's Kopf erhob sich wie unwillkürlich bei seinen Worten. „Mit dem Grundbesitz

allein ist die Stellung des Adels unauf löslich verknüpft," fuhr der junge Mann fort. „Es ist der Boden, in dem er wurzelt, auf dem er seine Bestimmung erfüllt. Deshalb darf er sich dessen nur bei äußerster Nothwendigkeit entäußern . . . . . Materiell," wandte er sich an Anna, „mögen Ihre Geschwister etwas verkürzt werden bei Erhaltung des Gutes — im Gegensatz zum Verkauf. Aber auch sie sind Mitglieder des Adels, auch sie entneihen ihm Vortheile und haben deshalb auch beizutragen zu den Opfern und Pflichten, die er erfordert. Die völlige Gleichstellung der Geschwister ist eine krankhafte Humanitäts-Idee, die am meisten zur Untergrabung der festen Stände im Staate beiträgt. Die festen Stände aber," fuhr er, hingerissen von dem Gegenstand, fort, „gehören mit zu den Grund-Elementen der Staaten. Der Culturhistoriker hat wahrlich Recht, der das ganze Volksleben auf die vier natürlichen Stände zurückführt, die Stände des Erhaltens und die Stände des Erwerbens, und deren Bestehen mit ihren Gegensätzen für eben so naturgemäß und nothwendig erklärt, als der Gegensatz von fest und flüchtig im Naturleben ist. Wenn wir zurückschauen, finden wir diese Stände auch in jedem Staatsleben wieder, sobald es aus der ersten Kindheit austritt, bis zur Zeit der Ueberreife, wo alles wieder in Auflösung sich mischt. Bauer und Adel — die Stände des Erhaltens, Bürger und Arbeiter — die Stände des Erwerbens, sollen sich gegenseitig die Waage halten, jeder Stand ausgestattet mit dem ihm eigenthümlichen Stolz, der ihm eigenen Leistungsfähigkeit, mit den Vor- und Nachtheilen, die ihm anhaften, wie jedem irdischen Ding.

„Des Erwerbens erste Bedingung ist die Thätigkeit und eine gewisse Fessellosigkeit. Flüssig muß das Capital sein, welches dem Erwerbenden zu Gebote steht; jeder Ort, der ihm günstig scheint, jeder Umstand, der ihm vortheilhaft winkt, muß ihm willkommen sein; im Wechsel der Dinge liegt sein Vortheil, und sei es seine Arbeits-, sei es seine Capitalskraft, wo er sie ausnutzen kann, da ist sein Daheim. Die Lichtseite dieses Standes ist die individuelle Freiheit, die ganz auf sich selbst beruht. Jedes einzelne Individuum beginnt wieder ganz von neuem die Bestimmung seines Lebens, unabhängig von der Vergangenheit, nur sich selbst verantwortlich, ob die Welle des Glückes und eigene Kraft ihn hoch empor reißt oder tief sinken läßt. Darin liegt ein großer Reiz und Genuß, ein Privilegium, das dem Menschen von großem Werth ist.

„Der Gewerbfleiß ist die Pulsader der Völker. Aber in dem flüchtigen Wechsel, in dem regen Treiben geht zu Grunde, was dem Menschen nur durch zähes Beharren erwächst: an materiellen Gütern das, was Ausdauer und Zeit dem Boden entlockt oder gibt, an idealen Gütern alle die, welche nicht dem Vortheil dienen oder keinen augenblicklichen Glanz auf das Leben legen. Wer selbst erwirbt, will selbst genießen; das liegt im Menschen. Aber wo der Mensch nur das ist, was er leistet, da zieht der Egoismus ein; wo Einer den Andern überholen will, da läßt das ewige Schaffen die geistigen Regungen stocken, die idealern Zwecke fallen. Ein vorherrschend erwerbendes Volk ist stets ein egoistisches, ein nüchternes Volk; deshalb stehen glücklich ausgleichend dem

gegenüber die Stände des Beharrens, — wo der Mensch, wenn er in's Leben tritt, seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft schon bereitet, seinen Lebensweg vorgezeichnet findet, und von dem Capital an Geld und Gut, an Ehre und Achtung, das schon Generationen für ihn hinterlegt, nur zu zehren braucht. Aber er erhält es auch gewissermaßen nur als Lehen, mit der ernstesten Pflicht, es so zu erhalten, daß er es dereinst unangetastet weiter vererben kann. Sein Streben soll weder sein, sich höher zu schwingen, noch sein Augenmerk, den Besitz zu vergrößern; denn immer soll das Ideale dem Materiellen das Gleichgewicht halten, weil der Erbe für beides verantwortlich ist. Dies sich Selbstbescheiden, sich Selbstbeschränken ist der Stempel seines Daseins. Er stützt sich auf die Vergangenheit, deshalb soll er die Zukunft nie für die Gegenwart aus dem Auge lassen. Er soll wachen über das, was nur Geduld und Zeit zum Austrag bringt: über die Schätze des Bodens, wie des Volkes, wie die des Geistes, die nur emporkeimen und gedeihen, wenn dasselbe Auge darüber wacht, dieselbe Hand sie pflegt, die Liebe, die von Vater auf Sohn sich vererbt, sie schützt. Der Ueberschätzung des roulirenden Goldes gegenüber soll er die stabile Scholle ehren; der fiebernden Hast materieller Interessen soll er die ruhige Anschauung höherer Principien entgegenstellen.

„Das ist's, was unbewußt der Bauer thut auf seinem eichenumhegten Kamp, das ist auch die Bestimmung des Adeligen auf seinem stillen Landsitz. Der Segen, der von ihnen ausgeht, bewahrt Boden und Volk vor der Ausnutzung, die nur leichte Spreu zurückläßt. Ihnen selbst wird dafür der Vortheil

einer fest bestimmten Lebensmark, wo ihnen fern bleibt der unruhige Wechsel der bald in Ueberfluß schwelgenden, bald in bitterer Armuth darbenden erwerbenden Mitbrüder.

„Auf dieser Selbstbeschränkung, auf diesem sich Selbstbescheiden beruht aber auch die Stellung, welche die ältesten sowohl als die jüngern Geschwister dem Erbe gegenüber einnehmen, das ihnen zu Theil wird. Das Privilegium der gesicherten Stellung in der menschlichen Gesellschaft, unabhängig von äußern Glücksgütern, unabhängig fast von der Persönlichkeit, wird erkaufte durch ein gewisses Aufgeben der persönlichen Freiheit. Wenn der Älteste oft auf Kosten seiner eigenen Freiheit und Neigung das Ganze für das Ganze zu erhalten suchen muß, — mag man ihm auch die festesten Verpflichtungen auferlegen — dann gebührt den jüngern Geschwistern das neidlose Entsagen, welches allein den Besitz vor Zersplitterung schützt und ihm überhaupt Wichtigkeit gibt. Die Wirksamkeit auf dem angestammten Boden, die Wirksamkeit durch den Grundbesitz beginnt erst, wenn er dauernd in einer Hand bleibt. Wenn auch in einzelnen Fällen durch Uebertreibungen die Bevortheilung des Ältesten oft als Härte gegen die Jüngern erscheinen muß, so ist sie doch das einzige Mittel, das vor Zersplitterung der Güter schützt und dem Lande seine natürlichen festen Besitzer erhält. Ich verlange darin auch nicht mehr von den jüngern Kindern des Adels, als der Bauernsohn leistet, der in richtigem Verständniß seiner Standes-Ehre oft Jahre lang umsonst für Bruder oder Vater arbeitet, um sein Anerbe herauf zu bringen. Und Vorthelle ziehen auch die jüngern Geschwister aus dem Erhalten

des Besitzes: in den meisten Fällen eine sorgenfreie Jugend, alle Mittel der Erziehung und Bildung, und den Namen, der ihnen von vornherein eine Stellung in der Gesellschaft gibt, wie oft das größte Vermögen sie nicht erkaufte. Damit ist ihnen Thür und Thor geöffnet zu jeder Thätigkeit im Staat, die Bedingung gegeben zum Entwickeln der eigenen Kraft. Im Staatsleben sollen ja alle Stände zusammenfließen, damit alle Anschauungen darin Vertretung finden. Wahrlich, es ist kein Heil für die jüngern Söhne, wenn sie nur müßige Verzehrter kleiner Renten werden! Vergißt aber der Adel den Grundsatz des Erhaltens, will der Älteste nur nach eigener Willkür mit dem Erbgut schalten, will er der Pflicht, die er als Oberhaupt der Familie hat — und sie schließt stets die Sorge für die jüngern Geschwister ein — nicht eingedenk sein, oder will der jüngere Bruder nur habgierig berechnen, wie viel vom Ganzen ihm gebühre: dann freilich gibt der Adel sich selbst auf und verliert seine Bestimmung wie seinen Wirkungskreis.“

Alfred hatte mit der Wärme und Ausführlichkeit gesprochen, die eine klare, enthusiastische Ueberzeugung gibt. Anna's Augen hatten sich längst wieder gesenkt. Er konnte nicht sehen, ob sie seinen Worten gefolgt war, oder ob eigene Gedanken sie gefangen hielten.

„Theilt auch der kleine Grundbesitz, der minder begüterte Adel diese Bestimmung?“ fragte Anna jetzt mit leiser, unsicherer Stimme. „Ist seine Erhaltung, wo jetzt nur große Mittel in der Welt von Bedeutung sind, nicht gleichgültig, fast thöricht?“

„Mit Nichten!“ rief Alfred auffpringend. „Gerade im kleinen Adel ruht der größere Einfluß auf das Volksleben. Er ist es, der im steten und directen Verkehr mit dem Volke bleibt, indeß bei dem Reichbegüterten der Einfluß naturgemäß meist in die Hände von Untergebenen übergeht, die oft durchaus nicht in seinem Sinne handeln. Die kleinern Grundbesitzer gerade können, wenn ihnen der höhere Gedanke ihres Strebens nicht abhanden gekommen, einen sittigenden, veredelnden Einfluß auf das Landvolk ausüben, von ihnen kann die Steigerung der Cultur, die Beschwichtigung oder Erhebung des Volksgeistes ausgehen — wie hundert Beispiele der Geschichte uns beweisen. Wir Reichen müssen es sogar gelten lassen: gerade der weniger begüterte Adel ist seinem Beruf, seiner stillen Wirksamkeit oft mehr gerecht geworden, als der reiche Adel, welcher leicht der Versuchung unterliegt, im Stadt- und Hofleben zu glänzen, oder, unersättlich im Haschen nach Gewinn, in die Reihen des Erwerbes zu treten, und der in dieser Weise nur zu oft seine Bestimmung verfehlt. Mancher schlichte Gutsbesitzer dagegen wurde der Hort einer ganzen Gegend, der Wirthurm jenes echten conservativen und religiösen Sinnes, an welchem mehr als ein Mal der unruhige Zeitgeist zerschellte. In dieser Beziehung ist der kleine Gutsbesitzer oft wichtiger als der große; denn nicht die Größe des Vermögens macht den Werth des Adels aus, sondern die Größe des Verständnisses, das er von seinem Stande hat.“

Graf Alfred schwieg. Unwillkürlich wandte er sich Anna zu, als suche und erwarte er ihren Beifall. Er hatte seine

tieffte Ueberzeugung in Worte gefaßt; aber er glaubte auch ihre geheimsten Wünsche und Gedanken damit getroffen zu haben.

Anna sah noch immer vor sich nieder. „Was Sie aussprachen, das war es, was mir unklar vorschwebte,“ sagte sie endlich, noch grübelnd, wie es schien. „Aber in diesem besondern Falle dürfen wir doch vielleicht unsere Ansichten nicht zur Geltung bringen. Müssen wir uns nicht einfach an die Frage des Rechtes halten: was wir den jüngern Geschwistern entziehen dürfen oder nicht?“

Alfred stutzte, unangenehm berührt. Er hatte mindestens auf eine warme Zustimmung gerechnet, wie das bei einer mehr idealen Auffassung besonders Sache der Frauen ist. Ihr Einwurf ernüchterte ihn und verletzte in etwa seine Eitelkeit. Er sah nur kleinlichen Widerspruchsgeist darin.

„Für unsere Standesgenossen sind wir in Sachen, die unsern Stand angehen, auch die richtigsten Beurtheiler,“ sagte er kühl. „Das andere ist nur ein Rechenexempel! . . . Was sagen Sie, Mühler?“

„Daß der Herr Graf eine etwas lange Rede gehalten haben, die uns viel Zeit gekostet hat,“ sagte der alte Rechtsanwalt ein wenig ironisch, indem er die Uhr zog. „Aber Sie haben schön geredet, wirklich Talent dafür. Ich denke Sie einst in unsern Kammern zu hören. Ihre Ansichten haben viel Wahres, und ich hoffe, Sie machen sich einiges davon selbst zu Nutzen. Das stabile auf einem Fleck bleiben, zum Beispiel, wäre jetzt recht an der Zeit für Sie.“

Alfred lachte. „Theorie ist immer leichter als Praxis,“ sagte er.

„Aber das gnädige Fräulein hat auch Recht,“ fuhr der Rechtsanwalt fort, „wenn sie dafür ist, sich streng an dem profaischen Rechtspunkte zu halten. Wenn man für Andere zu entscheiden hat, stellt man sich am besten auf den sichersten Boden. Die beste Ansicht hat ihre zwei Seiten, und wer weiß, ob der Andere die unsere später theilen wird. Doch Ansichten bei Seite, auch von meinem Standpunkte aus kann ich nicht dafür sein, daß man sogleich den Löffel in die Suppe wirft. Der Vergleichsvorschlag scheint mir ein Schreckschuß zu sein. Ehe wir capituliren, wollen wir sehen, wie es sich mit den Ansprüchen des Herrn Gegners verhält. Auf den größten Theil ihres elterlichen Vermögens müßte Ihre Frau Mutter ein Recht haben, und wie es sich mit den Lehns- geschichten verhält, muß erst gründlich geprüft werden. Verkauft und getheilt kann das Gut noch immer werden. Was sagt denn Ihre Frau Mutter dazu?“

„Sie bangt sehr vor den Verwickelungen eines Processes,“ sagte Anna.

„Und Ihr ältester Herr Bruder, den es doch eigentlich am meisten angeht?“

Anna erröthete wieder. „Mein Bruder Leo war nie viel zu Hause,“ antwortete sie ausweichend. „Er ist auch nicht eigennützig — er meint, wenn es gut verkauft werden könnte, — das Gut wäre doch nie sehr einträglich gewesen.“

„Ach so! ach so!“ brummte der Anwalt in sich hinein. „Dem jungen Herrn ist's nicht nach dem Geschmack, als einfacher Landjunker sich durchzuschlagen. Ja, ja, wenn's keine fetten Majorate mit so und so viel Pächtern und Rentmeistern

gibt, dann kommt ihnen der Standpunkt als Aeltester oft curios genug vor — dann wären sie lieber das ganze Ding mit allen Mühen los. Aber da mag's doch heißen: das eine Mal recht, das andere Mal billig. . . . . Ich rathe für's erste wirklich den Vergleich ab," fuhr er dann lauter fort. „Ich will aus den Papieren eine Zusammenstellung machen; die können Sie Ihrer Frau Mutter vorlegen; sie kann mit Andern Rücksprache nehmen. Zwei Ansichten sind besser als eine. Dann wollen wir mit dem Herrn Gegner ein Wort reden. Viele seiner Gründe sind wackeliger Natur. Ihr Herr Bruder wird es uns einst danken, daß wir dafür eintraten; später im Leben wissen die Herren ein festes Eigenthum zu schätzen.“

„Glauben Sie, daß Hoffnung ist, das Gut zu erhalten?“ fragte Anna. Ihre Augen öffneten sich groß, es schimmerte feucht darin, und ihre Lippen bebten.

„Wir wollen mit Gottes Hülfe es versuchen," sagte der Alte aufstehend, und streckte ihr die Hand entgegen. Beifällig nickend setzte er hinzu: „Ich glaube, wir werden gut mit einander auskommen, mein gnädiges Fräulein.“

„Darf ich im Bunde der Dritte bleiben?“ mischte Kotteck sich ein. „Sie wissen, Fräulein von Kilmeneau, ein Rechtsfall, ein raisonnabler Proceß ist uns hier zu Lande ein Leckerbissen — uns Allen steckt der Justizmensch im Blut.“

„Gewiß," sagte Anna, „wenn Sie die Güte haben wollen, sich ferner dafür zu interessiren.“

„Aber wie lange? Verlassen Sie sich nicht darauf!" fuhr der alte Rechtsanwalt sarkastisch dazwischen. „Zu Anfang,  
Zwei Novellen. 5

ja, da interessiert ein Proceß; ließe er sich nur so geschwind abmachen. Aber wenn's heißt: Fuß beim Mal gehalten! . . . namentlich ein so unruhiger Gast wie der Herr Graf. Festhalten, constant dabei bleiben, das ist die Hauptsache."

"Ich glaube, Graf Rotteck kann ein sehr constanter Freund sein," sagte Anna und sah offen und unbefangen zu ihm auf. "Jedenfalls werde ich ihm schon für diesen Anfang stets dankbar bleiben. . . . . Aber dürfte ich die Herren nicht bitten, mich erst zu meiner Mutter zu begleiten, um ihr in etwa Bericht zu erstatten?" frug sie, da sie sah, wie die Herren nach ihren Hüten griffen.

Der Rechtsanwalt schnitt eine saure Miene bei dem Vorschlag. "Geben Sie ihn in Gnaden frei," rief Rotteck; "seine Zeit ist um, und unsere Vorarbeiten Ihrer Frau Mutter klar zu machen, dürfte auch mein von ihm so gering angeschlagener Geschäftsverstand genügen. Uebrigens," setzte er hinzu, da er zufällig den Blick auf Anna warf, "würde ich Ihnen rathen, mein gnädiges Fräulein, jetzt gar nichts zu thun, als an Ihre Ruhe zu denken. Sie haben sich über Ihre Kräfte angestrengt."

In der That hatte ihre Blässe plötzlich überhand genommen, und es schien ihm, als halte Anna sich nur mühsam an der Stuhllehne aufrecht. "Hat die Verhandlung Sie so angegriffen?" fragte er theilnahmvoll.

"Die Freude fast noch mehr als die Arbeit," gab sie zurück. "Ich hatte gedacht, wir hätten gar keine Hoffnung mehr."

"Lieben Sie Ihr Eigenthum so?" fragte er fast erstaunt.

„Ja,“ sagte sie einfach; aber ihre Lippen zitterten.

Einen Augenblick blieb der Graf noch vor ihr stehen und sah sie forschend an.

Sie schien das gar nicht zu bemerken.

„Wie müßte sie lieben können!“ dachte Rotteck, als er die Treppen hinabstieg, „wenn sie schon eine Sache so zu lieben vermag. Aber seltsam ist sie doch und jedenfalls nicht gerade wie ein Mädchen.“

Am Abend desselbigen Tages hatte der größere Theil der Gesellschaft sich wieder zusammengefunden bei einem ältern Herrn, der eine der Hauptstützen des geselligen Circels der Stadt war. Es war dies eine Zusammenkunft, wie sie gewöhnlich den größern Festen folgen. Der Gastgeber, ein unverheiratheter Mann, etwas Sammler, etwas Kunstmäcen, wollte nur Unterhaltung haben, und seine behaglichen Räume, die kleinen Kunstgalerieen glichen, wurden sehr geschätzt von Jung und Alt. Die Erlebnisse der vorigen Tage ließen sich so gut dort durchplaudern, und alle kaum begonnenen Interessen spannen sich arglos und bequem weiter bei der Besichtigung all' der tausend Sachen, die da ausgebreitet lagen. Leicht bildeten sich gesonderte Gruppen und unbeachtete tête-à-têtes. Wer die Gesellschaft behaglich kennen lernen wollte, mußte die Gesellschaften des alten Baron X. besuchen.

Frau von Kilmenau, wenn sie auch nach Fräulein Ellinor's Ausspruch durchaus nicht zu den bedeutenden Menschen zählen sollte, gehörte doch zu denen, die stets in der geselligen Welt sich gut zu orientiren wissen; und die Winke, welche

Gräfin Rottsch, eingedenk ihrer Beschützer-Rolle, in dieser Hinsicht ihr gegeben, ließ sie gewiß nicht unbeachtet. Trotz der Anstrengung des Morgens war auch Fräulein von Kilmenau anwesend.

In einem der letzten Cabinete der langen Reihe von Zimmern, wo aller Orten die Möbel in der geschicktesten Weise gruppiert waren, daß sie wie zum Plaudern einluden, hatte Anna Platz genommen. Aller Vorstellungen ungeachtet hatte anscheinend noch keine der jungen Damen sich mit der Fremden angefreundet. Wie höflich und freundlich sie Allen entgegen kam, schien sie doch für Jede etwas wirklich Fremdes zu haben. Baron Gleiwitz aber hatte seine Bekanntschaft vom gestrigen Abend gleich mit vielem Eifer erneuert. Eine Sammlung von Kupferstichen fesselte Beide schon geraume Zeit. Anna besonders hatte sich in die Beschauung des Schönen, das vor ihr ausgebreitet lag, vertieft.

„O, Baron K.,“ sagte sie zu dem Hausherrn, der eben an sie herantrat, „welch' reizenden Aufenthalt haben Sie sich hier begründet! Wohin der Blick fällt, ruht er auf wahrhaft Schönerm oder Kunstvollem.“

Der alte Herr lächelte geschmeichelt über ihre Bewunderung. „Ein einsamer alter Junggeselle sucht sein Leben damit auszufüllen,“ sagte er. „Aber erst wenn schöne Augen darauf blicken, gewinnt es an Werth. Sie haben meine Dürers bewundert — Kunstkennerin wohl, oder gar Künstlerin?“ sagte er, sie aufmerksam betrachtend; denn ihre Worte hatten etwas Wärmeres als gewöhnliches Lob.

„Keines von beiden — nur Kunstgenießerin,“ gab sie heiter zurück. „Ist das ein etwas schwerfälliges Wort, so zeigt es doch die leichteste Genußart an —, das Schöne auf allen Gebieten wird dabei ohne Schwierigkeit zur Freude.“

„Fräulein von Kilmenuu liebt, wie ich bemerkt habe, die drastisch wiedergebenden Worte, wie Dürer die drastisch wiedergebenden Linien —, beide weit weniger Rücksicht auf deren Grazie, wie auf deren Klarheit nehmend,“ sagte Baron Gleiwitz, indem seine dünnen Lippen sich sarkastisch verzogen. „Sie werden natürlich eine große Verehrerin z. B. dieses Blattes sein,“ setzte er hinzu, einen der Stiche ihr zuschiebend.

„Das Gesicht ist lieblich,“ sagte Anna; „aber ich ziehe doch die vollendeten Formen der italienischen Kunst unserer deutschen Herbhheit vor, — wenn ich dadurch nur nicht zu sehr in Ihrer Achtung sinke,“ setzte sie, zum Hausherrn gewandt, hinzu.

„Das ist nur ein neuer Widerspruch in Ihnen,“ spottete Gleiwitz, sie von der Seite betrachtend. „Ihrer Stirne und einem gewissen Ernst in Ihrem Ausdruck gemäß müßten Sie für die solideste Schule schwärmen und eine Abneigung gegen alle heidnisch-antike Formenschöne zeigen. Was aber unsern Hausherrn betrifft, kann er mit seinem ganzen Kunstverständnis diese Trampelfüßchen der dicken Engelnchen seines geliebten Dürer nicht vertheidigen.“

„Sie sind immer ein Spötter, Gleiwitz. Fräulein von Kilmenuu würde ich noch befehren — aber meine hausherrlichen Pflichten rufen mich leider zu früh fort: unsere reizende Comtesse erscheint ja eben. — Ah, willkommen, Comtesse

Hedwig!" Und der alte Herr trat ihr mit mehr Eifer entgegen, als man seiner ruhigen Gemessenheit zugetraut hätte.

„Wenn sie so steif wäre wie eine seiner Dürer'schen beautés da, würde er sie wohl weniger bewundern," meinte Gleiwitz.

Anna lachte. „Nein," sagte sie, „die ist mehr wie von einem Titian oder Leonardo da Vinci hingezaubert — strahlend und doch lieblich! Sehen Sie nur," fuhr sie enthusiastisch fort, „wie wundervoll sich ihr goldiges Haar von dem purpurrothen Vorhang abhebt! Wie reizend das einfache schwarze Sammetkleid ihre Gestalt zeichnet!"

„Es ist selten, daß eine junge Dame so die andere bewundert," bemerkte Gleiwitz etwas scharf.

„Warum nicht?" gab Anna unbefangen zurück. „Warum sollen wir denn die Schönheit nur im Bilde sehen? . . . . Keine der Schönheiten hier," sagte sie, die Hand auf die Mappe legend, „erreicht sie auch nur im entferntesten. Sie thut recht, sich so eigenthümlich zu kleiden und möglichst alle unnütze Zuthat zu vermeiden. Das paßt gut zu dieser malerischen Erscheinung und hebt sie nur."

„Was sie bei ihrer Jugend mit bewundernswerther Sicherheit schon weiß. Aber Sie, Fräulein von Kilmenu, sehen mehr mit Künstlerblicken, wie mit Damen-Augen," setzte er hinzu, einen prüfenden, fast ungläubigen Blick auf seine Nachbarin werfend. „Sie müssen nicht viel unter jungen Damen gelebt haben."

„Das habe ich auch nicht," antwortete Anna einfach. „Wir lebten ziemlich einsam. Doch Sie scheinen Comtesse Hedwig nicht zu bewundern."

„Was thut ein wenig mehr oder weniger Verehrung der Sonne, um die alles freist? Sehen Sie nur, wie selbst das vereiste Herz unseres Baron K. aufthaut. Aber Comtesse Hedwig scheint sein Rococo nicht zu lieben: ihr reizender Mund verzieht sich zum Gähnen. Das stört etwas den Titian-Eindruck. Die gemalten Schönheiten haben Einiges vor den lebenden voraus: sie gähnen nicht, sie schmollen nicht und sehen nicht verächtlich über die Schultern, was alles unsere beautés so oft thun, daß man kaum Zeit zur Bewunderung behält.“

„Ich glaube, Sie kritisiren so scharf, weil Sie sich fürchten, allzu sehr zu bewundern,“ versicherte Anna, amüfirt durch seine Bemerkungen. „Aber jetzt wendet sich Comtesse Hedwig doch sehr liebenswürdig zu Jemand. — Wer mag das sein? Ich kann ihn nicht sehen.“

„Das wird wohl der Rechte sein,“ meinte Gleiwiz. „Sind Sie noch so sehr Fremdling in Israel, daß Sie nicht wissen, wer der Rechte ist?“ fuhr er fort, als sie fragend zu ihm aufblickte. „Die beste Partie des Landes und die Schönste des Landes — das gehört unfehlbar zusammen.“

„Sie meinen gewiß den Grafen Rotteck. Ich hörte den schon mehrfach so bezeichnen,“ sagte Anna lebhaft. „Steht er der Comtesse Hedwig näher?“

„Für's erste werden sie nur noch zusammengestellt,“ versetzte Gleiwiz phlegmatisch. „Aber man thut das in unserm Lande mit solcher Beharrlichkeit, daß das Zusammenfinden endlich von selbst kommt.“

„Ich glaube zwar nicht, daß Graf Rotteck in dem Punkte sehr traitabel wäre,“ sagte Anna nachdenklich. „Doch würde

es fast unnatürlich sein, wenn sie keinen Eindruck auf ihn machte, oder wenn er ihr nicht gefiele. Was für ein schönes Paar würde das sein!" setzte sie hinzu und ließ den Blick fast träumerisch auf Beiden weilen. Rotteck war jetzt so weit hervorgetreten, daß er von dem Cabinet aus sichtbar war.

"Meinen Sie?" sagte Gleiwitz, den spitzigen Schnurrbart noch spitzer drehend; und wieder sah er sie prüfend an, als wisse er nicht recht, was er aus ihren Worten machen solle. Er kam zu keinem andern Resultat, als daß sie entweder sehr naiv oder sehr geschult sein müsse.

Rotteck aber wandte sich um und bemerkte Fräulein von Kilmenu. Rasch kam er zu ihr. „Sie also doch hier?“ sagte er lebhaft, ihr die Hand reichend. „Ich fürchtete fast, nach unserer Anstrengung von heute Morgen hätten wir darauf verzichten müssen, Sie hier zu sehen.“

„O, wir haben den guten Rath Ihrer Mutter nicht vergessen, und ich habe mich schon herrlich unterhalten.“

„Darf ich das als Compliment auf mich beziehen oder muß ich alle Ehre davon der Kunst überlassen, die uns umgab?“ fragte Gleiwitz.

„Beiden,“ sagte Anna aufrichtig. „Die Kunst hat großen Reiz, der Austausch der Gedanken jedoch den größern; am schönsten ist es, wenn beides zusammentrifft.“

Gleiwitz verbeugte sich mit komischer Grandezza. „Ein Compliment impersonnel,“ sagte er lachend. „Fräulein von Kilmenu begründet alles sehr deutlich.“

Auch Rotteck mußte lächeln.

Ihre Redeweise war wirklich keine gewöhnliche. Sie sprach wie Jemand, der gewohnt ist, eine Sache erst erschöpfend zu überdenken, im Gegensatz zu dem leichten Vorübergleiten, den flüchtigen Berührungen des Welttones.

Graf Alfred war angeregt; er rollte einen Sessel näher. „Darf man?“ fragte er. „Die größte Kunst unseres liebenswürdigen Wirthes liegt in diesen kleinen établissements, die sich trefflich zur wirklichen Unterhaltung eignen und die doch immer jeder Vergrößerung fähig sind,“ setzte er galant hinzu, indem er sich niederließ. Sofort aber sprang er wieder auf; denn einige junge Damen, darunter Comtesse Hedwig, schienen jetzt auch Fräulein von Kilmenau bemerkt zu haben und traten heran, sie zu begrüßen.

Die Herren rückten eifertig einige Sessel herbei; aber Hedwig lehnte ab, Platz zu nehmen. Fräulein von Kilmenau habe sich dieses Plaudereckchen so allein ausgesucht; da dürfe man nicht stören, meinte sie, blieb aber dennoch stehen im Kreise ihrer Begleiterinnen.

„Wir sind ganz unbewußt bei der Besichtigung der Kunstwerke endlich hier angelangt,“ sagte Anna munter. „So viel wirklich Schönes sah ich noch nicht zusammen,“ fuhr sie fort, zu Kotteck gewandt.

„Machen Sie unsern Wirth nicht eiteler als er ist,“ warnte dieser. „Aber wirklich, er besitzt manches Sehenswerthe.“

„Ich habe noch nicht viel gesehen, da ich fast nie unser Daheim verließ. Aber Sie, Graf Kotteck, nicht wahr, Sie haben viel gesehen? Man sagte mir, Sie hätten all' die Gegenden durchstreift, von denen man nur träumt, all' die

Schönheiten bewundert, nach denen man sich sehnt!" Es lag wirkliche Sehnsucht in der Art, mit der sie das sagte.

"Ja, viel Schönes habe ich gesehen, habe das Durchstreifen der Welt recht genossen," erwiderte er, "und noch heute dünkt es mir der schönste Genuß. Nichts wandelt mich leichter an, als das Gefühl, daß so ein kleiner Erdenwinkel Einem sehr bald zu enge werden könnte."

"Das weiß ich nicht," versetzte Anna sinnend. "Da stehe ich stets zwischen schlimmer Wahl — ich möchte gern alles sehen und möchte auch gern an einem Orte festwurzeln."

"Festwurzeln?" wiederholte Kotteck. "Sollte das nicht abstumpfend sein, besonders in unserm nüchternen Lande?"

"O nein," rief Anna lebhaft. "Man wächst dann in alle Reize des Ortes, den man liebt, hinein. Das ist ein Genuß, der sich stets erneut. Mit Menschen, die wir lieben, ist es ja auch so."

"Finden Sie das?" fragte Kotteck zweifelnd. "Auf wie wenig Menschen und Orte mag das Anwendung finden."

"Ich muß sagen, ich kann nicht begreifen, wie man nicht das Reisen als das Schönste schätzen kann. Ich finde, daß Graf Kotteck sehr Recht hat," fuhr jetzt Hedwig etwas schnöde dazwischen. Sie fand es doch auffallend, daß er in ihrer reizenden Gegenwart sich so ausschließlich dem Fräulein von Kilmenau widmete. "Ich werde Papa noch in diesem Frühjahr zu einer Schweizerreise bewegen," fuhr sie fort, "und werde nicht ruhen, bis wir die höchsten Gipfel erstiegen haben und an den gefährlichsten Stellen waren. Edelweiß will ich

pflücken, eine Gemse schießen und mindestens ein Mal bei den Gletschern übernachten.“

„O Hedwig!“ schauderten die jungen Damen ringsum.  
„Du hast immer merkwürdige Wünsche!“

„Ich lasse mir einen ganz besondern Anzug dazu anfertigen: Lodenjacke, Bundschuh mit Nägeln und Gamaschen — und nichts von all' diesem Plunder,“ setzte sie hinzu, verächtlich die weißen Spitzenärmel zurückwerfend, daß ihr schneeiger Arm daraus hervorblickte.

„O Hedwig!“ klang es wie im Echo wieder von all' ihren Begleiterinnen, „du bist so schrecklich kühn! Du bist schlimmer wie ein Mann.“

„Könnte man nicht polizeilich gegen so offen ausgesprochene Anschläge auf das Leben Ihres Herrn Vaters einschreiten?“ secundirte Gleiwitz lachend. „Was sagen Sie, Rotteck? Fällt das nicht unter den Paragraphen von der vorsätzlichen Tödtung?“

Aber Rotteck sagte nichts; er sah die schöne Sprecherin an, deren schlanke Gestalt sich so anmuthig bei ihren kühnen Plänen emporstreckte, auf die Augen, die so groß dabei strahlten; vielleicht überhörte er dadurch ganz, was sie sagte.

„Comtesse Hedwig,“ ergänzte Anna, „wird zwar in der Lodenjacke allerliebste aussehen; aber wenn sie erst dort ist, wird sie doch sehen, daß man mit einigen Gefahren nicht spassen darf.“

„Sie waren doch selbst nicht dort,“ sagte Hedwig spitzig.  
„Sie sagten ja eben, Sie wären stets festgewurzelt auf Ihrem Gut gewesen.“

„Ja,“ sagte Anna, halb freundlich, halb schelmisch zu

dem schönen Kinde aufsehend, „aber in Einiges kann man sich doch auch hinein denken.“

„Ach so,“ sagte Hedwig, die Schultern in die Höhe ziehend. „Freilich, Sie sollen ja sehr viel wissen — ich bin nur ein einfaches Naturkind,“ und sie warf dabei ihre Locken zurück, daß sie hübsch natürlich zum Nacken niederfielen.

Dennoch mußte Anna unwillkürlich an die Bemerkung des Barons Gleiwitz über die lebenden Schönheiten denken.

„Nun,“ fiel Rottbeck beschwichtigend ein, „ich hoffe, wir finden Mittel und Wege, Comtesse Hedwig von der Ausführung allzu lebensgefährlicher Projecte abzuhalten. Bis jetzt haben wir uns aber noch nicht ein Mal erkundigt, wie die Damen nach den Strapazen des gestrigen Abends auf dem ebenen Boden unseres Ballsaales sich befinden.“

„Als ob das Ermüdung wäre!“ sagte Hedwig. „Heute Morgen bin ich mit meinem Vater schon ausgeritten, habe einen Spaziergang gemacht, und heute Nachmittag hatten wir Commissions- und Visiten-Fahrt.“

„Ich muß anders eingestehen,“ sagte Anna; „ich habe den ganzen Nachmittag geschlafen.“

„Und das war gut. Es war schön, daß Sie den Rath befolgten.“ Graf Rottbeck glaubte das übermüdete Gesicht vom Morgen wieder vor sich zu sehen.

„Wie zart Sie sein müssen!“ sagte Hedwig, noch gereizter durch die vertrauliche Art und Weise, wie Rottbeck mit Anna sprach. „Ich dachte nicht, daß Sie so eifrig getanzt hätten.“ Mit den letzten Worten wandte sie sich um und rauschte aus dem Cabinet.

Die jungen Damen folgten ihr wie im Schlepptau, in das selbst Gleiwitz verwickelt zu werden schien; denn auch er schloß sich ihnen an, wenn auch nur, um der schönen Comtesse zu versichern, daß er ihre Tagesbeschäftigung für sehr passende Vorübung zur Gletscher-Reise halte, da so viel Bewegung die Glieder zum Chimborasso-Besteigen stählen könne.

Aber Hedwig, als sie nur ihn wahrte, war ungnädig und fragte, ob er sich denn von Fräulein von Kilmenau endlich habe trennen können; freilich müsse man den Widerspruch so lieben, wie er es thue, um sie angenehm zu finden. Wahrscheinlich, um ihm ihre Ungnade recht gründlich darzutun, wandte sie sich gleich von ihm fort dem Clavier zu. Baron K. ließ es natürlich an einem guten Instrument nicht fehlen, um auch der edeln Musica gerecht zu werden. Und man brauchte Hedwig diesen Abend nicht, wie meist, lange zu bitten, ehe sie die Gesellschaft mit ihrer hübschen Stimme überraschte, die kleine Volkslieder allerliebft vorzutragen wußte.

Gleiwitz flüsterte zwar, etwas gereizt durch die kurze Abfertigung, einer andern jungen Dame zu, „die reizenden Tödler seien auch schon echt schweizerisch: das Zeichen, was die Sennerin dort ihrem Bub gebe,“ worüber die junge Dame eine ganze Weile in ihr Taschentuch kicherte.

Aber für Rotteck schienen für den Augenblick alle einheimischen wie schweizerischen Zeichen verloren. Er fand seinen Platz zu behaglich, um ihn zu verlassen. Vielleicht hatte auch ihn die Spitze verlegt, die in Hedwig's letzten Worten gelegen. Er hatte die flüchtige Röthe bemerkt, die über Anna's Gesicht

zog, und in dem Gefühl, die Verletzung wieder gut machen zu wollen, sich augenblicklich ihr wieder zugewandt.

„Also wirklich gründlich geruht?“ begann er, mit Gewandtheit die Klippe umgehend und zu ihrem persönlichen Interesse sich zurückwendend. „Ich hätte kaum erwartet, daß Sie so folgsam sein könnten,“ setzte er scherzend hinzu.

„Warum nicht?“ meinte sie einfach. „Sie hatten Recht: die Spannung der vorigen Tage war fast zu viel gewesen.“

„Mit Freuden sehe ich,“ sagte Rotteck, sie betrachtend, „daß Sie zu den glücklichen Menschen gehören, welche den Ballast des Lebens aufzunehmen wie zur Seite zu legen wissen — der erste Grundstein zum Glück.“

„Glück, Glück . . .“ wiederholte sie, „was ist Glück? Man sucht es stets und findet es doch fast nie en bloc, als ein großes, festes Ganze; wenigstens thut man gut, nicht darauf zu warten. Ich sehe das Glück wie ein Mosaikbild an, zusammengesetzt aus tausend kleinen Steinchen, aus all' den lichten Stunden, aus all' den schönen Empfindungen, die das Leben bringt. Wenn man die aufzusuchen weiß, und auch das Kleinste darin zur richtigen Geltung kommen läßt, dann bekommt man ein lichtiges Lebensbild selbst auf dunkeln Grunde.“

„Das ist ein hübscher Vergleich,“ sagte Rotteck, fast gerührt von ihrer poetischen Ausdrucksweise, die seltsam abstach gegen die reale Art, die sie am Morgen gezeigt. „Mit der Ansicht können Sie nie lange unglücklich sein.“

„Das wäre möglich,“ stimmte sie bei. „Ich wundere mich selbst oft über meine Fähigkeit des Genusses — besonders

wenn ich sie mit der Anderer vergleiche. Mein guter Vater sagte mir wohl, was Sie eben gesagt.“

„Sie müssen ein großer Liebling Ihres Vaters gewesen sein.“

„Nein,“ erklärte sie ruhig, aber mit solcher Bestimmtheit, daß Rotteck sie erstaunt anblickte. „Nein.“ Ein eigenes Lächeln spielte um ihre Lippen. „Menschen meiner Art sind keine Lieblinge; man liebt sie nicht, man braucht sie nur. Unserer kann so gut allein gehen, daß es überflüssig ist, uns zu lieben.“

„Fräulein von Kilmenu!“ rief Rotteck aus; „Sie haben Unrecht: feste Charaktere verdienen ja erst recht unsere . . .“

„Hochachtung,“ ergänzte Anna. „Wenn es nicht profanirend klinge, könnte ich einen biblischen Beweis anführen. Ohne weitem Vergleich zu ziehen: Petrus und Johannes. Johannes lag an des Herrn Herzen, wenn Er auch auf Petrus Seine Kirche gründete. Das ist immer so: die Einen liebt man, die Andern nutzt man. In der einfach hingebenden Liebe liegt auch so unendlich Schönes, mehr vielleicht, wie die Kraft je bieten kann.“

„Wenn Sie das Wort nicht so haßten, möchte ich es Ihnen jetzt wahrlich entgegenhalten: wer kommt auf solch' originellen Vergleich!“

„Aber er liegt ja ganz nahe,“ sagte Anna, als habe sie das gewöhnlichste Gleichniß der Welt gewählt. „Gott braucht eben stets verschiedene Anlagen, wie in der Natur Blume und Baum.“

„Und Sie zählen sich zur Gattung der Bäume?“ frug Rotteck etwas ironisch. „In der Sprache der Poesie ist das die Bezeichnung, die uns Männern zukommt.“

„Ich zähle mich nicht dazu; aber man muß sein, was man ist. Vielleicht kann es auch recht schön sein, so selbstständig nur auf sich zu beruhen, Andern zum Nutzen.“

„Und glauben Sie, daß diese Lebens-Auffassung Ihnen stets genügen wird?“ Gereizt durch einen etwas siegesgewissen Ausdruck in ihrem Gesicht, fuhr er fort: „Wissen Sie, daß das eigentlich nur das Recht unserer männlichen Kraft ist?“

„Gewiß,“ sagte sie ruhig; „und in der Kraft des Geistes wie des Körpers erreichen wir die Männer auch nie.“

„Gestehen Sie das ein?“ fragte er befremdet; denn nach dem Eingang hatte er eine lebhafte Vertheidigung der weiblichen Geisteskraft erwartet.

„Warum nicht?“ sagte sie gelassen. „Eine Frau, die nur in etwa ihre Denkkraft geprüft hat, muß das einsehen. Nur in einem Punkte glücklicherweise können wir den Mann ganz erreichen, da gibt es keinen Unterschied . . . .“ Sie hielt inne.

„Nun?“ fragte er forschend.

„Beide, Mann wie Weib, sind Hauch aus Gottes Mund, in der Seele gleich, für ein gleiches Ziel bestimmt, und zu dem einen Ziel wenigstens mit gleichen Kräften ausgestattet. Das ist die einzige Fundgrube von Kraft, die auch wir besitzen,“ setzte sie hinzu, in einer Weise, als habe sie vergessen, daß sie mit Jemand spräche, als beantworte sie ihre eigenen Gedanken.

Auch er schwieg. Die einfache Schönheit des Gedankens, die eigenthümliche Auslegung eines oft besprochenen Grundsatzes hatte ihn eigenthümlich berührt.

Er erwartete, daß sie in dieser Weise fortfahren würde; aber wieder, wie gestern, plötzlich ablenkend, sagte sie: „Wie lieblich Comtesse Hedwig singt! Ist es nicht schade, hier den Genuß zu versäumen?“

„Sie meinten vorhin, daß Austausch der Gedanken höher stehe als die Kunst,“ wandte Rotteck ein. „Sollen wir uns das jetzt nicht zu Nutzen machen? Comtesse Hedwig's liebe Verlockung bleibt uns auch später noch — übrigens, wozu zählen Sie sie mit ihren energischen Plänen?“

„O, sie ist ganz Blume, trotzdem sie es nicht sein will, — selbst in ihren kleinen Schattenseiten,“ sagte Anna lächelnd.

„Finden Sie das so reizend?“

„Ja, etwas ganz zu sein, ist das Glücklichste und Natürlichste,“ sagte Anna jetzt aufstehend, als wolle sie die Unterhaltung abbrechen.

„Und glauben Sie, daß das Glücklichste und Natürlichste auch das Beglückendste für Andere ist?“

„Wissen Sie, was mein zweites Glücksrecept ist?“ fragte sie zurück, mit raschem Verständniß für alles Unge sagte, was in seinen Worten lag. „Mehr an das Glücklichmachen als an das Glücklichwerden zu denken.“

„Mich haben Sie wohl in Verdacht, nur das letztere zu thun?“ sagte er lachend.

„Ja,“ gestand sie mit großer Aufrichtigkeit.

Rotteck verbeugte sich: „Sie sind eine scharfe Rathgeberin, und ich will es mir merken. Ihre Gedanken gehen wirklich ihre eigenen Wege.“

Zwei Novellen.

„Ich weiß nur nicht, warum ich sie Ihnen ausspreche. Sie haben eine Art, welche die Rede weckt,“ sagte Anna.

„Ist es Ihnen unlieb?“ Es lag vielleicht mehr wie eine einfache Frage in der Betonung, mit der Rottect sie stellte. Aber verstand Anna solchen Ton nicht?

„Nein,“ erwiderte sie so ruhig wie vorher; „es ist das sogar sehr angenehm bei einer Unterhaltung.“

»Sehr angenehm bei einer Unterhaltung« klingt etwas kühl, wenn man glaubt, recht tiefe Saiten berührt und durch seine Persönlichkeit ein Interesse geweckt zu haben. Kühl wehte es auch den jungen Mann an. Die Unterhaltung, die ihn eben noch gefesselt, schien ihm plötzlich sehr lang geworden.

Sie waren im Vorschreiten der Thüre des Salons schon näher gekommen, und lebhafter, als sein bisheriges mangelhaftes Zuhören es rechtfertigte, betheiligte Graf Rottect sich plötzlich an dem allgemeinen Beifall, welcher der Sängerin eben gezollt wurde. Als habe er eine Versäumniß gutzumachen, schloß er sich fast eifrig denen an, die jetzt der schönen Hedwig näher zu kommen suchten, um ihr Lob zu spenden. Obgleich Viele sie umringten, machte man ihm Platz, so daß er sich bald an ihrer Seite befand. Aber Hedwig's Kopf wandte sich für dies Mal nicht sogleich nach ihm um.

Hedwig war viel jünger als Anna Kilmenau; aber in einer Sache schien sie doch unendlich erfahrungsreicher. Wie verstanden diese braunen Augen sich abzuwenden, wie konnten sie so abweisend ausschauen und wußten doch so genau, wann der Strahl wieder aus dem Gewölck hervorbrechen

mußte, um lieblich verlockend an sich zu bannen! Alfred Rotteck hatte schon bei manchem schönen Augenpaar solch' Spiel gesehen und verstand es zu lesen. Es erheiterte ihn, wie das trozige Kind ihn für seine Vernachlässigung strafen wollte. Auch er versuchte, was seine Blicke vermochten; denn leise schmeichelnd zog das Gefühl doch ein, daß um seinetwillen diese schönen Augen so zu grollen, so zu strahlen wußten; — wie eine Abspannung, wie eine Beruhigung war es ihm nach all' den ernstern und anregenden Gedanken, in denen er sich eben bewegt hatte.

Von Hedwig's rosigem Lippen flossen der schelmischen kleinen Lieder noch manche. Ihre Finger liefen über die Tasten und schienen wie in Rosenfarbe getaucht. Blüthenweiß hob sich der schlanke Hals aus dem ernstern, schwarzen Sammet. Rotteck mußte dem Gleichniß Recht geben: „Ganz wie eine Blume.“ Ja, selbst die Schattenseiten wurden licht dabei. Diese kleinliche Gereiztheit vorhin, die ihn so unangenehm berührt hatte — er belächelte sie jetzt. Echt weibliche Eifersucht — und Eifersucht um ihn!

Hatte das dunkle Mädchen auch darin Recht, daß das Natürlichste auch das Glücklichste sei? Hedwig brauchte den Abend hindurch ferner nicht mehr über die Lässigkeit ihres Verehrers zu klagen, so eifrig blieb er an ihrer Seite. Doch schweiften seine Blicke öfter zu der Andern zurück, vielleicht weil er deren Aussprüche so bewahrheitet fand. Wähnte er, daß sie ihn vermisse? Aber der Hausherr hatte sich Anna's bemächtigt, stolz darauf, Jemanden gefunden zu haben, der Interesse für seine Kunstschätze zeigte, und dem

er sie erklären konnte. Kotteck kannte seine etwas langweilige Manier dabei. Anna's Gesicht war aber kaum weniger belebt als vorher. Sie schien sich ganz der Sache hinzugeben, unbekümmert um die Person.

Alfred wandte sich unmutig ab: „Jeder scheint ihr zur angenehmen Unterhaltung zu dienen,“ dachte er verdrießlich. „Am liebsten hört sie sich selbst.“

#### IV.

Des wenig befriedigenden Schlusses ungeachtet, den Kotteck an jenem Abende gezogen, blieb er seinem ersten Interesse für die Kilmenu'schen Geschäfte getreu. Er hatte nicht Unrecht gehabt, wenn er sich, wie all' seinen Landsleuten, eine besondere Vorliebe für Rechtsfälle vindicirte. Die Behauptung oder Verfechtung eines Rechtes scheint mehr oder weniger jedem Westfalen angeboren, mag es in einem gewissen zähen Rechtsbegriff überhaupt liegen, oder in dem Reiz des Ergründens und Erforschens, was Scharfsinn und Geduld herausfordert: beides die dort vorwiegenden Eigenschaften. In wie weit die nationale Anlage in diesem Falle mitwirkte, ließ sich nicht sagen. Jedenfalls hatte der alte Mühler keine Veranlassung, über ein Nachlassen des Eifers bei dem jungen Grafen zu klagen, obschon der Carneval mit all' seinen Zerstreuungen sein Recht geltend machte.

Nachdem der Vergleich zurückgewiesen, hatte die Sache den gewohnten Rechtsweg genommen, doch unter Mühler's Leitung günstig für die Partei Kilmenu. Er hatte eine ganz

andere Auffassung darin entwickelt. Vieles hing ab von dem Auffinden verschiedener Papiere und älterer Gesetze, und das machte Rotteck sich zur besondern Aufgabe, wobei er viel Fleiß und Ausdauer entwickelte. Sein Verkehr in dem Milmenau'schen Hause und fast ausschließlich mit Anna blieb natürlich dadurch ein steter, da bald diese bald jene Mittheilung, die eine oder die andere Frage zu erörtern war. Es verflossen wenig Tage, wo nicht Grund zu solchen Conferenzen vorlag. Rotteck schien stets mündliche Besprechungen für nothwendig zu halten. Die einfache Art, wie Anna seine Mitwirkung annahm, sie stets bloß auf die Sache selbst beziehend, machte den Verkehr der jungen Leute besonders ungewungen und anziehend. Stunden lang brachten sie oft in ernstern Verhandlungen zu; vergilbte Papiere des trockensten Inhaltes bildeten Ausgang und Endziel des Gespräches.

Rotteck konnte wirklich vergessen, daß es nicht ein Freund sei, der ihm gegenüber Platz genommen, so wenig erinnerte dieser Verkehr an die üblichen Unterhaltungen mit jungen Damen, wobei doch meist ein gewisses persönliches Interesse, wenn auch in verstecktestem Maße, zur Geltung kommt.

Sein schroffes Urtheil aber konnte er selbst nicht bestätigt finden. Wenn er von Anna gesagt, daß sie sich selber gern höre, so mußte er sich eingestehen, daß er ihren Geschmack darin durchaus theilte. Denn ihre Unterhaltung verleugnete die Eigenthümlichkeit nie, die ihn gleich zuerst so angeregt hatte. Ob sie nun wirklich bloß bei dem trockenen Geschäft blieben oder, wie es in der Sache selbst lag und auch allmählig Gewohnheit wurde, zu allen möglichen daran grenzen-

den Thema's abschweiften, Anna schien alles mit gleichem Interesse zu umfassen. Dabei war es weder ein besonders reiches Wissen noch eine außergewöhnliche Ausbildung, worauf der Reiz ihrer Unterhaltung beruhte. Das Angelernte schien nicht umfassender zu sein, als in den gewöhnlichsten Fällen. Aber Anna hatte Gedanken, Gedanken, von denen man kaum wußte, ob sie mehr dem Verstand oder dem Gefühl entsprangen. Während sie eigene Meinungen kund gab, besaß sie auch das Talent, verständnißvoll auf die Ansichten Anderer einzugehen, sogar sich völlig unterzuordnen, wenn die Sache ihr Verständniß überstieg oder wenn sie überzeugt war.

Für Kottek lag viel Anziehendes darin, und er mußte sich selbst gestehen, daß dies hauptsächlich auf der Neuheit der Erscheinung beruhte. Mit wie viel Frauen er schon im Verkehr gestanden, was für Schattirungen in deren Art und Wesen er schon kennen gelernt, er hätte Anna zu keiner derselben zu zählen vermocht. Ihre innere Fertigkeit und Unabhängigkeit stellte sie eigenthümlich vereinzelt hin.

Die Freundschaft der Väter schien sich auf die Kinder vererben zu sollen, doch ging sie dabei nicht stets auf ebener Bahn.

Alfred war gewohnt, seine Meinungen durchdringen zu sehen. Das lag in seinem Geist und Wissen, die beide von großer Tüchtigkeit waren, in wirklicher persönlicher Lebenswürdigkeit, die leicht überzeugende Wirkung hat, und war zugleich eine Folge seiner Stellung und Erziehung, da er stets von Entgegenkommen und Rücksichten umgeben gewesen.

Anna faßte die Stellung zu ihm so ruhig als gleichberechtigte Freundschaft auf, sie war meist so vertieft in die

Angelegenheit, daß nie irgend ein persönlicher Eindruck Platz zu finden schien. So harmonirte sie öfter mit dem alten Mühler in den geschäftlichen Auffassungen, als mit Rotteck, und war dadurch, sowie durch ihre Ruhe, ein großer Liebling des alten Anwaltes geworden. Sein fester Standpunkt auf dem buchstäblichen Rechte beschwichtigte ihre Gewissenhaftigkeit eher, als Rotteck's mehr principielle Anschauungen, denen gegenüber sie, wie am ersten Tage, sich sehr zurückhaltend verhielt. Rotteck wollte oft nur verkappten Widerspruch darin sehen, nannte es kleinlich und ängstlich. Sie hatte lachend ein Mal auf ihre weibliche Berechtigung zu diesen Eigenschaften sich berufen. Im eifrigen Wortgefecht war Rotteck nahe daran gewesen, zu erwidern, daß er ihr diese Berechtigung am wenigsten zugestehen könne. Und doch, warum hätte er sie unweiblich nennen sollen? Nichts in ihr gab eigentlich Anlaß dazu. Ihre Sprache war sanft, ihre Bewegungen waren ruhig, wohlthuend; einfach und harmonisch war sie selbst in ihrer Kleidung. Dennoch meinte er eine gewisse Härte durchzufühlen.

Wie er bei näherer Kenntniß der Familie einsehen lernte, hatte Anna noch wenig gesagt, als sie sich die ausführende Persönlichkeit nannte; in der That ruhte alles auf ihr. Der Mutter Unbedeutendheit schien sich auf Anna's ältesten Bruder übertragen zu haben, und war bei ihm mit Leichtsinne vermischt, so daß kaum jemals die nöthigste Auskunft von ihm zu erlangen war. Mit langweiliger Leichtfertigkeit kam er meist auf seinen ersten Satz zurück: „mit dem alten Ding doch möglichst kurze Umstände zu machen,“ ohne je ein tieferes

Verständniß zu zeigen. Dann bemerkte Rotteck wohl, wie Anna's Lippe bebte, wie eine Thräne das Auge zu verdunkeln schien; und mitleidsvoll dachte er, wie jung sie sei für so ernste Sorge.

Doch blieb dies Gefühl nur ein vorübergehendes. Denn mit dem gleichen Eifer, mit der gleichen Festigkeit nahm sie stets ihre Aufgabe sofort wieder auf, ohne je eine Klage zu äußern oder irgend Theilnahme herauszufordern. Sie schien gewohnt, alles mit sich selbst abzumachen. Er bewunderte ihre Ausdauer, und obwohl fast ein Widerspruch darin lag, konnte er doch nicht leugnen, daß es eine gewisse Abneigung in ihm erweckte, wenn er sie so eifern, mit ganzer Seele bei der Sache fand, als sei das Geschäftliche das Feld, auf dem sie sich gern bewege.

Leicht empfindet der Mann Aehnliches, wenn er die Frau auf einem Gebiete trifft, das nicht das ihre scheint! Rotteck brachte wohl nicht genug in Anschlag, daß immerhin der tüchtige Mensch eine Freude an der Thätigkeit gewinnt, auf die er sich angewiesen sieht.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte aber herausfinden können, daß der Graf sich an solchen Tagen stets besonders duldsam gegen die Launen und Einfälle der schönen Hedwig verhielt, welche alle für die junge Damenwelt bestehenden strengern Gesetze zu überschreiten suchte und sich nur im Ungewöhnlichen zu gefallen schien. Er selbst zündete ihr die Cigarre an, allen würdevollen Matronen zum Troß, die kopfschüttelnd diesen Uebergriß sahen, und er saß auch neben ihr, wenn sie in kühner Fahrt ihren Scheckenzug durch die Straßen lenkte,

das Casquet herausfordernd auf die blonden Locken gedrückt, doppelt zart und liebreizend in den rauhen Stoffen erscheinend, in die sie mit Vorliebe sich kleidete — „weiblichen Tand verachtend“, wie sie stets behauptete.

Alfred lächelte zu ihren Worten wie zu ihrem Thun. Was waren diese kleinen Uebergriffe, bei denen das wahre Weib doch aller Orten herausschaute, gegen die männlichere Gesinnung der Andern?

Aber trotzdem, daß man ihn so viel in der Nähe des schönen Mädchens sah, und selbst der Volksmund sie längst zusammen nannte, verstrich viele Zeit. Andere weniger geübnete Verhältnisse waren schon zum Abschluß gekommen, andere Liebespaare hatten seitdem sich schon gefunden — aber die Frage bezüglich des Grafen Rotteck schien dieselbe wie am ersten Tage.

Die Carnevalszeit, von so ungewöhnlicher Länge sie in dem Jahre war, ging endlich doch dem Ende entgegen, als eines Nachmittags, wo alles auf die Promenade herausgeströmt war und in den ersten, milden Februarstrahlen sich sonnte, Rotteck von dort abschweifte und den Weg zu Kilmeaus einschlug — war es, daß er unter den Spaziergängern umsonst nach Hedwig's schlanker Gestalt gespäht hatte, war es, daß er sich der Nothwendigkeit einer jener mündlichen Conferenzen entsann, die ihm fast zur Gewohnheit geworden. Er hatte die glückliche Auffindung eines nöthigen Papiers zu melden, und das schien ihm Ursache genug.

Schon bei seinem Eintritt in das Vorhaus hörte er ein wirres Durcheinander von Stimmen, und als er die Thüre des Salons öffnete, blieb er erstaunt halten.

„Wenn ich Sie von so viel Verehrern umgeben finde, werde ich mich wohl zurückziehen müssen,“ rief er gut gelaunt. Denn um einen großen Tisch versammelt sah er eine Schaar von Knaben, vom kleinen Buben im Kittel bis zum unternehmenden Schüler, der die Gymnasiafstenkappe tragen durfte. Mitten zwischen ihnen saß Anna, augenscheinlich eben so eifrig bei dem Spiele als die Uebrigen. Die beiden Jüngsten schienen sich dabei in ihren Schutz begeben zu haben; denn die dicken, runden Kinderarme umklammerten sie, und die Krausköpfe schmiegt sich so dicht an sie, daß sie keiner ihrer Bewegungen Herr war.

Bei der Anrede Rottect's sah Anna auf und befreite sich möglichst aus der gezwungenen Umarmung. Gute Freunde seien allezeit willkommen, meinte sie, und selbst ein friedlicheres Plätzchen als dieses hier sei in der Mama Zimmer noch aufzufinden; dies sei den Geburtstagsgästen freigegeben.

Die Geburtstagsgäste zeigten aber sehr enttäuschte Gesichter, als Anna Miene machte, mit dem „Besuch“ sie zu verlassen. Doch Rottect rief heiter: „Geburtstagsgäste! Wer feiert Geburtstag hier? Geburtstag feiere ich leidenschaftlich gern. Bei wem darf ich mich zu Gast bitten?“

„Bei Richard,“ sagte Anna, mit einigem Stolz auf ihren jüngern Bruder zeigend, einen hübschen vierzehnjährigen Knaben, dem die dunkeln Augen und festen Züge, die er mit der Schwester theilte, unendlich viel besser standen als dieser.

Rottect, der öfter bei Anna eine Vorliebe für diesen Bruder wahrgenommen zu haben glaubte, schüttelte dem Knaben herzlich glückwünschend die Hand. Dann eine der beiden

kleinen Kletten an Anna's Seite mit kräftigem Griff emporhebend, sagte er heiter: „Den Platz habe ich mir erobert. Nun, Jungens, was für ein Spiel ist im Gange? Ich bin mit dabei, wenn ihr mich haben wollt.“

Der laute Jubel, der bei seinen Worten ausbrach, zeigte am besten, wie anerkennenswerth man seinen Vorschlag fand. Eine zwölfjährige Weisheit aber meinte bedenklich: „Die Großen dürfen eigentlich nicht neben einander sitzen; dann spielen sie nicht ordentlich und sprechen immer mit einander.“

Rotteck mußte über des Buben Bemerkung lachen und konnte sich nicht enthalten, einen Blick auf Anna zu werfen, ob sie die Anspielung gehört oder verstanden habe. Wenn er aber gedacht hatte, auch ihr müsse es eine kleine Verlegenheit bereiten, hatte er geirrt. Nicht einen Anflug davon konnte er wahrnehmen, nicht eine Secunde wandte sich ihr Blick scheuer zur Seite.

„Du sollst Staatsmann werden mit deiner Vorsicht,“ gab sie dem Buben in scherzendem Tone wie bisher zurück. „Graf Rotteck, was meinen Sie, sollen wir so schnödes Mißtrauen mit kalter Verachtung strafen, oder uns ihm fügen?“ Seine Nähe oder Entfernung schien ihr so gleichgültig, wie die irgend eines aus der versammelten Schaar.

„Ganz wie Sie befehlen,“ sagte Rotteck, stand aber sofort auf, um einen entferntern Platz einzunehmen. Eines kleinen Nergers, so ganz außer dem Bereiche ihrer Gefühle zu stehen, konnte er sich nicht erwehren. Diese Mißstimmung wich fast wider seinen Willen bald der allgemeinen Heiterkeit.

Ein Reiz, von dem er sich kaum Rechenschaft zu geben vermochte, ruhte auf dem Spiele. War es die Anna eigenthümliche Gabe, an allem Genuß zu finden, in jede Stimmung sich versetzen zu können, wodurch diese sprudelnde Frische hervorgerufen, diesem kindischen Treiben so viel Leben und Interesse verliehen wurde, daß Rotted sich selbst davon hingerissen fühlte? Er hatte vielfach Gelegenheit gehabt, Anna's hingebende Liebe für ihre Geschwister zu erkennen, doch mehr in der ernstestn Auffassung der Sorge um ihr Wohl. Lieblicher dünkte ihm heute das Herabstimmen zu den Freuden der Kinder, dessen er sie kaum für fähig gehalten. Ist es wahr, daß Geist alt und jung zugleich ist? Oder wie kam es, daß sie, deren klares Verständniß und festes Meinen ihn so oft herbe berührt hatte, ihm plötzlich so kindlich und jugendlich erschien, umwoben von einem so duftigen Hauch, wie er ihn kaum auf sechszehnjährigen Stirnen gesehen? War es allein die Februarsonne, die den Glanz auf das dunkle Haar legte, die so hell den Strahl der ernstestn Augen verklärte? Ihr Frohsinn war kaum ein Herablassen zu nennen, so ungekünstelt brach er hervor. Jugendlichkeit aber bleibt der siegreichste Reiz der Frau, wenn es kein angenommener hohler Schein ist.

Unwillkürlich that Alfred Rotted wie die Knaben, die alle ihr so aufrichtig huldigten. Er fühlte sich so hingerissen, daß seine Unzufriedenheit vielleicht nicht die geringste war, als das frohe Getümmel plötzlich durch einen neuen Besuch unterbrochen wurde.

Anna's warnender Blick konnte eben noch verhüten, daß die Eintretenden den lauten Ausdruck der Unzufriedenheit merkten. Es war Gräfin Neusch mit ihrer Tochter. Nicht

wenig waren sie überrascht, einen so großen Kreis vorzufinden, und ihr Staunen wuchs bedeutend, als aus der Schaar der Knaben Graf Rotteck's lange Gestalt auftauchte, und er lachend zu ihrer Begrüßung herantrat.

Der Gräfin fragendes: „Sie hier?“ klang etwas gedehnt, und Hedwig schien es fast wie eine Herabsetzung von seiner Seite anzusehen, daß er in solchem Kreise sich treffen ließ, so verächtlich zuckte es um ihren schönen Mund, so mißbilligend war ihr Blick. Vielleicht stand sie selbst dem Kindesalter noch zu nahe, um solche Herablassung zu Kinderfreuden würdigen zu können.

„Eine Geburtstagsfeier,“ erklärte Anna, den Damen die Thüre zu ihrer Mutter Salon öffnend, indeß die Buben das schöne Mädchen in dem seltenen Pelzcostüm nach echter Knabenart anstarrten.

„Wir waren Kind mit den Kindern,“ sagte Rotteck. „Wir haben die Feier des Tages dieses jungen Herrn verherrlicht,“ setzte er hinzu, den Betreffenden freundlich heranziehend und ihn Hedwig vorstellend.

„Wir hatten Sie aber gar nicht eingeladen, — Sie sind von selbst gekommen,“ sagte der Knabe mit ängstlicher Wahrheitsliebe.

Graf Alfred lächelte etwas gezwungen dazu. „Ich habe mich aber trotzdem herrlich unterhalten,“ meinte er. „Comtesse Hedwig, kennen Sie auch noch den Reiz eines »schwarzen Peter«?“

Aber die Stimmung der jungen Dame schien noch nicht hergestellt. „Ich habe solche Spiele immer unendlich lang-

weilig gefunden," erklärte sie geringschätzig, ihrer Mutter in den Salon folgend, wo Anna sie freundlich bat, Platz zu nehmen.

"Wir wußten gar nicht, daß Sie mit Graf Rotteck so nahe verwandt seien," sagte Hedwig plötzlich scharf und unvermittelt zu Anna, während Graf Rotteck Frau von Kilmenuau grüßte.

"Wir sind auch gar nicht verwandt," gab Anna, befremdet über die Frage, zurück. "Graf Rotteck's Vater und der meinige waren sehr befreundet, und daraus hat er freundlich Anlaß genommen, sich einiger unserer Geschäfte anzunehmen."

"Ich dachte, er müsse mit Ihnen verwandt sein, da er so viel zu Ihnen kommt und Sie sehr intim mit ihm scheinen," sagte Hedwig noch immer sehr scharf, das „so“ und „sehr“ möglichst betonend.

"Sehr intim?" wiederholte Anna, selbst ganz erstaunt, als durch diese Bemerkung zum ersten Male das vertrauliche Verhältnis, das so unvermerkt sich herausgebildet, ihr vor die Augen trat. "Die verwickelte Angelegenheit machte es notwendig," fuhr sie fort, "daß er sich oft herbemühen mußte. Wir sind ihm sehr dankbar für sein thätiges Interesse an der Sache."

Hedwig sah fast ungläubig die Sprecherin an, als müsse sie dem Ausdruck ihrer Züge einen andern Sinn entnehmen, als den einfachen Worten. Es war ihr undenkbar, daß Jemand solchem Verkehre keine andern Gedanken beimessen könne. Aber Anna's Ausdruck war unbefangen wie ihre Worte, und wie Hedwig jetzt die kleine, unscheinbare Gestalt noch ein Mal betrachtete, kam es ihr selbst unbegreiflich vor, wohin ihre

eigenen Gedanken sich verirrt. Sie schämte sich fast ihrer Ge-  
reiztheit. Comtesse Hedwig's Nerven waren freilich aufgereg-  
t, und nicht allein der lange Carneval war Schuld daran. Es  
war nicht angenehm, von der allgemeinen Meinung als an der  
Grenze einer Verlobung stehend betrachtet zu werden, während  
dazu noch jeder bestimmte Anlaß fehlte. Die Unterhaltung  
war indessen allgemeiner geworden. Rotteck hatte den beiden  
ältern Damen eine heitere Schilderung der eben beendeten  
Spiele entworfen; die angeregte Stimmung wirkte in ihm noch  
nach. Anna saß jetzt stumm neben ihrem schönen Gaste — sie  
fand nichts, was sie ihr zu sagen hätte. Oder dachte sie nach  
über das „sehr intim“, das Hedwig so betont hatte?

Aber Hedwig wollte jetzt wieder gnädig sein. „Welch'  
wunderhübscher Tisch dort!“ sagte sie herablassend, nachdem  
ihre Blicke das Zimmer durchschweift, und sie den Geburtstags-  
Tisch in's Auge gefaßt hatte, der sehr zierlich und geschmack-  
voll aufgebaut zu Ehren des Geburtstags-Kindes dort stand.

„Fräulein Anna,“ sagte Rotteck, dessen Aufmerksamkeit  
diese Bemerkung nicht entgangen war, „ich ahne auch dort  
wieder Ihr Werk. Wahrlich!“ sagte er aufspringend und  
dem Tische näher tretend, „ich hätte nimmer gedacht, daß  
ehrllicher Buchskin sich so malerisch verwenden ließe.“

Anna sah heiter lachend auf bei seiner Anrede. „Prosa  
in Poesie zu verwandeln, das ist die Kunst des Lebens,“  
gab sie zurück.

„Welch' schwungvolle Antwort!“ sagte Rotteck neckend.  
„Wie Freiligrath entnehmen Sie der tiefsten Prosa die Ant-  
wort auf die Frage: was ist Poesie?“

„Ja, wenn sie darauf nicht ruht, ist sie ein flatteriges, unwahres Ding,“ sagte Anna. „Aber bitte, Graf Rotteck, Sie dürfen noch nicht zerstören,“ setzte sie hinzu. „Dafür hat es zu viel Mühe gemacht.“

„Die würde ich mir nicht gegeben haben für solche Buben; dazu bin ich nicht sentimental genug,“ warf Hedwig schnöde dazwischen.

„Ja, meine Tochter gibt sich mit unnützen Sachen immer viel Mühe,“ bemerkte die Mutter in ihrem nüchternsten Tone, der alle Poesie der Welt hätte verscheuchen können. „Ich weiß nicht, was sie immer damit will.“

„Ach,“ sagte Anna erröthend, „nichts weiter, als den armen Jungen, die stets so bald das Haus verlassen müssen, einige hübsche, liebe Erinnerungen mitgeben.“

„Das ist jedenfalls ein sehr freundlicher Gedanke von einer Schwester,“ sagte Gräfin Reusch. „Anderer Schwestern könnten sich ein Beispiel daran nehmen.“

„Pah,“ antwortete Hedwig, die Anspielung der Mutter verstehend, „was braucht man die Knaben so zu verwöhnen?“

„Einige Menschen haben auch das Anrecht, selbst verwöhnt zu werden. Comtesse Hedwig hat das Recht wohl wie Wenige,“ fiel Anna vermittelnd ein.

„Ich fürchte, sie nimmt das Recht allzu sehr in Anspruch,“ sagte die Gräfin, dennoch aber mit zärtlichem Stolze auf ihr schönes Kind blickend. „Sie, Fräulein Anna, wissen aber stets etwas Schönes und Freundliches zu sagen,“ setzte sie hinzu, ihre Hand zum Abschiede ergreifend. „Diese kleine Hand ist geschickt zu allem, sie scheint alles glätten und ver-

mitteln zu können.“ Mit mütterlicher Freundlichkeit sah sie dabei das Mädchen an.

„Ach nein,“ bemerkte Anna in der ihr eigenen Weise, mehr ihrem eigenen Gedankengange als dem der Andern folgend. „Weiche Hand hilft wenig im Leben. Die rauhe Bürste glättet mehr und besser, und das lernt sich nur allzu gut.“

Rotteck mußte über diesen Vergleich lächeln. Er wußte, daß derselbe sich auf manches Unbequeme in der Familie bezog, gegen das Anna ankämpfen mußte, und daß sie den Anschein der Sanftmuth zurückweisen wollte.

Die Gräfin ließ unwillkürlich ihre Hand los. „Sie originelles kleines Mädchen Sie,“ sagte sie kopfschüttelnd; „wie absonderlich Sie sind!“

„Ja, Mama,“ rief Hedwig triumphirend dazwischen, „habe ich dir nicht immer gesagt, Fräulein von Kilmenau sei ganz anders wie wir? Sie bewegt sich in andern Sphären als wir übrigen natürlichen Erdenkinder. Nicht wahr, Graf Rotteck, ihr Geist ist allzu hoch?“ setzte sie mit einem schelmischen Blick auf Alfred hinzu, als wisse sie genau, wie viel Geist ein solcher Blick aufwiegen könne.

Aber er verfehlte sein Ziel; denn Graf Rotteck sah in dem Augenblicke nur den Schatten, der sich auf Anna's Züge legte, und wie schon ein Mal an jenem Abend bei Baron K., verletzete ihn Hedwig's unmotivirter Angriff, der dies Mal Anna's verwundbarsten Punkt getroffen.

„Daß Fräulein von Kilmenau's Geist sich merkwürdig schnell zum Höhern erheben und wieder auf das Einfachere zurückkommen kann, habe ich oft bewundert,“ sagte er daher

warm. „Und bewundern darf man immer, wenn man auch nicht folgen kann, — nicht wahr Comtesse?“ setzte er mit leichter Ironie hinzu. „Fräulein Anna, ich fürchte, ich werde Sie darin heute noch auf eine neue Probe stellen müssen. Da wir unsere Zeit mit kindlichen Spielen versäumt haben, bleiben uns jetzt die Geschäfte zu erledigen. Ich muß Sie noch etwas in Anspruch nehmen.“

„Wir werden Sie also nicht im Theater sehen und auch nicht zur Theestunde erwarten dürfen?“ fragte Gräfin Reusch etwas überrascht. „Mein Mann rechnete sicher auf Sie.“

„Geschäfte,“ wiederholte Rottect in scherzender Wichtigkeit.

„Ach, die langweiligen Geschäfte!“ schmollte Hedwig.

Und daß es so recht schmollend klang, hatte so viel verfühnende Wirkung, daß Rottect sich nicht enthalten konnte, den Damen bis zur Treppe das Geleit zu geben. Auch da wäre er vielleicht den schönen Augen, die sich so schmeichelhaft fragend auf ihn richteten, weiter gefolgt, hätte nicht das Gefühl ihn zurückgehalten, er müsse die unangenehme Empfindung auslöschen, die in Anna erweckt worden war. Nur deshalb hatte er ja die Geschäfte vorgeschützt.

Als Graf Rottect zurückkehrte, fand er, daß er sich nicht geirrt hatte.

„War es denn so absonderlich, was ich sagte?“ rief Anna halb klagend, halb ungeduldig. „Warum starrten mich die Leute darüber so an?“

„Sie denken und sprechen in Ihrer eigenen Weise,“ sagte Graf Rottect beschwichtigend. „Ihr Vergleich war treffend;

ich verstand ihn. Aber nicht allen Menschen ist das tiefere Eingehen in eine solche Sache gegeben."

"Ach, und ich habe so gestrebt, es abzulegen," flüsterte sie vor sich hin. "Ich spreche wirklich manchen Gedanken nicht aus und wähle stets das Einfachste, nur um nicht aufzufallen," sagte sie dann laut, mit einfacher Ehrlichkeit zu ihm aufschauend.

"Wirklich!" sagte er lächelnd. Doch überkam ihn eine eigene Rührung, als er sah, wie sie das ängstlich zu verbergen suchte, worauf manche Andere stolz gewesen wäre.

"Aber wozu der Kampf?" fuhr er fort. „Chassez le naturel, et il revient au galop. Was schadet es, wenn die Menschen etwas staunen? Wissen Sie, was das Wort eigentlich bedeutet, das Sie hassen? Originell heißt weniger absonderlich, als ursprünglich — nichts Angelerntes, nichts Angeeignetes, nichts Gewolltes. Gedanken, die wie der Quell aus der Tiefe hervorbrechen, selbständig, unabhängig wie dieser sich Bahn brechen, überraschen deshalb, erschrecken vielleicht oftmals und berühren herbe in ihrer ungekünstelten, unvermittelten Frische und Neuheit. Aber noch ein Mal: was thut es, wenn die Menschen staunen?"

"Dem Manne nichts," antwortete sie leise. „Aber dem weiblichen Wesen thut es viel, — freilich, Sie als Mann können das nicht begreifen. Der selbständige Gedanke geht seinen selbständigen Weg, ja; aber wem er eigen, hat nichts von dem biegsamen, schmiegsamen Sein, das unserer Natur eigen sein soll; dann wird man fremd unter seines Gleichen, fremd auf dem eigenen Gebiet, unverständlich für so Viele. Auch

Sie haben dies schon empfunden, ich weiß es . . . . Sagen Sie selbst, ob Sie meine Art gern haben?"

Unbefangen wie alles Vorhergehende wurde dies gesagt, und doch wich Rottkeß unwillkürlich vor der Frage zurück. Ihm stieg das Blut dabei in die Stirne — wahrlich, er hätte sich selbst das kaum beantworten können! — — — „Nein,“ begann er endlich, „nach augenblicklichen Eindrücken haben Sie kein Recht, sich zu beurtheilen. Es ist ja unser erster Streit, der heute neu erwacht. Sie haben einst diese Originalität eine unselige Gabe genannt; aber ich sage Ihnen, die Geistesiefe, der sie entspringt, birgt einen unendlichen Reichthum, der Sie befriedigen wird, wenn wir, die wir von dem zehren, was das äußere Leben bringt, längst darben müssen. Wir werden Sie dann beneiden!“ Er hatte warm und bewegt gesprochen.

„Seltsam gut wissen Sie alles wohlthuend zu erklären,“ erwiderte sie nachdenklich. „Oft wundert mich dieses Verständniß, da wir uns doch erst so kurz kennen.“

„Vielleicht besitze ich, trotzdem Sie es einst bestritten, doch auch etwas Originalität; vielleicht habe ich auch gesucht, das Räthsel zu lösen, das Sie aufgeben. Immer hat man mehr Verständniß für Andere als für sich selbst, Fräulein Anna.“ Er legte dabei die Hand an den Kopf, als läge dort eine brennende Frage begraben. „Haben Sie nicht ein Fünkchen Verständniß für mich? . . . Wollte Gott, man verstände sich ein Mal ganz klar.“

„Ja, ich weiß, was Ihnen fehlt, und Ihnen doch so erreichbar ist,“ sagte Anna ganz ruhig, und ihr Blick ruhte klar

auf ihm. „Sie stehen wie in einem Paradiese, — denn Sie haben nicht allein alle Glücksgüter der Welt, sondern auch die Gabe, sie zu benutzen und zu genießen. Ihnen mangelt jetzt nur das Eine, was seit Paradieses Zeiten nach Gottes Willen des Mannes Glück und Befriedigung ausmachen soll und ausmacht, was seinem Leben Reiz und Duft verleiht, — den das Leben verliert, wenn man es mit Niemand theilt.“

Rotteck sah sie diesmal mit unverhohlenem Staunen an; aber sie sprach so einfach, so ungeschminkt, als sei es das Natürlichste von der Welt, dies zu äußern. „Ah, Sie meinen, die Eva fehle,“ erwiderte er halb lachend. „Aber Adam hatte es besser wie wir — die Welt war noch nicht gefüllt mit Eva's, zwischen denen er zu wählen hatte; er mußte nehmen, was der Herr ihm zuführte.“

„Thun Sie das auch,“ gab Anna lächelnd zurück. „Wie ich schon ein Mal sagte: vor lauter Sorge um Ihr Glück werden Sie es nicht erreichen.“

„Meinen Sie?“ bemerkte Rotteck trocken. „Aber, da Sie so aufrichtig reden, so bestimmt wissen, was mir fehlt . . . . Verstehen Sie unter dem Reiz und Duft vielleicht diejenige, die Sie ein Mal als Blume bezeichneten?“

„Ja,“ sagte Anna nach einem Augenblick Nachdenken ernst und bestimmt.

„Haben Sie nie einen andern Begriff für eine Frau?“ sagte er fast ironisch. „Dieser ist so schwächlicher Natur.“

„Es ist die Art, welche der Mann liebt und stets lieben wird,“ gab sie zurück.

Er blieb vor ihr stehen, er sah ihr fest in das Antlitz. „Glauben Sie? . . . Sie können Recht haben . . . Wahrlich, Sie sind ein guter Freund.“ Es klang eigenthümlich, wie er das sagte, und sein Blick blieb auf ihr ruhen.

Fand er dort ein neues Räthsel, das er lösen wollte? Ahnte sie gar nicht, welsch ein Urtheil sie sich mit den Worten gesprochen, oder wußte sie es und berührte es sie so ganz und gar nicht? Ihre Augen sahen dabei so gerade und einfach zu ihm auf, als wollten sie ihn in ihrer dunkeln Tiefe ruhig lesen lassen, . . . diese Augen, die nur wie zum Grübeln und Forschen bestimmt schienen, die nie sich niederschlugen in banger Verschämtheit und nie sich abwandten, wenn ein anderer Blick sie suchte.

Ein fast unbehähmbares Verlangen ergriff ihn, sie ein Mal aus ihrer Ruhe geschweicht zu sehen. Hatte er denn gar keine Macht über diese Augen? Fast unwillig wandte er sich ab. Sie glaubte, er wolle sich verabschieden.

„Und die Geschäfte,“ erinnerte sie. „Sie wollten noch eine Mittheilung machen?“

„Die Geschäfte!“ wiederholte er ungeduldig. „Fräulein Anna — können Sie die nie vergessen? Wahrlich, ich glaube, sie sind Ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß Sie nicht annehmen können, daß man anders denken und fühlen kann. Ich muß Sie aber trotzdem auf morgen vertrösten, — sehen Sie, ich bin sentimentaler als Sie: ich kann Geschäfte nicht an unsere Unterhaltung anknüpfen.“ Er ergriff seinen Hut dies Mal wirklich und empfahl sich. In seinen Ohren klangen wohl Hedwig's Worte: „Ach, die langweiligen

Geschäfte," wieder harmonisch an, denn spät, wie es geworden war, suchte er sie noch im Theater auf.

Anna blieb allein zurück. Kotteck aber wäre befriedigt gewesen, wenn er gewußt hätte, wie weit auch ihre Gedanken von den Geschäften entfernt blieben.

Ja, für ein Mal blieben sie nicht an der Sache, sondern bei der Person haften und nahmen eine Richtung, die ihr bisher fremd gewesen: diese Person in Bezug auf sich selbst zu überdenken. Sie fühlte sich in den eigenen Augen so seltsam gehoben in dem Lichte, in welchem er sie sah, und eine süße Befriedigung über die Gaben, denen er so hohen Werth beimaß, stahl sich in ihr Herz. Warum und wie er sie so aufgefaßt, war eine Frage, die sie unwillkürlich erbeben ließ. Gewiß verstand sie auch ihn und kannte den Grund ungeduldiger Sehnsucht, der in ihm lag, dies Suchen und Streben nach dem Herzschlag, der dem feinigen gleich.

Aber war der Rath, den sie ihm gegeben, wirklich zu seinem Glück? war er ihre innerste Meinung gewesen? konnte das leichte, reizende Wesen ihn befriedigen? — sie wollte sich das einreden, doch es berührte sie wie eine Unwahrheit. Die Gedanken machten wohl müde, daß sich der Kopf so schwer in die Hand senkte. Bilder eigener Art drangen auf sie ein, so daß ein leises Lächeln die Lippen umfloß, und sie jäh zusammenfuhr, als ein Lichtstrom in das dämmerige Zimmer drang. Aber es war gut, daß dies trügerische Zwielficht mit seinen trügerischen Bildern unterbrochen wurde. Die klare Wirklichkeit trat wieder in ihr Recht und stolz entschlossen hob sie den Kopf, als könne sie alle Gedan-

fen damit abwerfen. Aber eine Spur davon mußte sich doch ihren Zügen eingepägt haben, denn ihre Mutter, die mit den Geschwistern eintrat, bemerkte den veränderten Ausdruck.

„Hat Kotteck dir unangenehme Mittheilungen gemacht?“ fragte sie.

Aus Anna's Gedächtniß schien alles Vorhergegangene entschwinden. „Vorüber?“ fragte sie, als ahne sie nicht, von was die Rede sein könne.

„Nun, wegen unserer Angelegenheit,“ sagte die Mutter. „Ich habe von Anfang an große Besorgniß gehegt.“

„Aber es steht ja alles sehr gut,“ unterbrach Anna sie hastig und erschrocken über ihre Träumerei. „Er hatte nur einiges Unwesentliche zu sagen.“

„Habt ihr euch wieder nicht einigen können?“ meinte ihr Bruder lachend. „Du und Graf Kotteck ihr seid immer zweierlei Meinung, und doch klingt's, als dachtet ihr dasselbe.“

„Das ewige Verhandeln und Widersprechen ist nichts Hübsches,“ tadelte die Mutter. „Herren lieben das am wenigsten.“

„Aber Graf Kotteck spricht doch am liebsten mit Anna,“ sagte der Bruder, welcher nie einen Tadel der Schwester duldete, tapfer dagegen. „Und ihr seid doch die besten Freunde — nicht wahr?“ fuhr er fort, indem er sich an die Schwester schmiegte.

„Ja, gute Freunde,“ sagte Anna, strich leise durch die Haare des Knaben und drückte einen Kuß auf seine Stirne in seltener Zärtlichkeit.

V.

Alfred Rotteck saß an jenem Abend noch lange einsam in seinem Gemach. Der Genuß der Havanna war es nicht, der ihn so fesselte; dafür verglühte sie allzu oft in seiner Hand. In Gedanken verloren, spielte er mehr damit an dem zierlichen Aschenbecher, als daß er die dustigen Wolken in die Luft blies. Die Ereignisse dieses Tages spannen sich in seinem Kopfe weiter, wenn auch Ereignisse, die kaum solche zu nennen waren. Doch im Leben des Einzelnen ist ein Wort, ein Blick oft ein größeres Ereigniß, als eine welterschütternde Begebenheit; an kleine, vorübergehende Momente knüpft sich meist des Schicksals Faden an.

Wie er da saß in stillem Sinnen, hörte er immer wieder den ungeschminkten Rath, der ihm heute gegeben worden war: „Ich weiß, was Ihnen fehlt; greifen Sie zu dem Glück, das seit Paradieses Zeiten nach Gottes Willen des Mannes Glück sein soll.“ Er lächelte, wenn er dabei der kleinen Sprecherin gedachte, mit dem festen, entschlossenen Gesicht, dem unbefangenen Ausdruck, der alles sagen zu können schien, weil nichts sie persönlich berührte.

Aber hatte sie nicht Recht? Hatte er nicht selbst den Entschluß gefaßt, war es nicht seine feste Absicht gewesen, als er diesen Winter die Heimath aufsuchte? Warum denn zögerte er noch? Die reizende jugendliche Erscheinung, die ihm entgegengetreten, erfüllte sie nicht alles, was er für nothwendig erachtete, was er als begehrenswerth erträumte?

Was hielt ihn noch immer von dem entscheidenden Schritte zurück?

Schien die Liebe zu jener Unabhängigkeit, die er bisher befaß, ihm unüberwindlich? Es gibt ein Wort, welches behauptet, das Weib werde frei, der Mann werde unfrei durch die Heirath. Das kann seine Berechtigung haben: dem Manne fällt dadurch der Schutz und die Rücksicht auf ein zweites Wesen zu, das dessen bedarf, während es selbst seine Kraft kaum versteht und dem Manne oft unbequeme Fesseln anlegt.

Oder quälte ihn überhaupt die Besorgniß für sein Glück? Wer sehr glücklich gewesen ist, wird anspruchsvoll; seine Anforderungen steigern sich und er bangt vor dem Wechsel. Freilich hilft eine Leidenschaft, — jenes heftige, rücksichtslose Begehren, dem jedes andere Gefühl sich unterordnet — im Fluge über alle solche Bedenken fort. Freilich zieht eine innige Neigung einen kräftigen Strich durch alle Erwägungen und übermalt mit ihrem Zauber jedes Wenn und Aber. Doch seltener, als die Menschen glauben, tritt eine heftige Leidenschaft in's Leben; langsam selbst bricht ein ausgesprochenes Gefühl sich Bahn. Deftiger, als man später es eingestehen möchte, steht man zögernd an der Grenze eines Entschlusses.

So oft auch Hedwig's liebliche Erscheinung vor Alfred's geistigem Auge auftauchte, wollten doch ihre blonden Locken, ihre schelmischen Blicke ihm nicht Stand halten. Immer wieder trat das Bild des dunkeln Mädchens dazwischen, des Mädchens gerade, das ihm den Rath gegeben, nicht zu zaudern, und das mit seinen Gegenätzen ihm so viel zu rathen aufgab.

„Sagen Sie selbst, ob Sie meine Art gern haben,“ hatte sie gesagt. Hatte er sie gern, diese ernste, feste Art — so reich an Gedanken, so eigenthümlich in den Wendungen, so unabhängig in ihrer Auffassung?

Als er Anna im Kreise der Kinderschaar gesehen, so lieblich hingebend, so kindlich froh, hätte da das Gleichniß, das sie vorzugsweise gern für die Frau wählte, nicht auch auf sie gepaßt? Eine Blume — vielleicht ohne Farbenpracht, ohne den Zauber eines Duftes, in ihrer einfachen Ursprünglichkeit der Waldblume gleichend, von der man kaum ahnt, was ihren Reiz ausmacht. — — Ja, Blume in dem einen Augenblick; und dennoch — wie kalt hatte sie ihn da wieder berührt. Gewiß war ihr Benehmen nicht ungerechtfertigt gewesen, gewiß war dieses Auf sich selbst beruhen durchaus nicht anmaßend; aber — es gibt Stimmungen, die der Mensch sich nicht klar zu machen weiß.

Rotteck wußte kaum, warum er mit einer gewissen Erbitterung alle ihre guten Eigenschaften aufzählte — hätte er doch sie alle hingegeben für eine Laune, für eine Schwäche, für einen jener Widersprüche, über die der Mann sich ärgert, um sie dann zu verzeihen.

Wohl mag auch das nicht unbegründet sein. Nach den Gesetzen Gottes und der Natur über das Weib gestellt, liegt im Manne das Bedürfniß, zu stützen und zu leiten. Wenn er alles abgerundet und klar vorfindet, wenn er vermeint, seine Leitung überflüssig zu sehen, fühlt er sich mehr zurückgestoßen als angezogen. Das ist der Grund, weshalb eher

die Schwächern als die Stärkern des weiblichen Geschlechtes eine Herrschaft über des Mannes Herz erringen — nicht immer zu seinem Glück. Denn in der Kraft liegt beim Weibe auch die Kraft des Unterordnens, und die Einsicht gibt die Erkenntniß ihrer Stellung. Die Schwäche hingegen kämpft meist in kleinlicher Weise dagegen an, und bei allzu großem Unterschied der Geistesgaben behält die kindliche Naivetät nur kurze Zeit ihren Reiz.

Rottkeß fand das in Bezug auf Hedwig — und doch schien ihr Wesen ihm lockend neben der gefesteten Selbstständigkeit der Andern. Es war ihm ein Stachel, daß Anna sich so frei, so unabhängig neben ihm behauptete. Dabei war er sich bewußt, mit wenig Frauen in so innigem Verkehr gestanden zu haben. Vielleicht hätte ihre offene Unbefangenheit ihn weniger gereizt, wenn er sie für immer sich hätte vorstellen können in schroffer Unnahbarkeit; vielleicht hätte ihr Rath ihn weniger gekränkt, wenn nicht gerade sie ihn gegeben.

Voll Ungeduld sprang er plötzlich auf und schleuderte die Cigarre zur Seite, müde der ewig sich kreuzenden Gedanken. Oder war es das leise Knarren der Thüre, das ihn aufschreckte?

Seine Mutter stand zögernd an der Schwelle. „Störe ich?“ fragte sie freundlich. „Ich sah noch Licht bei dir und wollte mit dir reden — eine kleine häusliche Berathung, zu der die Zeit drängt. Ich suchte dich vergeblich heute Nachmittag.“

Alfred schob der Mutter einen Sessel näher. Dann wandte er sich zum Kamin, die halb erloschene Flamme an-

zufachen. „Ich war bei Kilmenaus,“ sagte er kurz, noch mit dem Feuer beschäftigt. „Eine kleine Festlichkeit der Knaben dort hielt mich etwas länger auf.“

Da er das Gesicht abgewandt hatte, sah er den Ausdruck des Mißvergnügens nicht, der über der Gräfin Züge glitt, als er das berichtete. Sie schien aber keine Erörterung zu wünschen, denn sie fuhr in ihrem Gedankengange fort: „Der Carneval naht seinem Ende; es wird Zeit, unserer geselligen Verpflichtung nachzukommen. Die letzten Tage sind stets von Einladungen überfluthet . . . . Fräulein Ellinor war am Nachmittage bei mir, und . . . . . Reuschens wollen ja schon vor Ende des Carnevals die Stadt verlassen . . . .“ Der Ton, in dem sie das letztere sagte, verrieth eine gewisse Unruhe.

Alfred's Gleichmuth aber schien nicht dadurch gestört. „Ich weiß es,“ erklärte er sehr ruhig, sich der Mutter wieder zuwendend und eine neue Cigarre in Bereitschaft setzend. „Comtesse Hedwig behauptet, ihre Gutsinsassen in herkömmlicher Weise maskirt zu sehen und dabei am Kamin sitzend Nüsse zu knacken und Punsch zu trinken, sei ihr reizvoller, als hier im ewigen Kreislauf sich herum zu drehen. Sie kann Recht haben,“ setzte er hinzu, sich behaglich seiner Mutter gegenüber in einen Sessel versenkend.

„Ach, du wußtest es also!“ hauchte die Gräfin, bedeutend erleichtert, wie es schien. „Der Entschluß kam mir so seltsam vor, und Fräulein Ellinor war auch höchlichst überrascht.“

„Fräulein Ellinor hat im Punkte neuer Einfälle schwache Nerven,“ meinte der junge Graf sarkastisch. „Es gehört zum

Althergebrachten, erst am Fastnachtsdinstag feierlich von den Weltfreunden Abschied zu nehmen, — acht Tage früher ist das ein Staatsact, der sie in Aufregung versetzt. Uebrigens kann sie sich trösten — Reuschens haben einige Gäste gebeten, ihre Einsamkeit zu theilen.“

„Es ist eigentlich hübsch von einer jungen Dame, so die heimathlichen Freuden dem Stadtleben vorzuziehen,“ sagte die Gräfin recht befriedigt. Aber Alfred gab keine Antwort, trotz der verlockenden kleinen Pause, die sie ihm dazu ließ. So ging sie wieder zu ihrem ersten Thema über. „Nur noch wenige Tage bleiben uns also zu unserm Fest. Was meinst du zum Sonnabend?“

„Sonnabend nicht; da habe ich Geschäfte.“ Bei dem erstaunten Blick der Mutter setzte er etwas ungeduldig hinzu: „In den Kilmenu'schen Angelegenheiten — Kilmenaus würden dann auch nicht erscheinen können.“

Wieder war der Blick der Mutter etwas befremdet; doch als sie bei ihm abermals jenen ungeduldigen Ausdruck sah, lenkte sie ein: „Auch der künftige Donnerstag würde passend sein.“ Da er beifällig nickte, fuhr sie fort: „Könntest du nicht irgend etwas Neues ersinnen, — nicht so der ewige Kreislauf des um sich selbst Herumdrehens, wie Comtesse Hedwig so charmant originell sich ausdrückt.“

Alfred Rotteck war zu galanter Ritter, um selbst der Mutter zu verrathen, daß er den „charmanten Ausdruck“ den rothigen Lippen der schönen Dame unterschoben hatte. Er blies deshalb nur eine blaue Wolke kunstgerecht in die Luft — etwa um bildlich anzudeuten, wie vieles auf der Welt Dampf sei.

„Nimm lebende Bilder,“ sagte Alfred nach einigen Augenblicken. „Der Gedanke ist zwar auch nicht neu; aber etwas Abwechslung bringen sie doch. Die Damen werden entzückt sein, da sie Gelegenheit finden, über Rollen und Toiletten zu streiten; Baron K. wird Gelegenheit haben, uns kleine Kunstvorträge zu halten und aus seinen Bilderschätzen mit allerhand Ideen auszuhelfen. Fräulein Ellinor wird alle Toiletten vorher ausforschen können und die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, recht ausbündig darüber ihre Zunge in Bewegung zu setzen. Zum guten Schluß findet sich auch noch die Gelegenheit, zu dem verschmähten Herumdrehen eine angemessene Gelegenheit zu bieten.“

„Nun,“ sagte die Gräfin lachend, „so wollen wir es uns nicht nehmen lassen, zu so viel guten Gelegenheiten die Gelegenheit zu geben. Laß uns dabei stehen bleiben. Du hast ja schon die Liste der Einzuladenden. Fräulein von Kilmeneau wird uns gewiß bei den lebenden Bildern recht dienlich sein können,“ fuhr die Gräfin fort, ihren Blick über die Liste schweifend, welche Alfred ihr zureichte, und worauf der Name Kilmeneau oben stand.

„Warum?“ fragte dieser verwundert zurück. „Sie ist nicht Künstlerin, und hat nicht viel gesehen in dieser Art.“

„Aber mir scheint doch, sie habe viel Verständniß und sei recht tüchtig ausgebildet,“ beharrte die Gräfin. „Benigstens paßirt sie dafür.“

„Sie hat nicht mehr gelernt wie alle Andern,“ meinte Graf Alfred, sich abermals mit dem Feuer beschäftigend. „Ich wüßte keinen Grund, sie als Gelehrte hinzustellen.“

„Ich glaubte, ihr wäret gute Freunde,“ bemerkte die Mutter lächelnd und stand auf, in der Absicht sich zu entfernen. Einen Augenblick blieb sie zögernd stehen. „Weißt du, Alfred,“ begann sie dann von neuem mit plötzlichem Entschluß, „ich möchte dich doch aufmerksam darauf machen. Du gehst sehr viel zu Kilmenaus. Diese Geschäftssache, die dir so interessant ist, bringt dich in fast täglichen Verkehr mit Anna Kilmenau. Könnte sie sich deine Aufmerksamkeiten auf die Länge nicht anders auslegen? Après tout — sie ist doch auch ein junges Mädchen.“

Es ist seltsam, wie oft die Menschen ahnungslos diejenige Saite der Gedanken in uns berühren, die gerade vibriert. „Auch ein junges Mädchen!“ wiederholte Alfred. „Das ist das Einzige, was sie nicht ist,“ gab er dann fast schneidend zurück. „Darüber kann meine vorsorgliche Mama sich beruhigen: ihr Kopf ist so erfüllt von ernstern Dingen, daß kein Raum bleibt für einen einzigen unvernünftigen Mädchengedanken. Ihre Liebe ist Kilmenau; ihre Interessen, ihre Geschäfte und ihre Sorgen concentriren sich auf ihre Geschwister.“

„Nun, für sie ist das so übel nicht und recht anerkennenswerth,“ unterbrach ihn die Gräfin. „Unschön und in nicht besondern Verhältnissen, hat sie ganz recht, sich einen Lebenszweck zu schaffen. Sie macht mir überhaupt den Eindruck eines vernünftigen, anspruchlosen Mädchens.“

„Anspruchslos, vielleicht wie Jemand, welcher Niemand findet, der an ihn heranreicht,“ sagte Alfred. Er fühlte sich verletzt durch der Mutter praktische Auffassung.

„Wie ungerecht ihr Männer seid,“ entgegnete sie, „gegen unschöne Mädchen, die selbständig ihre eigenen Wege gehen! Wirklich aber wüßte ich in Fräulein von Kilmenau's Thun nichts zu finden, was irgend ungewöhnlich schiene.“

Alfred zuckte ungeduldig die Achseln. Ihm kam der Gedanke, daß nicht ihr Thun, aber sie selbst ungewöhnlich sei; doch ließ er ihn nicht laut werden.

Die Gräfin schien aber angeregt von dem Gespräch und meinte: „Ich habe eigentlich geglaubt, zu bemerken, daß Baron Gleiwitz sich recht viel mit ihr beschäftigt, so daß ich oft bedauerte, wenn du sie dann mit deiner trockenen Angelegenheit in Anspruch nahmst. Die Gleiwitz sind sehr gut situiert; er ist ein witziger, geistreicher Mann, der ihren Geist wird zu würdigen wissen. Sie sind immer sehr animirt zusammen.“

„Gleiwitz ist nichts wie ein geistreicher Schwätzer,“ unterbrach Alfred sie etwas unwirsch. „Wirklich, Mama, man sollte dir den Umgang mit Fräulein Ellinor verbieten.“ Bei diesen Worten wandte er sich mit einiger Ostentation dem Schreibtisch zu.

„Ja, sie steckt an,“ gab die Gräfin lachend zu. „Wie, du willst noch schreiben?“ fragte sie erstaunt, da sie seine Vorbereitungen sah. „Dann werde ich dich freilich verlassen müssen — es ist schon spät.“

„Nur einen Zettel, den zu besorgen ich schmäählich vergaß. Comtesse Hedwig will in die schwärzeste Melancholie verfallen, wenn sie nicht in kürzester Frist in den Besitz einer dänischen Dogge gelangt, schwarz, mit weißen Pfoten und einem weißen Fleck genau über dem rechten Auge. Ich vermuthete, ein solches

Dhier ist so unfindbar wie ein dreifarbigter Kater. Doch ward mir eine Aussicht eröffnet, und ich habe mich zu dem Ritterdienst verpflichtet. Du siehst — selbst Nacht und Grauen darf mich nicht abhalten.“

„Ich sehe, daß in Comtesse Hedwig's Köpfchen noch viel Raum für unvernünftige Mädchengedanken ist, und darf dann freilich dich nicht länger aufhalten,“ sagte die Gräfin heiter, indem sie dem Sohne die Hand zur guten Nacht bot, recht befriedigt, wie es schien, von dem Gespräche.

Die Einladungen ergingen, und wie Kotteck prophezeit hatte, wurden all' die genannten Gelegenheiten wahrgenommen. Fräulein Ellinor nahm sogar die ihrigen so sehr wahr, daß sie am Tage des Festes zu keiner weitem Wahrnehmung mehr fähig war. Das kalte Wetter hatte sich endlich gerächt für die Verachtung, mit der sie ihm Troß geboten, um unablässig bei den vielen Betheiligten vorzusprechen, alle Entschlüsse zu erforschen, alle Geheimnisse zu verrathen. Als der große Tag erschienen war, und die ganze Gesellschaft in den Kotteck'schen Salons sich versammelte, saß Fräulein Ellinor in ihrem engen, kleinen Daheim, den dampfenden Fliedertopf neben sich, die scharfen Augen vom unerbittlichsten Schnupfen getrübt, kaum eines Stimmtones mächtig, zu unerträglicher Ruhe verurtheilt, — sie stand Tantalus-Qualen aus, wenn sie an das Ereigniß des Abends dachte.

Wohl hatte sie ihre Agenten zur Beobachtung hingesandt, aber — sie zuckte verächtlich die Achseln — wer kann sich auf anderer Leute Augen verlassen?

Ja, Fräulein Ellinor's geschulte Augen hätten es vielleicht gesehen, was keiner der Andern beobachtete: daß trotz der glänzenden Entfaltung des Festes, trotz des gelungenen Arrangements und der äußerlich frohen Stimmung, doch einigen der Hauptpersonen die erste Grundbedingung jeder Freude, die innere Ruhe, abzugehen schien. Die Gräfin war unruhig, bewegt bis zum Uebermaß, leicht gerührt; sie erwartete vielleicht, daß all' die vielen Gelegenheiten auch eine gute Gelegenheit geben würden zur endlichen Lösung einer schwebenden Frage, die ihrem mütterlichen Herzen so nahe lag.

Alfred Rottkeß war unruhig und gereizt. Vielleicht waren die doppelten Pflichten daran Schuld, die er als Hausherr und als Regisseur der lebenden Bilder sich auferlegt hatte.

Auch Hedwig's Pulse flogen erregter wie gewöhnlich. Der heutige Abend konnte so vieles bringen. Gräfin Rottkeß schien sie fast zur Hauptperson der ganzen Darstellung gewählt zu haben. Selbst Anna Kilmenau war nicht ganz in ihrem gewohnten Gleichgewicht, obgleich sie mehr die Empfindung hatte, als fühle sie jeden einzelnen Herzschlag. Sie war nicht betheiliget bei der Vorstellung, hatte nur die Rolle der Zuschauerin und nahm deshalb an dem bewegten Treiben hinter den Coulissen nicht Theil. Hatte sie ihre eigenen Gedanken dabei, wenn sie den Hausherrn stets wieder eifrig dorthin eilen sah, — der gewagte Sprung über die Lampen war es nicht, der sie dann mit so gespanntem Blick fast ängstlich anschauen ließ, als erwarte sie irgend eine Ueberraschung. Dachte sie an den Rath, den sie selbst ihm vor wenig Tagen gegeben? Ja, sie dachte daran mit einem eigenthümlichen

8\*

Bangen, mit einem Wehgefühl, als könne sie eine Welt darum geben, jene Worte zurückzunehmen. Sie sagte sich, sie hange um das Glück des Freundes, der ja jedes Glückes so würdig sei; sie fühlte, wie sie genau wisse, was alles zu diesem Glück nöthig sein würde. Jedenfalls hatte sie sehr genau seinen Charakter studirt: — „gegenseitiges Verständniß“ nannte sie das. Mit welch' richtigem Blick, welch' schöner Auffassung hatte er ihr ja auch den Stachel genommen, der ihr stets innegewohnt. Seit jener Unterredung war sie fast ausgesöhnt mit der Anlage, die er so hoch gehalten. Und doch, trotz dieses gegenseitigen Verständnisses, schien es ihr, als sei gerade seitdem etwas zwischen sie getreten, — als sei etwas Fremdes eingedrungen.

Sie hatten sich inzwischen nur sehr wenig und flüchtig gesehen; aber auch am heutigen Abend war es ihr, als weiche er ihr aus. Lag das Ausgesprochene vielleicht zwischen ihnen — hatte sie zu viel gesagt?

Anna schalt sich selbst, daß auch ihr Gruß etwas Gezwungenes, Erünsteltes gehabt. Sie hatte ruhig scheinen wollen und war nicht ruhig gewesen; ja, sie hatte es als eine Erleichterung empfunden, sich möglichst schnell von ihm abwenden zu können, um Baron Gleiwiz zu begrüßen und das unbehagliche Gefühl in lebhafter Unterhaltung zu ertränken.

Baron Gleiwiz sah man stets viel an Anna's Seite. Heute besonders schien er ausschließlich sich ihr widmen zu wollen. Gleiwiz wußte geschickt den Wortpfeil zu schnellen; er liebte es, damit zu glänzen. Aber dies Spiel heischt immer einen kundigen Gegenspieler: denn der Pfeil, der kein

Ziel findet, fällt matt zu Boden — die glänzendste Unterhaltungsgabe scheitert, wenn Niemand das hingeworfene Wort aufnimmt.

Bei Anna konnte Gleiwiz darauf rechnen. Auch sie liebte das leichte, gewandte Spiel, das Geist und Humor herausfordert, das hier in der Geselligkeit wie ein ungeahntes Talent sich erschlossen hatte. Aber wohl noch an keinem Tage hatte Anna die angebahnte Unterhaltung so angeregt aufgenommen, noch nie waren ihre Entgegnungen so humoristisch, so übersprudelnd von Witz gewesen, nie war sie so aus sich herausgetreten. Anstatt wie früher die Tiefe zu suchen, glitt sie heute leicht über alles hin, wußte anmuthig ihrem Gegner kleine Gefahren zu bereiten und ihn in immer neue Verwicklungen zu ziehen.

Zu der animirten Conversation in den langen Pausen zwischen den Darstellungen hatten bald Zuhörer und Theilnehmer sich gefunden. Heiterkeit ist wie ein zündender Funke, der mehr oder weniger bei Jedem Stoff findet, und bald aller Orten die lustige Flamme aufslackern läßt. Sie ist ein glänzendes, helles Element, das die Menschen anzieht, wie alles Helle und Glänzende. Im geselligen Leben achtet man wenig darauf, wo sie gerade entsprungen, ob sie aus allerhand künstlichen Stoffen bereitet, oder ob sie der einfach helle Strahl des innern Frohsinns ist. Für den Augenblick thut beides gleiche Dienste, ja, der künstliche Stoff schillert und glänzt sogar am vielfarbigsten, und ergötzt mehr — nur erlischt er eher, aber das bemerkt der augenblickliche Zuhörer nicht mehr.

Hatte Anna's Heiterkeit vielleicht heute etwas von jener künstlichen Unterlage, daß sie so lebhaft sich zeigte? Jedenfalls war sie dadurch zum Mittelpunkte des Kreises geworden. War es nun diese Anregung oder eine andere innerliche, die ihren Augen einen so eigenthümlichen Glanz lieh?

„Wie gut Anna Kilmenau heute aussieht; die Toilette kleidet ihr trefflich,“ sagten die ältern Damen. Sie meinten die warme Färbung, welche über ihr Gesicht ausgegossen war, rühre von den feuerigen Granaten her, die aus ihrem dunkeln Haare so vortheilhaft leuchteten.

„Ein Bliß-Mädchen!“ meinten die ältern Herren, rieben sich vergnügt die Hände und kamen dem Kreise näher. Ob Fräulein von Kilmenau zum Souper engagirt sei, fragten die Jüngern, und suchten sich Bahn zu brechen. Vielleicht war Anna's einzige kleine Freude heute die Bedeutung, die sie plötzlich gewonnen zu haben schien.

Kein Mensch ist unempfindlich dagegen, und vielleicht war Anna es um so weniger, da sie Kotteck mehrfach zu ihr hinüberschattend währte. Welches Weib nimmt nicht unwillkürlich und meist auch mit Recht an, daß mit der Bedeutung, die sie Andern gegenüber gewonnen, sie auch in den Augen dessen steigt, dessen Bewunderung ihr werth ist. Doch glaubte sie in Kotteck's Zügen einen düstern, unzufriedenen Ausdruck zu erkennen.

Eben hatte sich Baron Gleiwitz von ihr entfernt, da die Vorstellung der Bilder beendet war und die Darsteller und Darstellerinnen sich jetzt in ihren Costumes unter die Gesellschaft mischten, Lob und Beifall einzuernten für die sehr gelungenen Leistungen.

Hedwig hatte der übernommenen Rolle zu Ehren ihren starren Toilette-Grundsätzen untreu werden müssen; aber vielleicht bereute sie das nicht, als sie den glücklichen Effect sah. Als Minnekönigin von dem verachteten leichten Stoff wie in Rosengewölke gehüllt, Rosen auf dem Haupt, mit Rosen das Gewand überschüttet, war sie die lieblichste Verkörperung ihrer Rolle.

Anna fielen ihre eigenen Worten dabei ein: „ganz Blume“, und einen Stich in's Herz gab ihr die Erinnerung, wem sie das gesagt. Sie war überzeugt, Alfred sofort an die Seite der holden Erscheinung treten zu sehen, und — sie fühlte, was es ihr kosten würde, — mit ernstem Willen zwang sie sich, die Augen nicht wegzuwenden.

Für jetzt war ein Anderer an ihrer Seite und hielt den Platz unbestritten inne: eine schöne männliche Erscheinung von hohem Wuchs, dem die malerische Tracht des provencalischen Minnehofes, der zuletzt dargestellt worden war, besonders vortheilhaft kleidete. Die junge Durchlaucht war noch fremd in der Gesellschaft. Die ausländische Uniform war seit einigen Tagen die Freude der Straßenjugend der Stadt gewesen. Bei einer der Familien dort zu Gast, wollte der junge Prinz den Carneval daselbst erleben. Die huldigende Rolle, welche ihm im Bilde zuertheilt gewesen, schien er in der Wirklichkeit fortzusetzen.

Aber Anna wurde plötzlich in ihrer Betrachtung gestört. Erschrocken wandte sie sich um, als Kotteck's Stimme in einem ihr bis dahin unbekanntem Tone plötzlich fragte: „Nun wieder ernst, weil der Platz neben Ihnen leer? Ist das glänzende Feuerwerk verzischt, dessen Darstellung so allgemein zu erfreuen schien?“

„Welches Feuerwerk?“ fragte Anna noch unbefangen, aber erstaunt von dem Ton und von dem kalten Ausdruck seines Gesichtes.

„Nun, das blendende Geistespiel, das Ihr Nachbar so geschickt zu entzünden wußte, und das Sie so absonderlich zu erheitern schien? So lebhaft erregt habe ich Sie ja nie gesehen. Aber freilich, bei geistreichen Damen muß man immer mehr auf den Geist als auf das Herz zählen . . . ein etwas kälteres Spiel, aber ein dankbareres.“ Er sprach in kurzen, hastig abgebrochenen Sätzen mit unterdrückter Stimme, so daß Anna kaum zu folgen vermochte.

„Ich, — war ich heiter?“ stammelte sie verwirrt. Aber im selben Augenblick hatte Kottek sie schon wieder verlassen. Gleich kam, sie zum Souper zu holen.

Anna wußte nicht, wohin sie geführt wurde, wo sie Platz nahm, wer an ihrer Seite saß, wer zu ihr redete. Alles war ihr ein wirrer Traum. Sie hörte nur immer wieder die höhnischen, bittern Worte, die sie sich kaum zu enträthseln wußte; sie sah seinen kalten Blick, der ihr bis in die Seele drang. Wodurch hatte sie das verdient? Sie empfand es als Ungerechtigkeit — und doch, anstatt zu zürnen, hätte sie aufschreien mögen vor Weh! Was meinte er — was warf er ihr vor?

Aber zum Denken war der Augenblick nicht geeignet; ihr Nachbar bemühte sich eifrigst, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Durch den Erfolg von vorhin geschmeichelt und angeregt, hatte er auf die Fortsetzung dieses leichten, heitern Tones gerechnet; gerade an der Tafel war ja der rechte Moment, sein Talent leuchten zu lassen. Er hatte der gütige Genius sein

wollen, der diese Tischecke belebte und erheiterte. Aber wenn er auf seine Nachbarin gezählt, hatte er falsch gerechnet; sie saß in Gedanken versunken. An ihrem gänzlich veränderten Sein scheiterten seine wichtigsten Versuche: immerhin ein Mißgeschick, wenn man bloß mit Rücksicht darauf seine Tischnachbarin gewählt hat. Ueberdies wurde Herrn von Gleiwitz noch die fränkende Einsicht, daß eigentlich nicht er das belebende Element gewesen war, weder für sie, noch für die Gesellschaft. Verstimmt wandte er sich von Anna ab; er zieh sie der Launenhaftigkeit und versuchte sein Glück bei seiner andern Nachbarin.

Plöbliche Schweigsamkeit schien aber auch einen Andern erfaßt zu haben. Gut, daß man an der fröhlichen Tafel im Gesumme der vielen Stimmen nicht beachtete, wie stumm der Hausherr war. Jugend hat stets zu viel mit sich selbst zu thun, um Andere zu beobachten; und nur Jugend war es, die an diesem Tisch versammelt war.

Mütter sind keine übeln Strategen. „Ueberlasse mir die Senioren und Ranggrößen der Gesellschaft,“ hatte die Gräfin zu ihrem Sohne gesagt. „Präsidire du an dem zweiten Tische bei dem jungen Volke; es gibt dann keine Rangstreitigkeiten und ordnet sich leichter.“ Jedenfalls ordnete es sich so auf die bequemste Weise, daß Comtesse Reusch neben den Hausherrn zu sitzen kam — ein Platz, der ihr am Jungentisch nicht bestritten werden konnte.

Aber Rotteck zeigte einen Ernst, der einem Platz zwischen den würdevollsten Excellenzen angemessen gewesen wäre. Hallten auch in ihm die eigenen Worte wie ein Echo wieder? Was

hatte ihn dazu veranlaßt? War es, daß ihn den ganzen Abend die Andeutung seiner Mutter über Gleiwitz verfolgte, die sich wie ihm zum Troß zu bewahrheiten schien? Doch, was ging es ihn an! Hartnäckig sagte er sich aber, Anna könne unmöglich das geistreiche Geschwätz des Barons für Tiefe nehmen. Oder hatte jene Lebhaftigkeit, die er bis jetzt nie an ihr wahrgenommen, ihn gereizt?

Jetzt freilich wartete er umsonst auf das lebhafteste Geplauder, horchte vergeblich auf den Ton ihrer Stimme. Anna's Gesicht konnte er nicht sehen, obgleich er ihr gegenüber saß; denn ein riesiges Blumenbouquet versteckte sie ganz. Aber er sah beständig, wie Gleiwitz sich um sie bemühte. Waren sie vielleicht jetzt zum Ernst übergegangen?

Und Hedwig, seine schöne Nachbarin, was sagte sie zu seinem präoccupirten Gesichte? Meinte sie vielleicht einen Grund dafür zu wissen? Glücklicherweise ließ ihr anderer Nachbar sie nicht viel zum Denken kommen, so eifrig bestrebte er sich, ihre ganze Aufmerksamkeit zu gewinnen. Der plauderte so rasch, seine Augen blitzten so kühn. Was ging ihn der Stand der Dinge an, von dem Einige ihm zugerannt hatten, — was kümmerte ihn der langweilige Graf, der nicht einmal sich bemühte, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln? Was konnte ihn hindern, seine Huldigung öffentlich zur Schau zu tragen?

Bemerkte Rotteck den neuen Rivalen gar nicht? Hedwig warf ihm mitunter einen verstohlenen Blick zu. „Er scheint nicht eifersüchtiger Natur zu sein,“ dachte sie, indem sie die Lippen schmollend aufwarf. Was machte ihn nur heute so eigenthümlich zerstreut? Eine Strafe hatte er

verdient für seine düstere Laune; und die Art der Strafe, die sie ihm zudachte, schien ihr nicht unangemessen. — Plötzlich stockte aber ihr Gedankengang.

„Jetzt holt Ihr Nachbar das Reden nach,“ hatte der Prinz ihr zugeflüstert. „Er scheint sich recht lange darauf haben besinnen zu müssen,“ sagte er mit der geheimen Freude, die Männer stets daran haben, ihre Nebenbuhler herabzusetzen.

Als sie sich umwandte, hatte Rottkeck schon das Glas erhoben, und seine klare Stimme hallte durch den Saal. Wem brachte er das Glas dar? Den Frauen — und wahrlich, er schien den Werth der Frauen zu kennen. Begeistert huldigte er ihnen; er feierte sie als das Schönste, das Lieblichste und Edelste der Schöpfung. Aber nicht der rasch vergänglichen Blume verglich er sie, ja, er verwarf sogar diesen Vergleich — nein, das Kleinod, den Edelstein, der bei all' seiner Schöne unvergängliche Dauer und unveränderten Werth hat, nannte er als ihr Bild. Aber wie der Edelstein erst dann in voller Pracht glänze, wenn er den Strahl des Lichtes auffange und wiedergebe, so auch die Frauenseele, die erst dann ihre ganze Schönheit zeige, wenn sie den Strahl des göttlichen Feuers, das der Herr seiner Erde gelassen, den Strahl der Liebe, aufnehme und ausstrahle. Nicht die Festigkeit des Steines, nicht das bunte Farbenspiel gebe dem Juwel seinen Werth, sondern nur die eine Fähigkeit, die Strahlen, die er empfangen, zurückzuwerfen; kalt und matt bleibe er ohne diese Eigenschaft auch bei dem buntesten Schein. So auch bestimme nicht die Kraft der Seele, nicht der größte Reichthum des Geistes den Werth des Frauengemüthes, sondern nur der

Strahl der Liebe, der ihr Gluth und Licht gebe. Und dann feierte der Redner die Liebe in all' ihren heiligsten und schönsten Gestalten, die Mutterliebe, die Schwesterliebe, die Frauenliebe und auch jene göttliche, aufopfernde Liebe, die schon mehr dem Himmel als der Erde gehört, deren jeder wir die schönsten und beglückendsten Strahlen dieses Erdenlebens verdanken.

Stürmischer Beifall folgte den schwungvollen Worten, die dem Redner wie aus tiefstem Herzen entstiegen, die in allen Herzen anklagen. Dankend und gerührt wandten sich all' die schönen Augen ihm zu; vielleicht glänzten die seiner Mutter am innigsten im Stolze auf den Redner, welcher der Mutterliebe so schön und warm gedacht.

Zwei Frauen nur waren im Saale, deren Blicke nicht gleich denen der Uebrigen strahlten.

Hedwig fand nichts Besonderes an der Rede. So hochtrabend, so allgemein, dachte sie im Stillen; man wisse ja kaum, war er damit wolle. Da verstand sie besser den viel-sagenden Blick ihres andern Nachbarn, als er mit seinem Glase an das ihre rührte und es dann leerte bis auf den Grund. Das war speciell gemeint, und sie wußte worauf.

Und Anna's Augen, die so gespannt der Rede gefolgt waren, sie senkten sich jetzt wie tief gedemüthigt herab. War das sein Gedankengang? Verstand sie aber auch alles, was er damit hatte sagen wollen? Ja, die Frau war ihm mehr wie die vergängliche Blume — und Freude durchzuckte sie bei dem Gedanken, daß er so ihr Gleichniß widerlegt habe. Aber warum betonte er die Kälte des Steines, der sich dem Lichte verschließe? Hielt er sie keiner Herzenswärme für fähig?

Ein schwaches Lächeln zog plötzlich über ihr Antlitz. Was für ein Recht hatte er, ihr das vorzuwerfen? Hatte sie ihm seine Freundschaft nicht treu vergolten? Sie hatte Lust, trotzig aufzublicken — und doch hatte sie nicht die Kraft dazu.

Aber als er sich jetzt zu ihr bog, ihr Glas mit klingendem Gruß zu berühren, sah er, daß sie ihn nur zu gut verstanden. Er kannte den leise zuckenden Zug um den Mund, der stets sich zeigte, wenn etwas sie schmerzlich bewegte.

Aus dem anstoßenden Saale aber riefen im selben Augenblicke die elektrisirenden Töne eines Walzers zu dem geschmähten „Herumwirbeln im Kreise“. Alfred hatte damals auch darin Recht gehabt, daß Jeder diese Gelegenheit wieder mit Freuden begrüßen würde. Keiner schien den Tönen widerstehen zu können, so stürmisch erhob man sich, ihnen zu folgen.

Auf Alfred selbst übten sie die größte Wirkung; fast heftig stieß er im selben Augenblick den Stuhl zur Seite und eilte mit seiner schönen Nachbarin zu dem wild bewegten Reigen.

Keiner stürmte so hinein wie er. Stürmte und wogte etwas in ihm, was er in der heftigen Bewegung zu beschwichtigen meinte? Empfand das schöne Mädchen, das mit ihm dahinflog, seine Erregung, und dachte sie vielleicht, jetzt komme der entscheidende Augenblick? Mit ihr dachten es Viele, deren Blicke dem Paare folgten.

Obgleich aber sein Arm die stolze Gestalt umfing, obgleich ihr schneeiger Arm auf dem seinen ruhte und sein Athem fast ihr blondes Haar streifte, dachte er ihrer nicht. Seine Blicke suchten unruhig im Saale nach einer andern kleinen Gestalt, deren trauriges Gesicht ihn wie ein Vorwurf verfolgte.

Er sah sie nicht, obgleich die ganze Gesellschaft im Tanzsaal versammelt schien, da auch die Alten ihren Theil des Zuschauens haben wollten.

Gleiwitz lehnte an der Thüre. Rotteck wußte, daß er diesen Tanz mit seiner Tischnachbarin gehabt.

Wo war sie? Hatten seine Worte sie so scharf getroffen, daß sie sich hatte verschrecken lassen? Mit der Unruhe, die wir empfinden, wenn wir Jemand ein Unrecht zugefügt haben, und nicht wissen, wie er es ertragen wird, suchte er sie, sobald der Tanz beendigt war.

Einsam und verlassen in einem der letzten Räume sah er sie stehen, gerade wie er sie zum ersten Mal auf jenem Ball erblickt hatte. Es hatte sie nicht mehr unter den Menschen gelitten — in solch' seltsame Unruhe hatten seine Worte sie versetzt. Er, der sie so gut zu verstehen geschienen, — warum verkannte er sie jetzt, — warum wollte er sie mißverstehen? Wollte Anna den wogenden Gedanken wehren, daß sie die Stirne jetzt so fest gegen die kalten Scheiben preßte?

Sie hörte seinen Schritt, wie er ihr nahte; sie empfand seine Nähe — aber es schien ihr unmöglich, sich wie sonst ihm zuzuwenden. Ihre Hände umklammerten fest den Fensterriegel, als müßte sie daran Halt suchen.

„Vergeben Sie,“ sagte Alfred leise und fast heftig. „Vergeben Sie, wenn ich Sie eben kränkte! Sie sehen, wozu Einen der Mondlichtschein Ihres Geistes treibt, der Jedem leuchtet und Niemand erwärmt.“

Anna schwieg. Tiefers senkte sich ihr Haupt, fester schienen die Hände das kalte Eisen zu umklammern. Hörte sie seine

Anklage nicht, hörte sie nur das Pochen ihres eigenen Herzens? Das Blut jagte ihr wild durch die Adern.

Rotteck sah auf die stumme, regungslose Gestalt. War das die Anna, die sonst so offen, so zutrauensvoll sich ihm zuwandte? Hatte er sie ganz verschüchtert? Wollte sie ihm nicht vergeben? Oder — beschäftigte wirklich ein Anderer sie?

Nicht minder stürmisch wie in ihrem Innern tobte es in ihm. Unwillkürlich trat er einen Schritt näher, — er wollte und mußte wissen, was die Blicke verbargen, die sich so abwendeten. „Können Sie nicht vergeben, daß ich gegen Baron Gleiwitz sündigte,“ sagte er sarkastisch, „indem ich seine Macht über Sie nicht gebührend anerkannte?“

„Aber was ist mir Baron Gleiwitz?“ brach Anna plötzlich aus, wie Jemand, dem eine innere Dual ein Wort entreißt.

„Ja, was ist Ihnen Baron Gleiwitz,“ sagte Rotteck noch bitterer. „Wohl nur ein angenehmer Unterhalter. Was ist einer Dame, die so stark ist wie Sie, überhaupt Jemand? Ich hätte meinem ersten Gleichniß zufolge es wissen können: ursprünglich und unbekümmert wie der Bergquell; aber auch kalt, eisig kalt, wie er, — unmöglich, ihn zu fesseln, ihn zu erwärmen.“ Sein Ton verrieth eine Leidenschaftlichkeit, der er sich selbst kaum bewußt war.

„Kalt — kalt! . . . O mein Gott, glauben Sie das, meinen Sie das?“ ging es wie ein Hauch über ihre Rippen, — und in der zitternden Betonung lag eine ganze Geschichte. Die Augen aber, die so hartnäckig gesenkt gewesen, wandten sich plötzlich ihm zu. Sie sahen zu ihm auf, schimmernd von Thränen, aber voll tiefer, inniger Gluth.

Ja, hatte er das gemeint, hatte er das gewollt? Er zuckte zusammen vor dem Blick, der ihm so viel offenbarte; ihn erfaßte der Zauber desselben mächtig, und es erfüllte ihn ein Gefühl jubelnder Freude, daß das die Lösung des Räthfels — sein Arm streckte sich wie unwillkürlich aus, sie an sich zu ziehen, ihr so die Antwort zu geben.

Doch die inhaltreichsten Momente des Lebens gehen vorüber, wie der Blitz, der trotz seiner Macht nur während einer unberechenbar kurzen Zeit unsern Gesichtskreis kreuzt. Sie waren sich Beide kaum klar, was ihre Blicke sich alles sagten — als das Gewoge fremder Stimmen näher klang. Nicht er war es, der zurückwich; er machte eine Bewegung, als wolle er ihr den Weg vertreten — aber wie ein scheues Reh war sie im selben Augenblick entschlüpft.

Ihr weißes Gewand verlor sich bereits in der Gruppe von Menschen, als er noch wähnte, sie vor sich zu sehen.

Wie ein Traum war sie verschwunden — wie im Traum blieb er zurück. Traumhaft schien ihm, was geschehen. Er hätte sie zurückrufen mögen, zurückrufen, um mehr zu sagen — er erwachte aus der mächtigen Erregung, die ihn umfassen gehalten alle diese Tage. Er ward sich plötzlich bewußt, was er in diesen Augen gelesen! Hatte er denn jemals daran gedacht, dies Mädchen so an sich zu fesseln? Hatte er das gewollt, als er sie der Kälte anlagte? Es war ein Sieg, der ihn fast betroffen zurückweichen ließ, nun er errungen.

Wie gebannt blieb er stehen, wo sie ihn verlassen. Eine Hand legte sich jetzt leicht auf seine Schulter. Etwas spöttisch frug die Stimme des Barons Gleiwiz: „Warum hier so

allein, bester Graf, indeß Sie dort im Salon gewiß schon lange vermißt und heiß ersehnt werden?"

Die Störung war ihm wohl kaum unangenehm, und mit der Selbstbeherrschung, die Jedem eigen, der im Salon zu leben gewohnt ist, wandte er sich um. „Meine doppelte Aufgabe wird mir heute wohl als Entschuldigung gelten, wenn der Hausherr lässig erscheint," sagte er leise. „Die Luft drinnen war gar zu drückend. Ich denke, man hat jetzt etwas für Abkühlung gesorgt. Lassen Sie uns zurückkehren, Baron." Er legte den Arm in den des Barons und wandte sich dem Salon zu.

Aber in Rotteck's Zügen lag etwas, das den Baron Anderes glauben ließ. „Die Temperatur wechselt immer leicht in den Salons: bald glühend, bald kühl," gab er in seiner witzelnden Art zurück. „Temperatur ist gewiß deshalb ein Femininum," setzte er hinzu, und sein Blick schweifte nach der Ecke hinüber, wo der Prinz eifrig bemüht war, Hedwig ihren Anbeter nicht entbehren zu lassen.

Sie schien ihn auch wirklich nicht zu vermissen.

Rotteck verstand den Blick; aber der Nebenbuhler schien ihn nicht anzusechten, oder er wollte es nicht merken lassen. In demselben scherzhaften Tone gab er die Rede zurück. „Der Wechsel scheint allgemein geworden," sagte er; „ich sehe Sie auch nicht mehr an der Seite der Dame, der Sie vorhin so eifrig sich widmeten."

Gleiwiz, der durch den plötzlichen Wechsel in Anna's Laune sehr abgekühlt war, da er nur schwärmen konnte, wenn die Bewunderung auf ihn zurückfiel, nahm die Anspielung übel

auf. „Bitte, bitte,“ wehrte er fast schnöde ab. „Bitte, bitte, — zu kühne Schlüsse, lieber Graf. Fräulein von Kilmenau ist eine geschickte junge Dame, sehr selbständige junge Dame, aber doch immer höchstens ein guter Kamerad.“

„Ein guter Kamerad“ — warum trafen Rottkeß diese Worte so? Warum waren sie ihm ein solcher Rückschlag, fielen so kalt auf die Gluth, die ihn eben erfaßt? Ist es denn wahr, daß Worte, von den gleichgültigsten Menschen gesprochen, oft den tiefsten Einfluß ausüben? Außer den wenigen geselligen Beziehungen stand Alfred diesem Gleiwitz ganz fremd gegenüber; er hielt ihn, wie gesagt, für nicht viel mehr als einen geistreichen Schwärmer, der für eine schlagende Redensart jedes Gefühl hergibt. Dennoch war es, als entkleide diese nüchterne Rede Anna all' des idealen Zaubers, den sie vor Alfred's Blick bisher gehabt. Klang ihm das Urtheil der Welt daraus entgegen? nahm sie ihm den Schleier von dem Auge, den ein erregter Augenblick darauf gelegt?

Eigenthümlich, aber er sah jetzt nur wieder in ihr das kleine, unschöne Mädchen mit dem leidlich klugen Kopf und dem vielleicht unleidlich vernünftigen, selbständigen Wesen — besaß sie doch so gar nichts von dem, was er für sich erwartete, was die Welt für ihn erwartet hatte.

„Nichts wie ein guter Kamerad“ — er vermochte der Worte sich nicht mehr zu entschlagen, so viel sagten sie ihm; wie mit brennender Schrift blieben sie ihm vor Augen, selbst als er die Ruhe endlich aufgesucht. Hatte er ihr mehr gesagt, als er dem guten Kameraden hätte sagen sollen? Aber, was

sagt man sich nicht alles? Solche Worte verwehen wie Spreu, erlöschen gleich knisternden Funken. Und sie, das geschiedte, vernünftige Mädchen, wußte das besser wie jede Andere — es war merkwürdig, welsch einen Trost er plötzlich darin fand, daß sie so vernünftig war und nicht wie alle Andern.

Was Hedwig betraf — hatten ihre kleinen Coquetterien mit dem Prinzen ihn verdrossen? Er widmete ihnen keinen Gedanken; er hatte vielleicht allzu sehr die ruhige Gewißheit, trotzdem bei ihr zu siegen, wenn er nur wolle. Doch wahrlich, nicht nach irgend einem Sieg stand ihm der Sinn, nur nach seiner gewohnten Unbekümmertheit; nach der frühern Freiheit und Ruhe erfaßte ihn eine unsagbare Sehnsucht, die wohl nicht ganz frei war von einem Gefühl der Reue und des Vorwurfs, das er nicht zu besiegen vermochte.

Die ganze Nacht hindurch verfolgten ihn die Gedanken in seine Träume herein. Er sah stets all' die hundert Augen fragend auf sich gerichtet, mit Fragen, die er nicht beantworten konnte, und Fräulein Ellinor's scharfe Blicke glitzerten ihm dabei ordentlich unheimlich entgegen. „Sie sind viel zu eitel, eine häßliche Frau zu nehmen“ — „ein Spielkind ist das Einzige, was Sie noch ertragen!“ schien sie ihm in's Ohr zu zischeln — —. „Ein guter Kamerad, — nichts wie ein guter Kamerad,“ höhnte Gleiwizens feine Stimme dazwischen.

Dann sah er bald Hedwig's schöne Gestalt vor sich dahin schweben, bald Anna's Augen, die sich trotzig von ihm abwandten . . . . Er konnte keine Ruhe finden.

Wohl um die erregten Nerven zu beschwichtigen, ließ er so früh schon am Morgen sein Pferd satteln und ritt hinaus

in den schneidenden Märzwind. Er schlug den Weg nach seinem Gute ein. Der Wunsch, all' dem Wirrsal zu entgehen, machte sich mit jedem Schritt, den er von der Stadt sich entfernte, deutlicher geltend, denn er lenkte nicht mehr um. Das Gefühl, das ihm jeden Erdenwinkel mit seinen Bewohnern so leicht verleidete, wie er es einst ausgesprochen, schien wieder die Oberhand gewonnen zu haben.

Seine Mutter ward an dem Morgen durch einen kurzen Brief von ihm überrascht, der ihr seine Abwesenheit auf mehrere Tage anzeigte. Sie war sehr befriedigt davon: Neuschens verließen die Stadt an demselben Tage — ja, auch sie glaubte seine Absicht zu verstehen.

## VI.

Nicht länger mehr hielt es Fräulein Ellinor in ihrer jüngerlichen Klause. Trotzdem ihre Stimme noch immer nur ein unheimliches Krächzen war, trotzdem der Nacken seiner gewohnten Beweglichkeit noch steif widerstrebte, wanderte sie, Hals und Kopf zu etwas unförmiger Masse eingewickelt, tapfer hinaus. „Mit eigenen Augen und Ohren muß ich sehen und hören,“ sagte sie, „um daraus klug zu werden!“ Bei den vielen sich kreuzenden Gerüchten hatten die richtigen Augen gefehlt.

Die Gesellschaft war in gelinder Aufregung über die Ereignisse, die dem Feste gefolgt waren, und die eigentlich nur darin bestanden, daß zu Aller Staunen die Familie Neusch sowohl, wie Graf Rotteck vom Schauplatz verschwunden waren.

Reuschens sollten auf ihr Gut gegangen sein. Einige behaupteten, Graf Rotteck sei ihnen dorthin gefolgt; die Einigung der Betreffenden habe an jenem Abend stattgefunden, und man habe nur die ländliche Ruhe aufgesucht, um noch einige Familien-Angelegenheiten zu ordnen, ehe das Verlöbniß veröffentlicht werde. Diesem zahmen Gerüchte wurde aber von Andern auf das heftigste widersprochen. Eine Einigung stattgefunden! Wenn man die Betreffenden an dem Abend beobachtet hatte — war das wohl glaublich? Und Familien-Angelegenheiten zu ordnen — bei Verhältnissen wie die der Familien Rotteck und Reusch — wahrhaft lächerlicher Vorwand! Zur Aussprache mochte es freilich gekommen sein. Aber Comtesse Hedwig war unabhängige junge Dame genug, auch einen eigenen Entschluß zu fassen. Daß sie ihr Köpfchen hatte, wußte Jeder, und daß sie fähig wäre, der besten Partie des Landes einen Korb zu geben, traute man ihr eher zu, als daß sie sich nach Gebrauch und Herkommen würde verhandeln lassen. Alle jungen Damen vertheidigten besonders lebhaft diesen Satz; sie hatten alle Rotteck's gereizte Stimmung an jenem Abend bemerkt.

Andere zuckten eben so verächtlich die Achseln über das Gerüchte, daß Comtesse Reusch den Rottecks einen Korb gegeben — nach der langen Erwartung und der augenscheinlich gehegten sichern Hoffnung! Nein, er war es, der sich zurückgezogen hatte, weil sie es an dem Abend ihm doch allzu toll getrieben. Wenn die blonde Schöne es für möglich hielt, eine Fürstenkrone zu erringen — nun, dann mochte sie es versuchen; aber Rotteck dankte dann bestens. Diejenigen, welche dies

erzählten, setzten meistens noch spöttlich hinzu, es gäbe Leute, die etwas leichtsinnig das Sichere für das Unsichere hingäben.

Noch Andere meinten, es sei ein Mißverständniß zwischen den Eltern eingetreten und die jungen Leute müßten darunter leiden.

Kurz, so ziemlich alle in der Sache möglichen Lesarten waren vertreten. Je mehr in Wirklichkeit die Erinnerung an jenen Abend verblaßte, um so mehr wollte Jeder bemerkt, beobachtet und gesehen haben.

Dem guten alten Fräulein wurde es trotz ihres Eifers unmöglich, aus allen diesen sich kreuzenden Fäden den leitenden heraus zu finden.

Während nun Alle so dachten, sprachen, riethen und vermutheten, saß ein junges Mädchen — an die Niemand dachte, über die Niemand vermuthete und von der Keiner sprach — still daheim mit ihren Gedanken. Sie hörte nicht ein Mal von all' dem Gerede, so erfüllt, so gefesselt war sie von ihrem eigenen Erlebniß. Ein leichtes Unwohlsein der Mutter war ihr ein angenehmer Vorwand, sich den letzten geselligen Vergnügungen dieser Tage zu entziehen. Sie hätte ihr Glück nicht hinaustragen mögen in die Welt; sie wähnte, ein Jeder müsse es ihr aus den Augen lesen, sehe es auf ihrer Stirne geschrieben.

Ihr Glück — sie schloß die Augen vor sich selbst, wenn es wie heimlicher Schauer sie durchrann. Was war das für ein Glück, das so plötzlich, so heimlich wie ein süßer Traum sie umfängen hielt? Sie hatte keinen Namen, keine feste Vorstellung dafür; sie knüpfte keine Hoffnungen daran, dachte

an keine fernern Ausichten. Aber es war Glück; und dieses Mal nicht jenes Glück, das wir uns auflesen, uns zusammen pflücken, wie die einzelnen Blumen des Straußes, sondern ein Glück, das wie eine strömende Fluth das ganze Herz durchwallt, das wie Sonnenschein und Mondesglanz, bald glühend, bald milde, in des Menschen Seele sich ergießt und sie ganz erfüllt.

Jene Worte, die er gesprochen, was hatten sie ihr offenbart! Ihr Herz schlug hoch auf dabei — also das war es, was er von ihr begehrte? Nicht ihre Freundschaft, nicht ihre Ruhe hatte ihm genügt. Kalt hatte er sie genannt, weil sein Herz von ihr das begehrte, was er als den Strahl des Frauenherzens bezeichnete.

„Mein Gott, mein Gott, wie kam er dazu?!“

In tiefer Demuth neigte sie das Haupt, als sei das Unerhörteste, das Unglaublichste geschehen — dann hob sie es wieder, und ein seliges, fast triumphirendes Lächeln glitt über ihre Lippen. Wußte sie doch nun, daß sie den Schlüssel zu seiner Seele gefunden, daß sie Schätze besaß, mit denen sie ihn bereichern könne, Schätze, wie nur die Liebe sie zu spenden weiß. „Liebe!“ wiederholten ihre Lippen, als gehöre das Wort einer ihr fremden Sprache an.

Hatte sie sich selbst doch arg betrogen diese Zeit hindurch, indem sie wähnte, ganz frei, ganz ruhig ihm gegenüber zu stehen, indem sie glaubte, nur das eine Interesse hielte sie gefangen! Wie hatte die Liebe sich so heimlich eingeschlichen, sie so heimlich gefangen genommen, — sie, die geglaubt, sie

sei stark gegen dieses Gefühl, ihre Vernunft, ihre Erkenntniß seien ein sicherer Schild dagegen!

Jetzt entsann sie sich all' der kleinen Ereignisse, der Worte und Blicke, die gleichsam leise fragend bei ihr angepocht. Warum hatte sie nicht verstehen, nicht glauben wollen? Es hatte ihr zu unmöglich gedünkt — er und sie, das kleine unscheinbare Mädchen! Ihr war, als habe seine Liebe sie umgewandelt, als sei, wie in dem Märchen, das häßliche Entlein plötzlich zum bewunderten, beneideten Schwan geworden.

Dachte sie vielleicht: was nun? Oder kam sie trotz ihrer sonstigen Klarheit nicht zu dem Gedanken? Sie war an jenem Abend vor ihm geflohen wie ein gescheuchtes Reh, als habe sie gefürchtet, mehr zu hören. Aber mußte er nicht wiederkommen? Sie knüpfte keine Vorstellung, kaum einen weitem Wunsch daran — sie erwartete nur vertrauensvoll, sie ersehnte und fürchtete zugleich.

Wie würde er kommen, wie jetzt wieder vor sie treten? . . . . Tief erglühend neigte sie das Gesicht über ihre Arbeit — und lauschte auf seinen Tritt, den sie so gut kannte, — auf seine Stimme im Vorjaal, die vielleicht ihren Namen nennen würde.

In thörichtem Schrecken war sie schon einige Mal geflohen, hatte dann pochenden Herzens oben am Treppengeländer gelehnt und gehorcht, ob er es sei — aber er war es nicht. Er kam weder den folgenden, noch die folgenden Tage. Zögerte der Liebende, wo der Freund so eifrig gewesen?

Die Carnevalstage wie die ersten Tage der ernstestn Fasten waren schon vorüber, als Anna erfuhr, Rotteck habe am Tage

nach dem Feste die Stadt verlassen. Der alte Mühler theilte ihr das mit. Jenes Papier, das Rottack aufgefunden, hatte er noch immer nicht gesandt. Mühler hatte nichts weiter davon gehört, hatte auch nicht erfahren können, wo der Graf sei. Die Gräfin war im Zweifel gewesen, ob er sich auf das Gut begeben.

Anna staunte nicht über seine längere Abwesenheit; auch wurde sie dadurch nicht etwa schwankend oder zweifelhaft. Nein; in ihrer Liebe lag ein unendliches Vertrauen. Warum hatte er sich ihr genähert, wenn sein Herz ihn nicht dazu bewog? Was hätte er anders meinen können, er, der ihre Freundschaft ja besaß? Wohl leuchtete flüchtig der Gedanke auf: sie hätte ihn sollen alles sagen lassen, hätte nicht so scheu fliehen sollen. Aber sie war sich im Stillen bewußt, daß dennoch der eine Blick ihm mehr als genug verrathen.

Während sie so ihr heimliches Glück in einsamer Ruhe genoß, war Fräulein Ellinor unermülich in ihren Nachforschungen. In der Gesellschaft fing nach den ersten drei Tagen brennender Neugier das Interesse zu schwinden an. Aber so nachlässig ließ das Fräulein die Maschen eines begonnenen Gewebes nicht fallen. Prinz W. hatte nach dem ersten Carnevalstage die Stadt verlassen. Man sagte, er sei einer Einladung des Grafen Neusch gefolgt — das war die einzige interessantere Notiz, deren Fräulein Ellinor habhaft werden konnte.

Gräfin Rottack, die ihr die beste Quelle hätte sein können, hatte sich, Ermüdung vorühend, seit dem Tage des Festes fast ganz zurückgezogen. Fräulein Ellinor entwickelte die liebenswürdigste Theilnahme im persönlichen Nachfragen, ob=

gleich sie mehrere Tage nicht angenommen wurde. Eines Nachmittags endlich traf sie es doch günstig. Der Gräfin Herz schien erweicht von all' dem Antheil; die Thüren öffneten sich dem kleinen Fräulein.

Ihr scharfer Blick bemerkte sogleich, daß der Gräfin Züge wirklich Spuren von Abspannung und innerer Unruhe trugen. Gräfin Rottbeck schien selbst begierig nach Nachrichten; denn sie frug sofort, ob Fräulein Ellinor nicht Neues erfahren habe, ob Einige aus der Gesellschaft der Einladung nach Schlandern, dem Gute des Grafen Neusch, gefolgt seien. Gräfin Rottbeck frug, als habe Graf Neusch die ganze Gesellschaft nach dort gebeten. Fräulein Ellinor wußte nur, daß man gesagt habe, Prinz W. sei mit einigen Kameraden am Faschings-Dinstag dorthin gefahren. Sie sah, daß eine neue Wolke über der Gräfin Gesicht zog. „Graf Rottbeck ist natürlich auch dort,“ meinte das kleine Fräulein mit charmanter Unbefangenheit. Die Gräfin war unzweifelhaft verlegen. Fast schien es, als sei sie über den Aufenthalt ihres Sohnes nicht im Klaren. Er habe nur auf die Güter gewollt, habe einige Geschäfte dort gehabt, bemerkte sie, und sie fürchte fast, die Einladung eines Freundes habe ihn wieder zu Reiseplänen verlockt; Herren seien so unberechenbar. Im Stillen notirte Fräulein Ellinor „einen Korb“ und ihre ganze Boraussicht ging ihr schmäählich zu Scheiter dabei. Unglaublich, unmöglich das. Der Besuch wurde ihr fast peinlich; es war allzu schwer, sich jetzt noch nach keiner Seite zu avanciren. Fräulein Ellinor fürchtete, als einziges Ergebniß dieses Besuches eine rothe Nasenspitze davonzutragen in Folge des grellen Unterschiedes zwischen der

warmen Luft drinnen und dem schneidenden Winde draußen. Aber als sie gerade noch beschäftigt war, besagte Nasenspitze sorglich unter den Schleier zu verbergen, war das Glück ihr günstig — der Bediente trat mit einem Briefe in der Hand bei der Gräfin ein.

Daß Fräulein Ellinor's Schleier wieder zurückflog, ist fast überflüssig, zu erwähnen. Aber auch durch denselben hätte sie die freudige Bewegung bemerken können, die über der Gräfin Züge sich breitete, sobald sie nur den Poststempel sah.

„Von Schlandern,“ sagte sie freundlich. „Also doch dort. Gottlob.“ Hastig das Couvert erbrechend, las sie die wenigen Worte, die es enthielt.

Sie behielt sie für sich; aber Fräulein Ellinor entnahm dem Ausdruck, den das Gesicht der Gräfin zeigte, so viel, als habe sie selbst das Billet gelesen. Die verrätherisch gleichgültige Miene, mit der die Gräfin den Brief in die Tasche schob, gab ihr volle Gewißheit.

„Morgen kommt mein Sohn, weiter schreibt er nichts,“ sagte sie. „Nun, ich denke, wir werden bald genug den Grund seines plötzlichen Ausflugs erfahren.“ Dabei drückte sie dem kleinen Fräulein die Hand, und die wohlerfahrene Dame fühlte schon an dem Druck derselben die vielsagende Erregung.

„Wollen Sie nicht noch ein wenig bleiben?“ setzte die Gräfin sogar im freundlichsten Tone hinzu, als sei plötzlich alle Spannung von ihr gewichen.

Aber das Fräulein war viel zu discret dazu. „Nein, nein, Sie müssen allein bleiben,“ meinte sie ganz zartfühlend, und nichts hätte Fräulein Ellinor jetzt zurückhalten können.

Sie war ordentlich besorgt, die Gräfin hätte noch mehr sagen und ihr Schweigen auferlegen können.

Fräulein Ellinor hatte unzählige Bekannte; sie durfte mit Recht die ganze Gesellschaft dazu zählen. Zum großen Theil wohnten alle diese Bekannten in der Nähe des Rottbeck'schen Hofes, in dem Stadtviertel, wo sie theils eigene Häuser, theils ihre langjährigen Miethwohnungen inne hatten, — man war conservativ dort.

Von allen ihren Bekannten waren die Kilmenaus die ihr am entferntest Stehenden, und jedenfalls auch die am entferntest Wohnenden. Fremd in der Stadt, hatten sie nur ein entlegenes Quartier gefunden.

Was bewog nun Fräulein Ellinor, trotz des weiten Weges, trotz Wind und Wetter gerade zu Kilmenaus ihre Schritte zu lenken? Haben die Menschen einen Instinct dafür, wo ihr Wort am schärfsten trifft — daß sie nicht ruhen und rasten, bis sie es dort angebracht, wo es am schneidendsten eindringt?

Fräulein Ellinor wußte und ahnte nichts. Bei dem einfachen Grunde, den Rottbeck für seinen Verkehr mit Kilmenaus angab, hatte Niemand besonders darauf geachtet. Fräulein von Kilmenaus kam gar nicht in Rede, wo man ein so festes Augenmerk hatte. Vielleicht aber hatte Fräulein Ellinor das freundschaftliche Einverständniß, das zwischen Beiden herrschte, schon wie einen Eingriff in ihre Rechte betrachtet. Sie mußte doch sehen, ob man dort schon etwas wußte, und so trabte sie eifertig weiter, als sei keine Minute Zeit zu verlieren.

Noch ehe sie das Vorzimmer betrat, dessen Thüre Anna ihr öffnete, sprudelte sie es hervor, obgleich sie so außer Athem

war, daß die Stimme ihr fast versagte. „Wissen Sie schon — haben Sie schon gehört — das mit Graf Kottek?“

„Ist Graf Kottek ein Unglück zugestoßen?“ fragte aber nur Frau von Kilmenu, die im selben Augenblicke hinzugetreten war.

Anna's Zunge schien erlahmt bei dem Schrecken, den sie empfand. War das der Grund seines Fernbleibens? . . . . Starr sah sie auf das kleine Fräulein.

„Ein Unfall zugestoßen? Gott bewahre!“ keuchte Fräulein Ellinor. „Im Gegentheil, ganz frisch und munter — sehr glücklich. Aber Sie wissen es gewiß schon? . . . .“ Sie versuchte dabei eifrig, sich aus ihrem Shawl zu wickeln, den sie in ihrer Hast so zugezogen, daß sie fast erdroßelt wurde.

Anna's Hände griffen schon wieder diensteifrig zu, um den gordischen Knoten zu lösen. Purpurröthe stieg ihr auf die Stirne, denn fast überwältigend empfand sie an dem maßlosen Schrecken, der sie erfaßt, die Macht ihres Gefühls für ihn.

„Also kein Unfall,“ fragte indeß Frau von Kilmenu weiter. „Nun, dann kann es nur noch Eines sein, was Sie so in Aufregung versetzt, liebes Fräulein.“

„Richtig gerathen!“ rief sie schon dazwischen, endlich glücklich erlöst aus dem Gewebe, das ihren Hals umschlungen gehalten. „Richtig gerathen — seine Verlobung mit Comtesse Reusch . . . . Ah, Sie wußten es gewiß schon? Ich komme eben von seiner Mutter, die den Brief erhielt. Morgen wird es officiell, jetzt weiß es noch Niemand — danke, danke schön,“ schloß sie, den Shawl aus Anna's Händen nehmend. „Wie kalt Ihre Finger sind, Kleine! Kälter wie meine durch-

frorenen Hände. Kalte Hände, warmes Herz!“ Sie drohte Anna scherzhaft mit dem Finger.

„Nun, eine Ueberraschung ist wenigstens diese Verlobung nicht — lange genug hat sie auf sich warten lassen,“ sagte Frau von Kilmenau etwas kühl und wegwerfend. „Aber kommen Sie doch, liebes Fräulein, und nehmen Sie Platz. Dann können Sie uns berichten. — Richard,“ sagte sie, zu dem Knaben gewandt, „rücke einen Sessel hier an den Ofen — da plaudert's sich besser.“ Frau von Kilmenau wußte eine Neuigkeit nach Gebühr zu schätzen, wengleich die Nachricht dieser Verlobung sie etwas zu verstimmen schien.

Aber nicht der Knabe, der am Fenster lehnte und weder Hand noch Fuß rührte, sondern mit einem eigenen, trohigen Ausdrücke das kleine Fräulein ansah, rückte den gewünschten Sessel herbei — Anna that es.

Keine Muskel ihres Gesichtes zuckte, als sie jetzt neben ihrer Mutter stehen blieb, dem Fräulein gerade gegenüber — und doch war es nicht das Verlangen, mehr zu hören, was sie hier festhielt.

„Warum hat denn Graf Rotteck so schnell die Stadt verlassen nach dem Feste?“ fragte Frau von Kilmenau, sich nachlässig zurücklehrend. „Es stand der Verlobung hier ja nichts im Wege.“

„Er ging nur, weil Reuschens auch so plötzlich die Stadt verließen und er darin ein Ablehnen und Abweisen sah,“ sagte Fräulein Ellinor, so überzeugt von ihrer scharfen Combinationsgabe, als sei sie bei den Verhandlungen zugegen gewesen. „Die Hedwig ist ja ein so originelles Mädchen,

bei der man nie sagen kann, wie ihr Entschluß ausfallen wird.“

„Nun, in diesem Falle war er doch leicht vorauszusehen,“ lachte Frau von Kilménau mit einem Anflug von Spott.

„Durchaus nicht, durchaus nicht,“ eiferte das Fräulein. „Ich selbst war gar nicht sicher. Wie hat sie den Kotted nicht immer abzuweisen gesucht! Bei ihrer Schönheit brauchte sie die Herren nicht heranzuziehen — zu so etwas nützt ja auch alle Intimität nichts,“ fand Fräulein Ellinor für nöthig hinzuzusetzen; denn auf Frau von Kilménau's Gesicht las sie eine gewisse Enttäuschung, die diesen Stich zu verdienen schien.

„O,“ gab Frau von Kilménau gereizt zurück, „man kann gewiß nicht sagen, daß Keusch's sehr zurückhaltend gewesen wären! Ich bitte Sie, — was geschah nicht alles, um ihn zu fesseln! Alle gute Freunde mußten ja helfen. Und diese Reise zuletzt — ein meisterlicher Schachzug, um endlich das Ziel zu erreichen, da der Herr gar nicht zum Entschluß zu kommen schien. Mon Dieu, das nennt man geschickt eingefangen.“

„Nein,“ sagte Anna jetzt sehr ruhig dazwischen, „solche Berechnungen lagen wahrscheinlich Allen ganz fern. Comtesse Keusch hat von Anfang an großen Eindruck auf Graf Kotted gemacht.“

„Davon sagtest du früher nichts,“ bemerkte die Mutter in auffallend verdrießlichem Tone. „Warum hat er sich denn so wenig beeilt? . . . Freilich, jetzt wird alle Welt erzählen, welch' entseßliche Liebe ihn von Anfang an ergriffen. Es ist

merkwürdig, wie hier im Lande stets Alles lobend und preisend um die ersten Sterne kreist.“

„Vielleicht wurde es Graf Rotteck überhaupt schwer, seine Unabhängigkeit aufzugeben,“ sagte Anna eben so ruhig wie bisher. „Ich kann nur sagen, was ich weiß.“ Sie stand auf, als wolle sie sich entfernen.

„Sie, ja, Sie können das wissen,“ eiferte das Fräulein wieder, und ihre Augen funkelten ordentlich vor Freude über den kleinen Sieg, den sie über Frau von Kilmenau davongetragen hatte. „Sie können es wissen,“ wiederholte sie. „Sie sind ja so befreundet mit ihm. Für seine kleine Freundin that er ja alles in dem Proceß . . . und viel hat er Ihnen darin geholfen, nicht wahr — glänzend gewonnen?“

„So weit sind wir noch lange nicht,“ sagte Anna. „Aber es steht gut, Gott sei Dank. Graf Rotteck war sehr freundlich.“ Ihre Stimme klang heiser, als sie das sagte.

„Ja, und wie bewunderte er Sie wegen Ihrer Geschäftskennntniß,“ fuhr das Fräulein geschwätzig fort. „Noch kürzlich erzählte mir seine Mutter, wie er immer von Ihnen sage, daß Sie so gar nicht wie ein Mädchen seien, so klar und so fest wie ein Mann. Ja, ja, es ist seltsam: so ein kleines Ding wie die, und immer so thätig. Sieht sie nicht aus, als ob ihr jetzt schon wieder der Boden unter den Füßen brenne? . . . Lassen Sie sich nur nicht abhalten, Liebe; wir alten Leute haben immer noch ein Bißchen Zeit zum Plaudern. — Ihnen wird Ihr Freund jetzt nicht mehr viel nutzen, nun er seine Zeit für die schöne Braut nöthig hat.“

Was das Fräulein noch weiter alles hervorsprudelte, faßte Anna nicht. Nur in Einem hatte sie Recht gehabt: der Boden brannte ihr unter den Füßen. Dennoch reichte ihre Willenskraft noch aus, um ruhig das Zimmer zu verlassen.

Da stand sie auf dem Flur — wie betäubt von dem Schlage. Sie empfand einen Schmerz, und doch wußte sie kaum, was geschehen. Sie sah um sich — — alles kam ihr wie ausgewechselt vor. Es war ihr, als sei sie von großer Höhe jäh herabgestürzt in eine furchtbare Tiefe. Alles zitterte an ihr, alles bebte; doch unklar blieb ihr die Ursache des Weh's.

Da ward heftig die Thüre aufgerissen — — zwei Arme umfaßten sie stürmisch, ein Knabekopf preßte sich an ihre Wange. „Wenn ich ein Mann wäre, schösse ich ihn todt und das alte Schwazmaul dazu,“ rief der Knabe leidenschaftlich, und sie fühlte seine brennend heißen Thränen auf ihrem Antlitz.

„Richard, Richard!“ mahnte sie entsetzt. Aber in demselben Augenblicke riß der Knabe sich von ihr los und sprang in mächtigen Sätzen die Treppe hinab, als wolle er in der Bewegung die Wildheit seiner Gefühle austoben.

Anna war durch die stürmische Liebkosung aus der Betäubung erwacht; jetzt wußte sie klar, warum sie so tief litt. Alles, was sie gedacht, geglaubt, gehofft, geliebt — es war eitel Spiel und Täuschung gewesen. Von der Höhe des Glückes war der Sturz furchtbar.

Sie suchte ihr Zimmer auf, sie sank dort nieder, und wie höhrend klang es ihr in den Ohren: „Er sagte immer, Sie seien nicht wie ein Mädchen.“

VII.

Unzählige Male wiederholte Anna sich diese Worte, obgleich sie wie widrige Töne ihr in den Ohren gellten, während sie da kniete an jenem Abend auf dem harten Boden, die Arme auf den Tisch gekreuzt, das Gesicht darauf gepreßt, im herben Ausdruck eines Schmerzes, der alles Außere unbeachtet läßt. Da war nichts von händeringender Verzweiflung, von strömenden Thränen — langsam nur schlich hier und da ein Tropfen die brennende Wange hinab, eine Thräne, wie der bohrende Gedanke sie auspreßt. Denn denken mußte sie, bis der Frost ihre Glieder schüttelte und die Gluth ihr Haupt zu zersprengen drohte, denkend mußte sie ihren Schmerz verarbeiten, anstatt in heftigem Ausbruch die Leidenschaft zu erschöpfen, oder in weichem Erguß das verletzte Gefühl zu beruhigen.

Dachte sie zürnend seiner, der so leichtes Spiel mit ihr getrieben, grollend derjenigen, die ihr sein Herz entwendet? Nein, sie hatte keine Anklage für ihn, keine schmerzliche Eifersucht gegen die Andere. Nur ein unsäglich bitteres Gefühl gegen sich selbst stieg in ihr auf, „Menschen meiner Art liebt man nicht“ — hatte sie nicht einst selbst das gesagt? Sie hatte es mit lachendem Munde behauptet, in dem Gefühl der Sicherheit, frei und unangefochten Allen gegenüber zu stehen. Aber nun empfand sie den Stachel der Worte! Warum konnte man sie denn nicht lieben? Warum sollte ihr versagt sein, was Andern so natürlich zufließt, wie der Sonnenschein dem Maitag und die Knospe dem Frühling? War sie denn nicht

auch jung — schlug ihr Herz nicht auch warm? Wußte sie doch, welche Hingebung darin wohnte — warum konnte man sie nicht lieben?

Säh sprang Anna jetzt empor und schritt in ihrer Demüthigung dahin, wohin das schöne Mädchen geht in seinem Triumph. Rücksichtslos warf sie die schweren Haarmassen zurück, die ihr tief über das Antlitz gesunken waren, und blickte mit finsterner Entschlossenheit auf ihr eigenes Bild im Glase. Nachsichtslos prüfte sie Zug um Zug: diese feste Stirne, den jetzt fast trotzig aufgeworfenen Mund, die dunkel glühenden Augen. Und doch hatte sie — dessen war sie sich bewußt — häßlichere, reizlosere, nichtsagendere Züge als diese gesehen, auf denen der Blick der Liebe geruht. Sie rief sich in die Erinnerung zurück all' die von der Natur Vernachlässigten, von denen sie gesehen, wie sie ein Herz zu fesseln vermocht. Warum konnte man sie nicht lieben? War es so undenkbar, daß er selbst jene Worte hatte bedeutungslos reden können, ohne mehr darunter zu verstehen, als den Verkehr mit einem ihn ansprechenden Geist! O, wie sie ihn fast haßte, diesen Geist, der sie in eine so kalte, fremde Sphäre versetzte, sie fast mit einem Banne zu umgeben schien. „Gar nicht wie ein Mädchen,“ hatte er gesagt, während sie geglaubt, von ihm verstanden zu sein. Vielleicht war ihr das das bitterste Urtheil, — denn ein Weib will dem, den sie liebt, nichts sein, als der Begriff echter Weiblichkeit. Warum verfolgte das Wort sie seit ihrer frühesten Kindheit? Zuerst hörte sie es von der Mutter Lippen, wenn sie da stand, das dunkle, blasse Kind, dem alles Aeußere so gleichgültig war, versenkt in ihre Ge-

10\*

danke, die ihr selbst nur wirre, bunte Räthsel boten. „Gar nicht wie ein Mädchen,“ — hörte sie wieder, wenn dann plötzlich die unbändige Lebenslust sich Bahn brach, wo sie die Wildeste war selbst in Mitten der Schaar der Buben, kaum verstehend, warum man an ihr tadelte, was man bei denen gut hieß.

„Gar nicht wie ein Mädchen.“ Sie entsann sich eines Tages, wo sie, in ein Buch versenkt, hinter dem Schreibtisch des Vaters kauend, einem Zwiegespräch der Eltern gelauscht hatte. Sie sah wieder den Kopf des Vaters mit den feinen, geistvollen Zügen, so sinnend vornüber gebeugt, einen Ausdruck von Sorge darin: „Ich möchte sie lassen in ihrer Eigenart,“ hatte er gesagt. „Aber sie müßte dann entbehren können, wonach des Weibes Herz begehrt — es ist nicht gut für ein Weib, anders zu sein als Andere.“ Des Vaters stille Trauer bei den Worten hatte ihr mehr Eindruck gemacht, als alle frühern Rügen. Wie verehrte sie diesen Vater, wie strebte sie nach dessen Liebe! Und doch hatte ein kleines reizendes Mädchen mit gelben Locken, das einst zum Besuch kam, öfter als sie auf den Knien des Vaters Platz gefunden, und ihr hatte geschienen, daß er sie dabei fast mitleidig betrachtete.

Ihr rasches Verständniß hatte den Sinn in des Vaters Worten wohl erfaßt. Also das war es, was zwischen ihm und ihr gestanden? O, sie konnte werden wie alle Andern, wenn die Menschen darunter das gemessene, wohlgezogene Wesen verstanden, gegen das sie sich bisher so gesträubt, wenn sie all' diese weiblichen Arbeiten, diese kleinen Beschäftigungen

sich aneignete, die ihr bis jetzt so zuwider gewesen. Ja, sie konnte werden wie ein Mädchen, wenn sie wollte; jene Stunde hatte sie vielleicht davor bewahrt, ein excentrisches Wesen zu werden. Dem Sinne der Welt nach wäre sie aber selbst dann wohl mehr Weib geblieben als jetzt — denn der Kampf mit ihren innern Anlagen, diese stete Selbstüberwindung, dieses Streben, stets die Vernunft maßgebend sein zu lassen, hatten die Entschlossenheit gezeitigt, die Festigkeit ihr gegeben, deren Stempel nun auf ihrer Stirne lag und die gleich einer festen, harten Schale ihr innerstes Wesen einhüllte. Denn eine spätere Stunde war gekommen, wo sie noch klarer den Gedankengang des Vaters verfolgte und die ganze Bedeutung seiner Worte ihr aufgegangen war. Mit dieser Erkenntniß aber war auch ihr Stolz erwacht, der Stolz, der in dem einen Punkte sie nicht wie alle Andern wollte sein lassen.

Lag es nicht in ihrer Art, Herzen fesseln zu können, wohlan, so konnte sie das entbehren, und sie hatte kühn sich vermessen, mit dieser Erkenntniß sicher dazustehen, auf ihre eigene Kraft bauen zu können.

Und was war aus der Einsicht, dieser Kraft geworden? — Ein Spiel der Phantasie (wie sie es nannte) hatte sie schon getäuscht; schwächer wie alle Andern hatte sie schon dem niedrigsten Wort Eingang gestattet, den ersten Traum geglaubt und ihn für Wahrheit genommen, ihr Selbst dafür hingegeben.

Mit unsäglichem Glend empfand sie das Gefühl ihrer Schwäche. Bitter rächte sich der verletzte Stolz: die Zähne preßten sich fest auf die Lippen, so fest, daß langsam ein Blutstropfen ihnen entquoll, als sie sich ausmalte, was er

in ihren Augen gelesen, — und was nun seine Antwort darauf war.

Das ist die Last, die auf demjenigen Menschen ruht, dem die Gabe des Denkens eigen: daß er den Schmerz durchdenken muß bis in seine letzte Consequenz — unerbittlich, nichts beschönigend. Er muß ihn unverfüßt durchkosten, Tropfen für Tropfen — ein ätzender Trank.

Doch das ist auch der Segen, den Gott in diese Kraft gelegt, mit der Gerechtigkeit, welche jede seiner Gaben kennzeichnet: wie sie hinunter steigen läßt bis auf den tiefsten Grund des Schmerzes, so hebt sie auch wieder hinauf. Auch dazu reißt sich Gedanke wieder an Gedanke, der nach Trost sucht und ihn findet, wenn die Seele rein und gesund ist. Und ihre Seele war rein, frei von aller Niedrigkeit, eine Seele, des Kampfes gewohnt. Das Ringen gegen sich selbst in den frühern Jahren war nicht nutzlos gewesen; Anna war dadurch gestärkt gegen solchen Sturm.

Wohl schwankte die Wage, ob der Groll des Herzens siegen werde, der feindlich sich empörte gegen ein Schicksal, das so unverdient und unverschuldet ihm auferlegt worden. Alles Außerordentliche erscheint zuerst wie eine Ungerechtigkeit Gottes, sagt ein weiser Mann. Wenn aber ein Herz in seiner Schwäche klagt, ist der Herr ihm nah, — selbst dann, wenn in irdischer Sehnsucht befangen, es Seinen Namen erst nur stammelnd nennt, und noch so weit vom Himmel sich entfernt fühlt.

Eine jener Fügungen, womit der Herr die Herzen leitet, die oft unbeachtet an uns vorübergehen und doch so inhalt-

reich sind, war es wohl, daß aus dem Schwall der fränkenden Erinnerungen jenes Gespräch in ihr auftauchte, das zuerst ihr Interesse an ihm geweckt hatte. Sie hörte wieder, wie er sich damals zum Anwalt der gefährlichen Gabe der Originalität gemacht, wie er sie trotz allem eine Gottesgabe genannt, die eine große Bedeutung für den Menschen habe. Sie hatte das die schönste Auffassung genannt — wollte sie es jetzt nicht so aufnehmen?

Das Wort aus seinem Munde konnte zum Troste werden für die Wunde, die er selbst geschlagen. Die Gedanken wogten und rankten sich darum, Himmlisches und Irdisches verwebte sich noch: bald bei diesem, bald bei jenem blieb der Sinn haften. Aber mehr und mehr fühlte ihr Herz sich zu dem Lichte gezogen, in dem jeder Schmerz sich milder zeigt.

Es ist eine Gnade Gottes, wenn die Gedanken die Richtung nach Oben wieder annehmen.

Das Licht war schon lange im Sockel niedergebrannt und erloschen — denn bei der Arbeit der Gedanken verrinnt die Zeit stets rasch, ob sie rosige Bilder ausspinnen, oder in hartem Frohn stehen. Weich und mild umfing endlich die Dunkelheit den müden Sinn und rief zur Nachtruhe.

Die Nacht wirkt überwältigend; ihrem Zauber ist selten zu widerstehen. Unbezwinglich breitet der Schlaf seinen Schleier auch über das herbste Weh und wiegt es ein. Aber seine Herrschaft währt nicht lange. Leicht öffnet des Tages Strahl das mühsam geschlossene Lid. Glücklicher, wenn die Kraft, welche die Ruhe uns gewährt hat, auch genügt, dem neu erwachten Schmerz zu widerstehen; glücklicher noch, wenn

das Leben mit irgend einer Aufgabe gleich zwingend an uns herantritt, ehe wir dem dumpfen Nachklang des Erlittenen uns wieder hingeben können. Wohl nicht bloß leerer Zufall ist es, daß dieses so oft eintrifft.

Das Günstigste, was Anna an dem Morgen begegnen konnte, war wohl, daß selbst ihr kurzer Schummer noch unterbrochen wurde und man sogleich Anspruch an Ihre Thätigkeit machte. Der alte Rechtsanwalt hatte schon in der Frühe einen Boten gesandt mit einem Briefe, der Bescheid verlangte. Eine richterliche Entscheidung in dem schwebenden Prozesse war nahe bevorstehend, und nach allen Voraussetzungen schien sie günstig ausfallen zu müssen. Der Rechtsanwalt, das eifrige Interesse seiner Clientin an der Sache kennend, betonte dies selbst in dieser kurzen Mittheilung von neuem. Vielleicht würde Anna in seiner Meinung etwas gesunken sein, wenn er gesehen hätte, wie gleichgültig sie in diesem Augenblicke die Nachricht hinnahm. Mühler schrieb, daß er über das vermißte Papier trotz aller Anfragen noch immer keine Antwort von Graf Rotteck erhalten habe, und frug, ob der Graf es indessen vielleicht Anna zugestellt oder ihr irgend eine Mittheilung darüber gemacht habe; wenn nicht, so müsse er, Mühler, jedenfalls schon Vormittags ziemlich früh bei ihr erscheinen, um zu bereden, was in der Sache geschehen solle.

Es durchzuckte Anna eigenthümlich, als der Gedanke sich ihr aufdrängte, warum Rotteck ihr Interesse jetzt vernachlässige, warum es bei ihm in den Hintergrund getreten sei, dies Interesse, das sie in den letzten Tagen sich so süß als ein persönliches vorgespiegelt hatte. Sie antwortete dem Juristen nur

in wenigen flüchtigen Worten, daß ein wichtiges Ereigniß Graf Rottbeck an jeder Theilnahme an ihren Geschäften jetzt verhindere; er möge ihn daher in diesen Tagen nicht weiter damit belästigen; sie hoffe, noch eine Copie des Actenstückes zu finden, und erwarte Herrn Mühlner ganz sicher zu der bezeichneten Stunde.

Als das Billet beendet war, wagte Anna kaum weiter darüber nachzudenken. Die wenigen Worte, die sie geschrieben, waren ihr wie die Bestätigung der Thatsache, die ihr bis jetzt noch wie ein Traum vorgekommen; der Beginn des vollkommenen Loslöfens von Alfred lag darin. Nur eins empfand sie als Erleichterung: daß sie für den heutigen Morgen einen Vorwand gewonnen hatte, sich aus dem Familiencirkel zurückzuziehen. Sie fühlte, daß sie die forschenden, mitleidsvollen Augen ihres Bruders Richard nicht lange ertragen könne, und noch weniger den unzufriedenen Ausdruck im Gesichte der Mutter, den sie gestern ungeachtet ihres Schreckens bemerkt hatte.

Sie begann also die Durchsicht der Papiere, um wo möglich das Vermißte zu finden, — eine Arbeit, bei der sie natürlich allein und ungestört zu sein verlangen konnte.

Wieder lagen all' die vergilbten Documente, die trockenen Acten vor ihr ausgebreitet; emsig suchte sie die Titel zu entziffern, mühsam durchforschte sie den Inhalt. Vergeblich suchte sie sich dabei das warme Interesse zurückzurufen, das sie einst daran gehabt. Immer wiederholte sie sich, welche günstige Wendung die Sache genommen, wie nahe die Erfüllung ihres einst so heißen Wunsches sei; sie versuchte die frühere Freude daran zu wecken — aber umsonst. Sie erinnerte sich nur

des Antlitzes, das sich so oft mit ihr über diese Papiere gebeugt; sie wählte die Stimme zu hören, deren Bemerkungen dem trockenen Geschäft anregendes Leben verliehen; sie glaubte die Augen zu sehen, von denen sie einen kurzen Augenblick gewöhnt, daß sie mit warmem Strahl die ihren suchten . . . Vorbei, vorbei, für immer vorbei . . . ihr verlorener Traum, ihr zerschelltes Glück trat ihr vor die Seele; unsäglich öde und einsam kam ihr das Leben vor. Einst hatte sie es vermocht, in Anderer Glück und für Anderer Glück zu leben; sie war so stolz und befriedigt gewesen in dem Satze: „man braucht uns,“ und jetzt — es flimmerte vor den Augen, es stieg so heiß darin auf — — hatte sie in den vergangenen Stunden mehr das Elend des verletzten Stolzes empfunden, so forderten jetzt Schmerz, Sehnsucht, Liebe ihr Recht, — bis endlich die verhaltene Fluth hervorbrach.

„Nein, Richard, nein, du kannst nicht kommen, — — Richard, jetzt nicht!“ rief sie, da sie glaubte, ein Geräusch an der Thüre zu vernehmen. Sie zwang sich, das aufwallende Gefühl zurückzudrängen. Aber im selben Augenblicke wurde trotz des abweisenden Rufes die Thüre geöffnet und eine andere Gestalt als die ihres Bruders trat herein. Eine andere Stimme als die Richard's sagte: „Es ist nicht Richard, ich bin es. Man hat mich hier herein gewiesen: ich würde Sie hier finden, und ich habe Gründe, mich heute nicht leicht abweisen zu lassen. Wollen Sie mich nicht willkommen heißen, Fräulein Anna?“ Es war Kottel's Hand, die sich ihr entgegen streckte; seine Stimme klang heiter, sein Aussehen war fast ein frohes zu nennen.

Anna stand still, als mißtraue sie ihren eigenen Augen; ein Strom von Gefühlen durchfluthete sie, aber ein einziger Gedanke blieb übermächtig: „O, nur Ruhe, nur Fassung in diesem einen Augenblick.“ Der feuchten Lider ungeachtet, zwang sie den Blick, zu ihm aufzuschauen, zwang die Hand, sich ihm entgegen zu strecken wie immer; sie zwang sich zur Rede, wenn die Stimme auch zitternd und unsicher klang. „Ah, Graf Rotteck,“ sagte sie, „ich hatte Sie heute nicht erwartet. Aber ich weiß, warum Sie kommen: Herr Mühler wird Ihnen geschrieben haben wegen des vermißten Papierses. Es ist sehr freundlich, daß Sie kommen.“ Sie sprach mit eigenthümlicher Hast.

Seine Hand aber hielt die ihre fest; forschend sah er sie an. „Ich kam nicht wegen der Papiere,“ sagte er ernst und langsam, „und ich bringe das Vermißte auch nicht — — ich komme in einer andern Angelegenheit . . . . wo ich an Ihr Urtheil appellire, wo von Ihrer Freisprechung mir alles abhängt.“

Verstand sie ihn nicht, daß sie so stumm und regungslos blieb?

„Habe ich Sie so erschreckt?“ Mit bewegter Stimme setzte er das hinzu.

In Anna's Gedanken wogte es wild. Hatte er ihre Gefühle errathen, wollte er sie gewissermaßen um Verzeihung bitten, sich entschuldigen wegen seiner Handlungsweise? Anna's Kopf hob sich höher und stolzer bei dem Gedanken; um ihre Lippen zuckte es fast höhniſch. „Ich wüßte nicht, wozu eine Freisprechung — die kleine Verzögerung hat noch nicht

geschadet, durchaus keinen Einfluß gehabt. Das Vergessen war in diesem Augenblicke Ihrerseits mehr wie gerechtfertigt.“

„Anna, Sie wollen mich nicht verstehen,“ rief Rotteck jetzt, als er ihren kalten Blick sah. „Und doch habe ich auf Ihr Verständniß gerechnet. Sie sind das einzige Weib, dem ich ein solches Geständniß machen würde, das ich für stark und edel genug halte, auch dann noch entscheiden zu können . . . . Anna, im Namen unser Freundschaft, wollen Sie mich hören?“ Er trat einen Schritt näher, als sie eine Bewegung machte.

Aber im selben Augenblicke wich Anna todtenbleich zurück, als seien diese letzten Worte ihr zu viel gewesen. „Nicht so, nicht so!“ rief sie, und streckte die Hände wie abwehrend aus. „Ich will Ihre Freundschaft nicht, ich kann Ihre Freundin nicht sein — ich bin nicht stark und kalt, wie Sie meinen . . . . Ich habe doch auch ein Herz . . . . Warum sind Sie gekommen, mir meine Ruhe zu nehmen — sie war das Einzige, was ich hatte! Sagen Sie, was Sie sagen wollen, der Frau, die Sie lieben! — O, und nun werde ich so unglücklich sein!“ In übermächtiger Erregung strömte das über ihre Lippen; athemlos zitternd stand sie vor ihm da; fast feindlich blickten ihm die Augen entgegen. Dann plötzlich, als käme ihr die Besinnung wieder, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen. „Mein Gott, was habe ich gesagt!“ flüsterte sie athemlos.

Rotteck selbst blieb vor der Gewalt dieser Leidenschaft einen Augenblick gebannt — dann beugte er sich tiefer zu ihr nieder. „Anna,“ sagte er feierlich, „das Weib, das ich liebe, sind Sie . . . . Sie sind es,“ wiederholte er noch leiser.

Es war trotz alledem ein Wonneshauer, der Anna erbeben ließ, als sie seine Nähe empfand, den Arm, der sie jetzt zu umfassen strebte. Aber die Hände preßten sich nur fester vor ihr Antlitz. „O, sagen Sie nichts — sagen Sie nichts.“ Ihre Stimme klang seltsam rührend in ihrer Angst. „Ich werde glauben, was Sie sagen, ich werde so unverständlich sein, so unvernünftig — und ich weiß doch, daß es nichts ist — nichts, gar nichts.“

„Eine harte Anklage liegt in Ihren Worten,“ sagte er, den Kopf erhebend; „aber eine verdiente. Gott sei Dank, daß Sie selbst es sagen: Sie haben ein thörichtes, unvernünftiges Herz. Da wird es vielleicht unverständlich genug sein, mir zu verzeihen, unvernünftig genug, noch ein Mal mild zu sein, noch ein Mal mir zu glauben! . . . . Anna, ich liebe nur Sie, suche nur Sie, wenn Sie noch ein Mal mir vertrauen können.“

„Nimmer, nimmer,“ entgegnete Anna. „Ich weiß, man kann mich nicht lieben, — es war nicht Ihre Schuld. Nur Mitleid läßt Sie jetzt das alles sagen. Lassen Sie mich; ich will kein Mitleid, — ich brauche keine Liebe!“ setzte sie noch heftiger hinzu, und mit einer raschen Bewegung war sie der Thüre nahe.

Ehe sie dieselbe jedoch öffnen konnte, lag seine Hand schon auf der Klinke. „Ich sehe, ich darf auf das thörichte Herz allein nicht rechnen,“ sagte er fast traurig. „Ich muß doch an den Kopf mit appelliren. Anna, entsinnen Sie sich eines Urtheils über mich, als Sie mir noch unbefangen gegenüber standen? Ich dünkte mehr an mein eigenes als an Anderer

Glück, sagten Sie. Es war wahr. Glauben Sie aber, der Mensch wechselt so leicht, ändere sein ganzes Wesen so bald? Nein, wahrlich, ich bin so noch heute. Und auch Ihr anderes Wort kann in Erfüllung gehen, daß man dann am leichtesten des Glückes ganz verlustig wird. Weiß Gott, ob ich um meines Zagens und Schwankens willen, meiner eigenen Unklarheit zur Strafe, nicht unwiderruflich es verscherzt habe. Aber eines glauben Sie mir: dann wirbt man nicht aus Mitleid mit dem Gefühle Anderer, sondern das eigene zwingt dann herrlich dazu.“

Er sah auf sie nieder, wie sie ihm jetzt gegenüber stand, mit Purpurgluth das Gesicht bedeckt, das Auge bald scheu niedergeschlagen, bald trotzig ihn anblickend, ein Ausdruck von Entschlossenheit in Haltung und Stellung, als harre sie nur des Augenblickes, sich ganz von ihm abzuwenden.

„Wir haben uns,“ sagte er leise beschwichtigend, „unsere Erklärung ungestümer, unklarer gemacht, als man uns ruhigen, vernünftigen Menschen zutrauen würde. Kommen Sie, setzen Sie sich! Es ist lang, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich flehe Sie an, hören Sie mich noch ein Mal und dann urtheilen Sie, — dann wenden Sie sich ab, wenn Sie nicht anders können.“

Sagte etwas in ihrem Innern, daß er ein Recht habe, wenigstens gehört zu werden? Stumm lehnte sie an dem Sessel, den er ihr hinschob, den Arm darauf gestützt, die Stirne in der Hand ruhend, daß ihr Blick fast verdeckt war.

Unruhig schritt Rottkeß ein Mal auf und nieder, dann blieb er vor Anna stehen.

„Sie wissen, warum ich diesen Winter hierher kam,“ begann er. „Sie wissen, welche Absicht ich hatte. Leidenschaftslos wollte ich prüfen, wem ich das Glück meines Lebens anvertrauen könne. Diese leidenschaftslose Prüfung war das Zugeständniß, das ich meiner Liebe zur Unabhängigkeit machte, die bei mir bisher noch jede Neigung überwogen hatte. Ich kam und fand Hedwig Reusch. Anna, ich will es gestehen: so, gerade so hatte ich mir die Gefährtin an meiner Seite geträumt. Bewundert, beneidet, umworben hatte ich sie mir vorgestellt. An ein glänzendes Loos gewöhnt, hatte ich auch mit diesem Glanz umgeben, mit aller äußern Schönheit geschmückt mir stets die gedacht, auf die meine Wahl fallen könne. Hedwig's festes, spielendes Wesen war mir ein Reiz mehr. Sie wissen, ich fürchtete das Wort originell nicht. Ich wollte mich in den Gedanken hinein leben, daß sie mich fessele; es war so beruhigend, endlich einen Entschluß als naheliegend zu betrachten. Und doch, warum kam das entscheidende Wort nicht über meine Lippen? Neben sie, Anna, war eine Andere getreten, die in nichts den Vorstellungen entsprach, die ich mir gemacht hatte, die aber von der ersten Stunde unserer Bekanntschaft an mir stets ein neues Räthsel bot. Anna, Sie glauben nicht, wie die Gegensätze in Ihnen mich gequält haben. Meinen Verkehr mit Ihnen nannte ich Freundschaft, mein Nachdenken über Sie schien mir die Lösung einer psychologischen Frage. Diese ruhige, innere Abgeschlossenheit, die jeder Einwirkung fremd schien, ließ mich nicht ruhen. Zuletzt kam ein fast dämonischer Wunsch über mich, ein Mal das Gleichgewicht gestört zu sehen. Als ich

an jenem Abende mich Ihnen so gewaltsam aufdrängte, was anders zwang mich dazu, als daß ich wähnte, ein Anderer habe die Saite zu rühren verstanden, die mir versagte. Da las ich plötzlich in Ihren Blicken, was ich nicht geahnt, was ich bei Ihnen für unmöglich gehalten! Uebermals erschloß sich mir etwas Neues in Ihnen, was mich erst beseligte . . . . und dann, Anna, . . . . und das ist mein Geständniß“ — er stockte, und jedes Wort schien sich mühsam loszuringen — „und dann zurückschreckte.“

Ein leichter Schauer durchflog ihre Glieder; aber zum ersten Male sah sie wieder zu ihm auf.

„Ja, zurückschreckte,“ wiederholte er. „Ich glaubte damals mit jenem andern Entschlusse mich abgefunden zu haben; ich sah die Augen der Welt auf mich gerichtet, ich wußte, welche Erwartungen ich erregt hatte — und in dem Lichte hatte ich Ihrer, Anna, noch nicht gedacht!! Man macht sich von lang gehegten Vorstellungen nicht auf ein Mal los; das Ideal, welches ich mir erträumt hatte, war das der schönen, glänzenden Frau, des bezaubernden Wesens, das von der Welt angestaunt wird, einer übersprudelnden Jugend, deren Wesen noch wie weiches Wachs sich formen läßt. Dem trat Ihr Bild gegenüber, und Ihre Selbständigkeit kam mir erschreckend vor. Zwei so feste Charaktere, wie wir, konnten die anders als höchstens in Freundschaft neben einander bestehen? Hatten Sie nicht selbst gesagt, ich bedürfe nur einer Blume. Ich spiegelte mir vor, was ich in Ihren Augen gelesen, sei nur ein Moment der Erregung gewesen. Ich rief mir zurück, was Sie noch kurz zuvor mir gerathen hatten. Ich wieder=

holte mir, wie klar sehend Sie seien, wie großartig und kräftig Ihr Geist, wie wenig solchen Regungen zugänglich.“

„Als ob man dann nicht auch um so kräftiger liebe!“ schaltete sie, fast unwillkürlich, plötzlich ein.

„Thut man das?“ rief er. „Gott Dank für dieses Wort! . . . . In der Stimmung, in der ich war, konnte ich keiner von Beiden nahen. Ich war von einem Gefühl der Ungeduld, des Zwiespaltes ergriffen, das mir nur den einen Wunsch nach meiner alten Unbekümmertheit und Freiheit ließ. Ich floh aus der Stadt, meine Gefühle zu beschwichtigen. Ich ging auf unser Gut; die Einsamkeit sollte mir wohl thun — aber die Einsamkeit, die mir sonst wohl gethan, hieß nur noch Leere und Dede.“

„Fort wollte ich nun, wieder in die Welt hinaus, um das alles abzuschütteln und im Wechsel zu vergessen. Aber ich hörte eine kleine Gestalt neben mir sagen: »Im Festwurzeln liegt der dauernde Reiz — der des Wechsels stumpft ab« — und ich fühlte, daß sie Recht hatte; denn mit tausend Banden hielt es mich hier.“

„Von meiner Mutter erhielt ich indeß Brief auf Brief: ich möchte meinem Vorhaben nicht untreu werden. Ihre Sorge um mein Glück rührte mich, doch eingreifender als ihre besten Rathschläge klangen die Worte mir im Ohr: ich solle zugreifen, das Glück mir erringen, das seit Paradieseszeiten das Herz des Mannes beruhige.“

„Ah!“ stieß Anna tief erglühend hervor, und tiefer sank ihr Haupt.

Zwei Novellen.

„Entsinnen Sie sich, daß Sie es gesagt? Was zögerte ich auch, den Schritt zu thun — den Tausende so beruhigt, so gleichmüthig thun. Anna — noch am selben Tage war ich in Schlandern; ich wollte doch prüfen, wo mein Herz gefesselt sei.

„Schöner, liebreizender als je trat Hedwig mir entgegen — und ihre Schönheit hatte dennoch allen Eindruck auf mich verloren. Sie war neckisch in ihrem Wesen, kühn, naiv in ihren Einfällen. Und doch — was war das mir jetzt? Das Spiel eines Kindes, das nichts Kindliches mehr hat, die Launen eines schönen Weibes, das alles wagen zu können glaubt, weil alles ihm kleidet. Mich ermüdete das nur; vielleicht weil das mir in der Welt alles schon piquanter begegnet war. Sie liebte das Ungewöhnliche, sie suchte danach — und da trat vor mich das Bild einer Andern, Anna, die nichts sein wollte, als ein einfaches, schlichtes Weib, die selbst die reichen Anlagen ihres Geistes haßte, weil diese sie aus der rechten Sphäre zu drängen schienen; die gewöhnlich sein wollte und bei welcher überall der ureigene Reichthum hervorbrach. Da erkannte ich, daß nicht der piquante Wechsel des Augenblicks, den ich hätte zu beherrschen oder mich ihm unterzuordnen gehabt, mich fesseln könne, sondern daß ich Sehnsucht danach trug, Jemand fest und sicher neben mir stehen zu sehen, in Wahrheit eine Gefährtin des Lebens. War sie nicht eine zauberisch reizende Blume, so doch ein Kleinod, wie ich mir der Frauen Werth gedacht, ein Kleinod von herrlicher Hoheit, dessen innerster Strahl mir geleuchtet . . . . Anna, nach dem Blick, den ich dir so widerstrebend entlockt, genügte mir auch

nicht mehr eine huldvolle Zusage, die der besten Partie galt; ich verließ Schlandern, und jetzt bin ich hier! Glaubst du noch, daß es Mitleid sei, was mich zu dir gezwungen?" Seine Stimme zitterte in mächtiger Erregung, als er dies Mal fragte. „Ich habe dir alles gesagt, nichts beschönigt, nicht ein Mal meinen kalten Egoismus, der nur an das eigene Glück dachte.“

„O, du liebst nur meinen Geist,“ rief sie klagend; „das ist nicht das Rechte.“

Dem Ernste des Augenblicks zum Troß, spielte jetzt ein Lächeln um seine Lippen. „Wahrlich, du bist Eva's echte Tochter, die alles ergründen muß! Kind, wer weiß, ob ich das gescheidte Köpfchen so zu würdigen wüßte, wäre es nicht von so herrlicher brauner Fluth umflossen — ob die Gedanken mich so entzückt hätten, wenn sie aus weniger dunkeln und tiefen Augen geleuchtet. . . . Laß dir beichten, wie es war, da ich zuerst dich sah. Sieh', hier in dies selbe Zimmer trat ich eines Abends ein, hastig und mißvergnügt über den mir aufgebürdeten Besuch, — ungeduldig, weil ich keine Anmeldung möglich sah. Mit etwas Ueberraschendem sollte unsere Bekanntschaft beginnen. Dort am Tische sah ich zu meinem Staunen eine junge Dame sitzen — auf das eifrigste, wie es schien, in einen Wust von Acten und Papieren begraben, in eigenthümlichem Contrast zu der duftigen Ball-Toilette, die ihrer zu harren schien. Troß der späten Stunde war ihr Köpfchen noch nicht in die Hände des Friseurs gerathen; denn die Fülle, welche diese Flechten bargen, floß frei und aufgelöst herab, so daß die Spitzen fast die Erde berührten.

So etwas hätte ich wohl nie gesehen, wäre der Zufall mir nicht günstig gewesen, und der seltene Anblick fesselte mich noch mehr, als der wohl noch seltener, eine junge Dame so kurze Zeit vor dem Balle, vor ihrem ersten Auftreten in der Stadt, an so ernster Beschäftigung zu finden. Das Bild ist mir nie entschwunden. Wer weiß zu sagen, wann der elektrische Funke der Liebe sich entzündet, was ein Augenblick bewirken kann? Aber drei Mal glücklich, wenn der Funke seine Nahrung findet in der geistigen Uebereinstimmung, die wir Freundschaft nennen, und so zur dauernden Flamme wird, die ein Leben hindurch leuchten und wärmen kann! Ich wähnte, dein Freund zu sein und war schon der Liebende. Aber ist das nicht die größte Liebe, die unbewußt, fast wider unsern Willen in uns aufwächst? Anna, auch du wäntest, du brauchtest die Liebe nicht — ist der Strahl auf immer erloschen, den ich ein Mal in deinen Augen aufleuchten sah?"

Noch immer stand sie vor ihm, das Haupt gebeugt, die Augen gesenkt, die Hände wie in innerer Bewegung fest gefaßt.

„Bedarfst du der Liebe wirklich nicht?“ fragte er noch ein Mal, und tief traurig klang seine Stimme.

Da hob sie den Blick — er war wohl Antwort genug auf seine Frage; denn im selben Augenblick hatten seine Arme sie umfangen und dies Mal wich sie nicht zurück.

„So lange habe ich werben müssen?“ flüsterte er endlich zärtlich, die üppigen Flechten streichelnd. „So lange, bis der Bergquell sich wirklich einfangen ließ? Vergibst du mir jetzt, wenn ich dir sage, daß es gerade deine Geistesgaben waren, die mich fesselten?“

„O mein Gott,“ sagte Anna, „und gestern noch haderte ich darob. Aber, Alfred, wird dich meine Herbeheit nicht oft zurückschrecken? — Dein gepriesener Quell birgt wirklich manchen rauhen Stein.“

„Er ist so klar, daß man die Steine früher erkennt, als seinen innern Werth. Aber fürchtest du dich nicht vor dem Egoisten, der nur an sein eigenes Glück dachte? Doch das Ich geht jetzt ja auf in Du. Eins nur ist mir klar: wärst du dieser geistigen Anlagen dir bewußt gewesen, dann wäre ihre Schönheit geschwunden, dann wäre jenes Zerrbild daraus geworden, das so abstoßend wirkt bei der Frau. Doch jetzt bist du wohl ausgehöhnt damit?“

„Weil ich dir gerade so gefalle, wie ich bin,“ sagte sie einfach.

Er hob das Antlitz, das sich immer wieder zu verbergen suchte, zärtlich empor.

Verklärend lag das Glück darüber ausgebreitet, in rührender Weichheit und in strahlender Gluth zugleich. Sah er in diesen Zügen mehr Reiz, als er jemals geahnt, daß sein Blick jetzt so feyerig darauf ruhte? Ihr Mund flüsterte etwas von „unglaublich und unmöglich“; aber der seine verschloß ihn in einer Art, die längst nicht mehr originell, aber sehr ursprünglich ist.

Doch die Zeit verrinnt unvermerkt im Glück wie im Schmerz!

Der alte Mühler hatte sich für sehr zeitig angesagt; aber an dem Morgen schien alle Welt sich verschworen zu haben, ihn aufzuhalten. Verzweifeln war er durch seinen grauen

Haarbusch gefahren, als die Uhren der Stadt gar schon Mittag riefen. In bissigster Laune hatte er seine letzten Klienten abgefertigt, und mit den hastigsten Schritten war er durch die Straßen geeilt.

Allem Anschein nach kam er jedoch noch zu früh — so erschrafen die Zwei, als seine schweren Schritte plötzlich im Vorjaale erschallten und sie seine Frage nach Fräulein von Kilmenau hörten.

Gut, daß der Paletot des alten Herrn stets nur mit einiger Schwierigkeit sich von seinem breiten Rücken entfernen ließ, so daß die Beiden Zeit hatten, zu den vernachlässigten Papieren zurückzukehren. Als er endlich eintrat, beugte sich Anna wenigstens so tief darüber, als habe sie kaum Zeit zu einem Gruß.

Aber mitten in seiner Entschuldigung wegen seiner Verspätung blieb der alte Herr stecken, als er Graf Rottedek vor sich sah. „Was Tausend! also doch richtig gekommen?“ rief er erstaunt.

„Und das Papier mitgebracht? Haben mir unnütze Arbeit genug gemacht! . . . Warum antworteten Sie nicht? — oder muß man Nachsicht haben? Habe so ein Glöcklein läuten hören, he!“

„Das Unglücks-Papier habe ich zwar immer noch nicht, alter Freund,“ lachte Rottedek; „aber eine andere Nachricht ja, die habe ich, die Sie auch freuen wird.“

„Das Papier noch nicht da? Ei da wollt ich denn doch . . . Aber das andere ist also wahr — dann darf man freilich nicht mit Ihnen rechten. Ja, sieh' mal! das alte Fräulein

hat mir gestern schon so etwas davon zugespüstert, als sie mir auf der Promenade begegnete. Hab's wahrlich nicht glauben wollen. Aber heute Morgen machte hier das gnädige Fräulein mir auch so eine Andeutung — da kann man also wirklich endlich gratuliren, Herr Graf!" Er streckte ihm die Hand entgegen.

„Was für eine Andeutung — was ist Ihnen gestern schon gesagt worden?“ unterbrach ihn Rotteck erstaunt, die dargereichte Hand kaum beachtend.

„Na, die Nachricht von Ihrer Verlobung mit Comtesse Reusch,“ plakte der Alte heraus. „Meinen Sie, so etwas bliebe Fräulein Ellinor verborgen? . . . . Doch nicht wieder falsch?“ setzte er hinzu, als er den befremdeten Ausdruck in Alfred's Zügen bemerkte.

„Ja, Fräulein Ellinor war gestern auch bei Mama und theilte uns die Nachricht mit,“ sagte Anna, noch immer mit abgewandtem Gesicht in die Papiere vertieft.

„Gewiß,“ bestätigte der Rechtsanwalt; „sie surrte in der ganzen Stadt damit herum wie 'ne große Brummfliege. Sie war gerade bei Ihrer Frau Mutter gewesen, als Ihr Brief dort ankam — und die sieht durch zehn Couverts.“

„Und galten dieser Nachricht die feuchten Augen, die ich fand? war um dieses Mißverständnisses willen der Kampf so heiß?“ frug Alfred leise, sich zu Anna niederbeugend.

Anna sah lächelnd zu ihm auf.

„Nun verstehe ich alles,“ sagte Alfred und faßte ihre Hand.

„Fräulein Ellinor's Nachricht war aber dennoch falsch,“ wandte er sich wieder zu dem Rechtsanwalt, der ganz verwirrt

drein sah, „und es freut mich doch, daß etwas ihren scharfen Augen verborgen blieb; da Sie aber ein Mal gratuliren wollen, alter Freund, so gratuliren Sie nur munter weiter, aber Zweien anstatt Einem!“ Alfred schlang den Arm um Anna und zog sie an sich heran.

Mühler öffnete seine kleinen Augen so weit als möglich vor Staunen. „Oh! so ein alter, kurzsichtiger Esel, wie ich bin! Das nicht einmal gemerkt zu haben!“ brach er endlich los. „Hätte es mir denken können, daß etwas dabei sein müßte, wenn ein Herr wie Sie so constant bei den Acten bleibt. . . . Herr Graf, da gratulire ich Ihnen von ganzem Herzen, — das ist der erste geschickte Streich, den Sie machen.“ Jetzt streckte er dem jungen Paar beide Hände entgegen.

„Den wir machen, denken Sie doch hoffentlich,“ entgegnete Rottkeß lachend, diesmal die dargebotene Hand kräftig schüttelnd.

„Nein, den Sie machen,“ betonte der Alte hartnäckig in seiner rauhen Weise. „Ob es von der jungen Dame da recht geschickt ist, das weiß ich wahrhaftig noch nicht. Hatte Besseres von ihr erwartet. Verlieben und Verloben können sich alle Andern auch. Zu Duzenden laufen die jungen Damen in der Welt herum, für die es ein wahrer Segen wäre. Aber bei ihr ist's Jammer und Schade, — die wüßte das Leben allein anzupacken; die könnte allein fertig werden, sage ich Ihnen, — ganz allein.“

„Mit dem Herzen aber nicht,“ meinte Anna lächelnd und sich zärtlich an Alfred schmiegend. „Und daß es auch mit dem Kopfe nicht gut ging, haben sie Beide mir oft genug bewiesen in dieser Zeit.“

„Na, mir alten Gesellen allein würden Sie den Beweis nicht geglaubt haben. Aber wenn's denn 'mal so ist — mir ist's recht. Nun werden wir den Herrn Grafen wenigstens hier fest halten; nun wird er so seßhaft werden, wie er immer plaidirte, daß sein Stand es sein müsse, ohne es selbst zu befolgen.“

„Haben Sie in dieser jungen Dame das Hausmütterchen so vorwiegend gefunden, daß Sie diesen kühnen Schluß ziehen?“ gab Alfred neckend ihm zurück. „Anna, er hat dich gerade nicht originell gefunden.“

„So, meinen Sie das? Keine gute Logik in dem Schlusse. Dem richtigen Hausmütterchen wären Sie in den ersten drei Tagen entlaufen. Aber jetzt haben Sie das Neue nicht mehr in der Ferne zu suchen; das steckt in Ihrer Frau, ohne daß sie selbst es weiß. Sie macht Ihnen das Leben frischer und reicher, als alle Abwechslung der Welt es könnte. Ich habe sie kennen gelernt in dieser Zeit.“

„Du hörst, was man von dir glaubt,“ sagte Alfred, stolz auf sie niederblickend; „ich dachte also kaum hoch genug von dir. Mich, als beste Partie des Landes, will er gar nicht zur Geltung kommen lassen. Ich sehe, ich muß mich an Fräulein Ellinor halten.“

„Die, ha die! Gestern schon war die mit Verlobung, Hochzeit u. s. w. fertig! Wird für sie und einige Andere eine nette Ueberraschung sein!“ brummte der Alte, vergnügt sich die Hände reibend.

„Die arme Hedwig,“ sagte Anna. „Nun wird sie vielleicht traurig sein.“

„Tröste dich, Schatz,“ lachte Rotteck. „Mehr konnte sie von ihrem ersten Winter unmöglich erwarten: der besten Partie — ja, Mühler, das lasse ich mir nicht nehmen — einen Korb gegeben! Denn anders wird kein Mensch meine schleunige Abreise von Schlandern deuten. Zum Troste wird die Familie selbst es glauben, und wir wollen sie glauben lassen. Außerdem sieht Hedwig einen Prinzen zu ihren Füßen; und da der arme Kerl wirklich rasend in sie verliebt war und nur meinetwegen sich zurückzog, ist nicht zu sagen, was noch kommen kann. Fräulein Ellinor aber möchte ich doch eine Strafe zukommen lassen für all' den Kummer, den sie dir angethan hat mit ihrem Geschwätz. Der Brief an meine Mutter enthielt nur die Nachricht, daß ich heute kommen würde, ihr alles mündlich mitzutheilen, und daß ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen solle. Ich war ihr den Trost schuldig für die lange Spannung, in der ich sie gehalten. Alles Uebrige war Zusatz aus Fräulein Ellinor's Phantasie.“

„Aber deine Mutter, wird sie nicht allzu sehr enttäuscht sein?“ fragte Anna schüchtern.

„Sie wünschte nur mein Glück,“ versicherte Alfred. „Wer es meinem Herzen bringt, ist ihr tausendfach willkommen.“

„Aber laß Fräulein Ellinor in Ruhe,“ bat Anna. „Auch der-Schmerz hatte sein Gutes.“

„Schicken Sie dem Fräulein Ihre Verlobungsanzeige zu allerlezt; lassen Sie alle Andern es eher wissen und es ihr erzählen — das ist ihr die härteste Strafe,“ scherzte Mühler. „Ihr ganzes Renommée — nicht allein alles vorher zu wissen, sondern auch es vorherzusehen — ist dann nach ihrem

gestrigen Triumphe auf ein Mal gescheitert! . . . Ich glaub', sie verwindet's ihr Lebtag nicht," setzte er ganz vergnügt hinzu. „Aber hören Sie, ein halb Stündchen hätte ich noch Zeit," unterbrach er sich plötzlich; „da könnten wir eben unsere Angelegenheit erledigen." Er rückte sich die Brille zurecht.

„Seht?" rief Anna ganz erschrocken. „Und Mama weiß noch nicht einmal davon. Und Richard, was wird er sagen?"

„Oh, werden keine Einwendung machen," brummte der Alte ungenirt. „Zwanzig Minuten früher oder später ist auch eins. Hören Sie ein Mal unsere Gegenbeweise hier an. Ihr Gegner wird gehörig abgefertigt. Alles steht ganz trefflich." Mit unendlichem Wohlbehagen breitete er die Acten aus.

Alfred sah den Ausdruck komischer Verzweiflung in Anna's Augen. „Nein, alter Kunde" sagte er heiter; „so geht's denn doch nicht. Glauben Sie wirklich, wir hätten jetzt Aug' und Ohr für Ihre Juristerei?"

„Ja, die kann's," sagte der Alte, wohlgefällig Anna zunickehend; „die kann's, die hat den Kopf immer oben."

„Nein, die kann's auch nicht," widersprach Anna lächelnd. „Die kann's wirklich nicht. Aber glauben Sie nicht," fuhr sie mit vollem Ernste fort, die Hand auf den Actenstoß legend, „glauben Sie nicht, daß ich gleichgültig dagegen geworden, daß die Sache mir weniger am Herzen liege. Gott weiß, wie dankbar ich dafür bin, daß auch dies sich zum Guten gewandt. Nie werde ich vergessen, daß wir Ihrem Geschick und Scharfblick die günstige Lösung verdanken, — ja, daß durch Sie sogar . . . wir zuerst uns fanden," schloß sie lächelnd. „Aber das neue Glück spricht zu laut, als daß ich

vernünftig denken könnte," fuhr sie nach einer Pause fort. „Ich glaube, heute wäre ich die schlechteste Klientin, die Sie jemals gehabt; und ich möchte doch nicht in Ihren Augen so sinken.“

„Also regulair verliebt, accurat wie alle Andern!“ sprach er gravitatisch, den rauhen Bart mit einer gewissen Ehrfurcht auf die dargereichte Hand pressend.

„Ja, in allem, was des Weibes Schönstes, des Weibes Herz ausmacht,“ sagte Alfred, zärtlich seine Braut in die Arme schließend.



Aus fernen Länden.

---

Das ist ein Buch

I.

Die Bäume grüntem dort anders, die Blumen blühtem dort anders, anders schien dort die Sonne, anders fiel dort der Regen; selbst Tag und Nacht stimmten nicht mehr mit den unsern überein. Aber eines war auch dort wie überall sich gleich: das menschliche Herz in seiner Kraft und in seiner Schwäche, in seinem Glück und in seinem Leid.

„Kennt ihr das Land, wo die Citronen blühen?“ sang einst der Dichter. Doch ich sage: Kennt ihr das Land, wo der Cactus blüht, wo er das heimische Gewächs, das heimische Symbol ist, — der sonderbar ausschauende Gesell mit seinen steifen, bizarren Formen, seiner rauhen, stacheligen Außenseite und seiner so zauberhaften Blüthe, die leuchtend und glühend, gleich einer Märchen-Erscheinung aus der starren Hülle hervorbricht? Es muß fremder Boden sein, der eine Pflanze zeugt, so verschieden von unsern Pflanzen und Blättern; und die Sonne muß anders glühen, die solche Farbengluth weckt. Fern und fremd ist uns das Land auch, wo der Cactus seine Heimath hat. Das weite Weltmeer bis zum fernsten Westen müssen wir durchschiffen, und sieben Stunden hat die Tageszeit schon geändert, wenn wir dorthin gelangen.

Die altersgraue Sage Mexico's erzählt, daß ein Volk auf seiner Wanderung die Weisung erhielt, dort sich niederzulassen,

wo es einen Adler mit einer Schlange auf einer Nopal-Pflanze — wie man dort den Cactus nennt — sitzend finden würde. In Folge dessen ward die Nopal-Pflanze mit dem Adler darauf, der die Schlange hält, Mexico's Symbol, das es bis jetzt noch im Wappen führt. Fürwahr ist es auch kein übeles Symbol für dieses Land, das dieser Pflanze gleich eben so bizarr in seinen Formen, so reich an Dornen und von so zauberhafter Blüthe ist. Der Geist des Volkes hat dabei viel von der Schwungkraft des Adlers, der aber leider immer noch nicht die ringelnde Schlange besiegt hat: den Geist des Unfriedens und der Zersekung, dessen Gift-hauch seit fast einem Jahrhundert vernichtend über diese schönen Gefilde zieht, ihren Reichthum zerstört und ihren Zauber zu nichte macht.

Läßt die Sonne zu glühend dort das Blut in den Adern kochen, daß es den Leuten so schwer dünkt, sich fester Ordnung zu fügen? Wirft die Natur ihnen ihre Gaben zu leicht in den Schooß? Fehlt dort der Ballast der Arbeit, der den Menschen in Schranken hält? Oder sind die Elemente, die dieses Volk bilden, zu bunt gemischt, als daß es sich zu einer Einheit verschmelzen könnte? Versuchte es zu früh, selbständig zu sein, und beutet ein berechnender Nachbar nun schlau dessen Schwächen aus, um seinen Nutzen daraus zu ziehen?

Uns gemessenen Deutschen vor Allen ist dies schwankende Wesen, dies Spiel mit der Herrschergewalt am wenigsten verständlich. Wir vergessen dabei vielleicht allzu sehr, daß auch unser Land seine Zeiten blutiger, verworrener Uebergänge gehabt hat. Doch seitdem selbst deutsches Blut den Boden

dort düngte und ein deutscher Kaisersproß seinen allzu kühnen, aber hochherzigen Plan mit dem Leben zahlte, wenden wir fast mit Widerwillen den Blick von jenem Lande ab.

Und doch birgt dieses Land so viele Reize, doch lebt in dem mexicanischen Volke so manche edele Eigenschaft, so manches lebenswürdige Element, das uns mehr anheimelt als der nüchtern berechnende Sinn seiner praktischen Yankee-Nachbarn. In Mexico weht ein idealer Hauch, der noch nicht dem fiebernden Golddurst oder dem kalten Egoismus erlag, wie in Nord-america. Es herrscht daselbst ein reger Sinn für alles Höhere, ein warmer Glaube, und, von ihm beschützt, ein Familienleben von echter Zucht und Sitte, doch ohne beengenden Zwang, die manch' schönen patriarchalischen Zug aufzuweisen hat. Die Ordnung, die das öffentliche Leben vermessen läßt, weiß der Mexicaner in seinem Hause streng aufrecht zu erhalten. Ein großer Theil der männlichen Bevölkerung zeigt ein reges geistiges Interesse, und Alle zeichnet eine lebenswürdige Gastfreiheit aus, eine zuvorkommende Höflichkeit, wie kaum ein anderes Land sie aufzuweisen hat. Deshalb lebt es sich behaglich in den schönen Städten Mexico's, die mit ihren freien Plätzen, imposanten Bauten und grünen Almeden viel von der altspanischen Größe bewahrt haben. Behaglich auch ist es auf den blühenden Hacienden, weil jene Großartigkeit noch waltet, die sich da entwickelt, wo der Mensch den Menschen noch nicht beengt, wo Niemand zu kargen braucht, weil die Natur mit vollen Händen gibt. Sobald der grimme Aufruhr schweigt, der Sturm nur eben vorübergezogen ist, regt sich aller Orten das leichtlebige Volk mit

jener unerschöpflichen Heiterkeit, jenem frohen Genußsinn, den die leuchtende Sonne dem Menschen in's Herz zu gießen vermag, — freilich auch im Bunde mit jener Leidenschaft, die sie mit ihrem Feuer zugleich in des Menschen Brust legt.

Nicht von des Landes tragischen Geschichten sollen diese Blätter erzählen: eine kleine Geschichte nur aus dem Leben und Treiben in Mexico. Wenn wir den Menschen in seinen persönlichen Beziehungen betrachten, tritt er uns näher, als in der Gesamtheit eines Volkes.

In den Spätsommer=Monaten, die der Regenperiode folgen, entfalten die mittlern Hochlande ihre üppigste Frische; wunderbar reich erscheint dann dieser Strich Landes, der den Zauber und die Fruchtbarkeit zweier Zonen vereint. Die schroffen Formationen der Gebirgshöhen dienen als Folie für die Anmuth und Lieblichkeit der Thäler. Während die Sonnengluth Banane und Zuckerrohr gedeihen läßt, mildert die frische Bergluft die dumpfe Hitze und hält die bösen Miasmen der Niederungen zurück. Ueber die Hügel hin ziehen sich üppige Eichenwälder mit ihren laubgrünen Kronen; anmuthige stille Seen schlafen zu ihren Füßen, und während der braune Indianer die Vanille baut, schießt in nicht gar weiter Entfernung der Weizen zu riesengroßen Halmen auf. Jene Estadas oder Provinzen sind daher auch die belebtesten des Reiches; sie zählen die blühendsten Hacienden, die meisten Ranchos, die volkreichsten Städte, denen nur die Wege und Verkehrsmittel fehlen, um zu größerem Aufschwung zu gelangen. Die ungenügenden Straßen sind ja überhaupt der wunde

Punkt dieses Landes, kaum für die primitivsten Fahrverhältnisse geeignet, oft nur für Reiter und Saumthiere zugänglich.

Ein Reiter auch war es, der eben jetzt des Weges kam und sich der Stadt näherte, welche die Hauptstadt der dortigen Provinz war. Schon von fern konnte ein kundiges Auge in ihm den ländlichen Gutsbesitzer erkennen. Die weiten, reich mit Silberknöpfen besetzten hirschledernen Beinkleider, die Jacke aus gleichem Stoff, ebenfalls reich mit Knöpfen verziert, das lose Halstuch, der seidene Gürtel mit flatternden Enden, um die Schulter die buntfarbige Serape, eine Art Umschlagdecke, auf dem Kopfe den breitrandigen Sombrero, am Sattelknopf die blitzenden Waffen, zeigten, daß der Reiter ein Hacendado war. So ist der mexicanische Grundbesitzer gut ausgestattet für die weiten und wilden Wege, die er meist zurückzulegen hat; im Verein mit dem nicht weniger schmuckvoll aufgezäumten Pferde, gibt er stets ein malerisches Bild ab. Ein schmuckerer Bursche aber, als dieser Reiter, hatte wohl nie die kleidsame Tracht getragen, und die Sorgfalt, mit der er sie trug, verrieth, daß er sich dessen wohl bewußt war. Selbst im Sattel fiel die hohe, kräftige Gestalt auf, deren Ebenmaß doch die Geschmeidigkeit eines leichtern Baues nicht vermessen ließ. Als er jetzt beim Ave-Maria-Läuten, das von der Stadt her erklang, sein Haupt entblößte, zeigte sich ein Antlitz mit schönen, festen Zügen, das, in seltener Ausnahme vom landesüblichen Typus, von blonden Locken umgeben war und aus dem ein Paar so lichter, blauer Augen strahlten, daß man geneigt war, auf germanische Abkunft zu schließen. Die Augen sahen dabei so frei, so kühn und selbstbewußt in die Welt

hinein, daß man unwillkürlich den Besizer derselben darum beneidete. Lieblinge der Welt sind sie, die diesen Blick haben; unaufgefordert wendet sich ihnen Wohlwollen und Gunst zu. Meist sind es Menschen von frischer Thatkraft, heiterm Muth und körperlicher Gewandtheit, — Vorzüge, die stets am leichtesten die allgemeine Anerkennung finden und rückwirkend ein sorgloses Selbstgefühl erzeugen, welches ihnen wohlgenemthe Sicherheit verleiht. Der Blick trog auch hier nicht. Juan Perez, der Reiter, der durch die frische Morgenkühle so wohlgenemth daher kam, war sich bewußt, daß man in weiten Kreisen umsonst nach einem tüchtigern Schützen, einem kunstgerechtern Caballero und einem muthigern Stiersechter suchen könne. Zugleich aber konnte er von sich rühmen, daß wohl Keiner so viele Freunde zähle und überall so guter Aufnahme sicher sei, als er, obgleich er kaum mehr zu bieten hatte, als sein eigenes frisches, thatkräftiges Ich.

Der wohlklingende Titel Hacendado bedeutete bei ihm nur wenig mehr, seitdem die blutigen Kämpfe der letzten Jahre, die besonders seine Heimath verwüstet, sein väterliches Erbe fast ganz aufgezehrt hatten, so daß mancher Bauer größerer Einkünfte sich rühmen konnte als er. Seine stattlichen Gebäude waren so oft in wilden Kämpfen von Freund und Feind heimgesucht worden, daß sie wenig mehr als kahle Wände zeigten. Aber das drückte Juan Perez nicht. Er vertraute seiner Thatkraft und hielt sich überzeugt, er werde bald durch Fleiß und Ausdauer den Stand seiner Angelegenheiten wieder heben können; auch rechnete er auf die reiche Ertragsfähigkeit des Bodens, die jeden Schaden bald auszumerzen vermochte. Vielleicht auch hatte

er noch eine andere Hoffnung vor Augen, daß er so sorglos in das Leben blickte, obgleich er für mexicanische Verhältnisse mit sechsundzwanzig Jahren schon die erste Jugendzeit längst hinter sich hatte.

Mit dem heitersten Lächeln drückte er jetzt den Sombrero wieder auf's Haupt und spornte sein Kößlein zu einem so muntern Trab, als habe er die größte Eile. Obgleich kaum die sechste Morgenstunde geschlagen, brauchte er nicht zu fürchten, die Stadt noch in der Morgenruhe europäischer Städte zu finden. Man ist in Mexico stets sehr zeitig, in der Stadt wie auf dem Lande; der Tag springt dort ohne allmälige Entwicklung gleichsam ganz fertig in's Leben, im Gegensatz zu der spätern Wärme einen Schatz köstlicher Frische bietend. Das übt seine Rückwirkung auf die Menschen aus, und die verwöhnteste Sennora verschmäht nicht das zeitige Aufstehen. Jegliche Arbeit des Geistes wie des Körpers concentrirt sich auf die Morgenstunden; um so länger ist die Siesta, die später folgt. Auch jetzt war schon Leben und Bewegung in allen Straßen. Juan's Kößlein schien seinen Weg gut zu kennen, denn es hielt unaufgefordert vor einem ansehnlichen Hause in einer der Hauptstraßen still, welches allein noch fest verschlossene Jalousien zeigte. Durch helles Wiehern und heftiges Scharren mit dem Hufe gab es deutliche Zeichen seiner Anwesenheit, und bald ward eines der Fenster leicht geöffnet. Juan schaute hinauf und küßte grüßend den Sombrero, um dann, seinem Thiere die Sporen gebend, gleich weiter zu sprengen und sich eiger der kleinern Straßen zuzuwenden, wo er bald an einem kleinen Meson

hielt, welches seinen bescheidenen Ansprüchen angemessener schien, als das große Hôtel am Hauptplatz.

Von dem Nozo wurde er wie ein alter Bekannter empfangen; mit der ganzen Volubilität südlicher Zungen hieß der Diener ihn willkommen. Juan übergab ihm das Pferd zur Obhut, und spanischer Rüchternheit gemäß — darin jegliche germanische Abkunft verleugnend — gönnte er trotz des vierstündigen Rittes sich kaum Zeit zum flüchtigsten Imbiß. Bei dem neuen Wege, den er bald einschlug, suchte er abgelegene Straßen auf, die dem Ende der Stadt zuführten. Einige mächtige Gebäude ragten dort empor, deren Hauptfronte eine reich mit Kuppeln verzierte Kirche bildete.

Das Kloster della Santa Catarina war ein sehr bekanntes in Stadt und Umgegend, da die frommen Schwestern sich mit Erziehung junger Mädchen beschäftigten und der größte Theil der Sennoritas dort ihre Ausbildung empfangen hatte. Der abgelegenen Lage wegen war die Kirche von den Stadtleuten weniger besucht; doch einige der jungen Damen blieben der Kirche ihrer Erzieherinnen treu. So sah man auch jetzt manche jugendliche Gestalt, das Antlitz sittig in den Rebozzo gehüllt, vorüber schreiten.

Juan musterte sie scharf; denn die dichte faltige Umhüllung verräth kaum mehr als die Hauptumrisse. Doch schien keine der Schönen ein weiteres Interesse für ihn zu haben. Anstatt den Kirchgängern in das Gebäude zu folgen, stellte er sich an einer der Nebenporten auf, wo eine vorspringende Kapelle ein vor den Blicken der Nahenden geschütztes Plätzchen bot. Eine Weile harrete er dort geduldig; dann blickte er immer lebhafter um die

Ecke und die Straße entlang, und eine finstere Falte legte sich auf seine Stirne. Endlich näherte sich ein junges Mädchen und schlug gleich ihm den Weg zur Nebenpforte ein. Dabei wurde ihr Schritt immer zögernder, und scheu blickte sie um sich, als fürchte sie, bemerkt zu werden. Sie schien aber vollständig darauf gefaßt, den Platz nicht leer zu finden; denn sie erschraf kaum, als Juan jetzt aus seinem Versteck hervortrat und sie mit kräftigem Arm an sich zog.

Eine leichte Röthe stieg ihr zwar auf die Stirne und ihr: „O, Juan, hier am Gotteshaus!“ sollte wohl strafend klingen. Aber sie ließ ihre Hand in der seinen und litt es, daß er den Rebozzo kühn zurückwarf und ihr in das Antlitz schaute, dessen sanfte braune Augen halb scheu, halb freudig zu ihm aufblickten.

„Und warum nicht hier am Gotteshaus?“ gab der junge Mann fast trotzig zurück. „Seid Ihr nicht meine vor Gott und der Welt verlobte Braut, die mir immer nur schönöde vorenthalten wird? Ihr seid lange ausgeblieben, Salud; Ihr müßt keine große Eile haben, den Geliebten zu sehen, trotzdem er den weiten Weg für Euch kam. Warum liebet Ihr mich so lange warten?“

Noch lebhaftere Röthe goß sich über des Mädchens Gesicht. „Madonna (Mutter) hatte eine böse Nacht; sie wollte mich nicht fort lassen. Doch Carlotta war gut und bot sich an, an meiner Statt bei ihr zu bleiben. Laßt Euer Pferd lieber nicht mehr so laut sein,“ setzte sie noch zaghafter hinzu, „es weckte die Mutter aus dem Schlafe auf.“

„Ah so — per dios!“ brach der junge Mann heftig los. „Da weckte es wohl auch ihre böse Laune, die uns keine frohe

Minute gönnt? Wahrlich, Salud, ich habe keine Geduld mehr mit Euerer Mutter, die seit zwei Jahren nur Hindernisse zu ersinnen weiß, unser Glück zu verzögern! Wir werden nach andern Mitteln suchen müssen, ihren Starrsinn zu brechen. Mein Haus ist so öde, daß mir davor graut," fuhr er in der sich steigenden Weise heftiger Leute fort; „und Euerer Jugend vergeht und verhärmt sich, weil ihr hartes Herz nur Freude darin findet, uns zu quälen.“

„O, thut keine Sünde, spricht nicht so gegen Madonna, die so krank ist und mich nicht entbehren kann," bat Salud weich, mit all' der tiefen Ehrfurcht vor der elterlichen Autorität, die eine schöne Tugend der Spanier ist. „Wenn wir Geduld haben, wird die h. Jungfrau uns doppelt segnen.“

„Ihr habt jedenfalls viel Geduld," gab Juan noch gereizter zurück. „Wahrlich, Salud, ich glaube, Ihr zieht Euerer Freiheit und Euer behagliches Stadtleben allem andern vor, und es ist Euch wenig daran gelegen, mir auf die einsame Hacienda zu folgen, — mag ich es tragen, wie ich will!“

Er sprach, um seinem Anmuth Lust zu machen, der Ungerechtigkeit seiner Anklage wohl bewußt, — wie der Mann es thut, wenn er sich rücksichtslos geliebt weiß.

Ueber des jungen Mädchens Gesicht zog ein unbeschreiblich trauriger Ausdruck; seine Worte hatten sie empfindlicher berührt, als er gedacht. „Warum seid Ihr so hart heute?“ sagte sie. „Hab' ich so viel Freiheit und Freude, daß es zu solchen Gedanken Euch veranlassen könnte? Gott verhüte, daß ich wider meine Pflichten murre, — aber bis jetzt hab' ich nicht gemußt, daß auch Euch die Zeit so schwer dünkt.“

Bisher hatte auch der äußere Anschein nichts davon verrathen, und der Unterschied ihres gegenseitigen Lebens trat bei ihrem sanften Vorwurf ihm nun doch vor Augen.

„Verzeiht, Salud,“ rief er, schnell entwaffnet. „Wahrlich, ich bin ein Ungeheuer, Euch noch zu quälen, da Ihr doch ein Engel an Güte und Geduld seid. Ich weiß ja, wie schwer Euere Tage an dem Krankenlager Euerer Mutter sind. Wollte Gott, ich könnte Euch erlösen! Aber seid nachsichtig mit Euerem ungeduldigen Geliebten, dem fast so übel mitgespielt wird, wie dem Erzvater Jacob, der sieben Jahre um seine Liebe dienen sollte.“

„Vier Jahre sind noch lange keine sieben,“ sagte Salud, unter Thränen schon wieder lächelnd, und es für dies Mal geschehen lassend, daß er sie dichter an sich zog. „Hört, Juan,“ fuhr sie dann fort, „ich hatte noch eine gute Nachricht: die Mutter ist wirklich, glaube ich, etwas andern Sinnes geworden. Mein Onkel Basil Romero, der euch so wohl will, hat neulich sehr ernstlich ihr zugeredet. Auch der Curate war bei uns. Ich glaube, der Onkel hatte ihn geschickt, — mögen die Heiligen es ihm lohnen! Der Curate hat der Mutter vorgestellt, daß sie ein Unrecht an uns begehe, und das scheint Eindruck gemacht zu haben. Sie äußerte zwar noch nichts Bestimmtes, aber sie meinte“ — auf Salud's Stirne stieg wieder die leichte Röthe auf —, „sie meinte einige Mal, es würde bald die Zeit kommen, daß sie nur Carlotta zur Pflege habe. Ja, sie fragte, ob Ihr nicht bald zur Stadt kämet, da sie Euch etwas Wichtiges mitzutheilen habe.“

„Und darauf soll sie nicht zu warten brauchen!“ rief der junge Mann, dabei ohne Weiteres einen herzhaften Kuß auf Salud's Lippen drückend. „Ja, Salud, thut nicht so nonnenhaft,“ setzte er lächelnd hinzu, als sie sich etwas unwillig von ihm los machte. „Das können die Heiligen im Himmel einem nicht verübeln, bei solch einer guten Nachricht. Ihr müßt gut gebetet haben, daß der Sinn Euerer Mutter gnädig so gewandt ist. Sagt ihr mir, daß ich heute Nachmittag kommen werde, sobald die Stunde ihrer Siesta vorüber ist. Gebe der Himmel, daß sie ein vernünftig Einsehen habe.“

„O, er wird schon helfen,“ meinte Salud mit innigem Ausdruck. „Aber laßt uns nun auch genug geplaudert haben; wir dürfen nicht länger hier stehen, indeß drinnen das h. Opfer gefeiert wird. Geht, Juan, sonst möchte der Himmel uns zürnen. Wollte Gott, ich hätte einen Ausweg gewußt, Euch anderswo zu sehen, als hier.“

„Aber wir wußten keinen andern Ausweg, und mir hat er allzeit besonders gut gefallen,“ meinte Juan gut gelaunt. „Nur sehe ich nicht ein, warum Ihr mich jetzt fortschicken wollt; ich will Euch in das Gotteshaus begleiten. Wißt ihr nicht, wie der Spruch heißt:

Seh' ich nicht dich beten, so wollt' ich  
Die Messe dauerte ein Credo;  
Seh' ich dich beten, dann wünscht' ich  
Sie dauerte ein Jahr.“

Salud's Hand verdeckte ihm den Mund und schnitt die leichtfertige Rede ab. „Nein, so sollt Ihr nicht reden und sollt auch nicht mit mir gehen, Juan,“ sagte sie schmollend. „Wenn Ihr neben mir kniet, dann denke ich mehr an Euch,

als an unsern Herrgott . . . . ob schon ich sonst nie andächtiger flehe, als wenn ich Ihn für Euch bitte," setzte sie herzlich hinzu, naiv zu ihm aufschauend. Da er aber Miene machte, ihr rührendes Geständniß anders als mit Worten zu beantworten, hatte sie im gleichen Augenblick geschickt sich frei gemacht und war in die Kirche gehuscht, ehe er es hindern konnte.

Vorsichtig schloß sie noch die schwere Thüre hinter sich. Trotz dieser Maßregel und trotz ihres Verbotes folgte Juan ihr aber doch. Er besaß, wie alle Spanier, mit Ausnahme derjenigen, bei denen der völlige Gegensatz zur Geltung kommt, ein gläubig frommes Gemüth. Nahm er es nach junger Männer Art hier und da etwas leicht, so kam er doch seinen religiösen Pflichten treu nach. In tiefer Ueberzeugung beugte er jetzt das Knie, und — wenn sie es auch nicht hatte hören wollen — der Anblick der kleinen Gestalt, die vor ihm kniete, rührte ihn doppelt zur Andacht. Er bemerkte, wie sie den Rebozzo fest um die Schultern gezogen hatte, wie um jeder Versuchung, nach ihm umzuschauen, auszuweichen; er wußte, wie innig die Gebete aus ihrem reinen Herzen himmelan stiegen, selbst droben mehr sein Heil, als das eigene zu erflehen.

Ihr Gebet war heute nur von kurzer Dauer, da sie fürchtete, schon allzu lange von der Mutter fern geblieben zu sein. Mit einem leisen, bedeutamen „a riceverdo“ schlüpfte sie bald an Juan vorüber, der auch, dieses Wiedersehens sicher, keinen weitem Versuch machte, sie aufzuhalten.

Das Liebesverhältniß der jungen Leute war, wie wir hörten, schon von längerer Dauer. Juan's Eltern, der Vater

ein damals wohlhabender Gutsbesitzer, die Mutter eine Deutsche, die in dem fernen Westen eine Heimath gefunden und dem Sohne die athletische Gestalt wie die blonden Locken seiner Voreltern vererbt hatte, hatten ihrem einzigen Kinde eine bessere Erziehung geben wollen, als es auf der einsamen Hacienda möglich gewesen wäre. Der junge Perez war daher früh in die Stadt gekommen, um dort in dem Hause und unter der Obhut von Freunden seines Vaters seinen Studien obzuliegen. Die Familie Romero bestand aus zwei Brüdern, geachteten Advocaten, welche, obschon der eine verheirathet war, doch ihr väterliches Erbe in gemeinschaftlichem Besitze hielten. Der wilde Bube hatte sich an das hübsche, stille Kind des Hauses schon früh innig angeschlossen. Er nahm die schüchterne Kleine einer heftigen herrischen Mutter gegenüber in seinen besondern Schutz, was diese ihm durch die innigste Dankbarkeit und eine an Verehrung grenzende Liebe lohnte. Sehr zum Nachtheil seiner wissenschaftlichen Ausbildung mußte Juan aber, noch halb Knabe, durch die Unruhe der Zeiten gezwungen, seinen Aufenthalt in der Stadt bald wieder aufgeben. In seinem väterlichen Heim blieb er einzig auf seine Thatkraft und die Ausbeutung seiner Kräfte angewiesen. Seine kühnen Anlagen waren dadurch nur um so mehr gefördert worden und hatten ihm den Ruf ritterlicher Gewandtheit begründet, auf den er nicht mit Unrecht so stolz war. Sein Verhältniß zu Salud war, trotzdem er so früh die Stadt verlassen, dasselbe geblieben; denn der alte Perez hatte mit besonderer Vorliebe die gegenseitige Neigung wahrgenommen und den Sohn in seiner Wahl bestärkt, da Salud als das

einziges Kind des wohlhabenden Advocaten eine in jeder Beziehung wünschenswerthe Partie war. Auch der Vater Salud's hatte in der Verbindung der Kinder die Besiegelung der Freundschaft der Väter gesehen, und seine Einwilligung erteilt, obgleich mit den Jahren die Aussichten des jungen Mannes sich stets ungünstiger gestalteten.

Nur die Mutter Salud's hatte sich der Verbindung von Anbeginn entgegengestellt. Sie war es, die den Liebenden noch jetzt stete Hindernisse bereitete, obgleich Juan's häuslicher Herd durch den Tod seiner Eltern schon seit zwei Jahren ein sehr einsamer geworden war. Der Vater Salud's war inzwischen auch gestorben und die Mutter fand seitdem um so mehr Grund, die Heirath zu hindern, da sie vorgab, die Tochter nicht entbehren zu können.

Seiner ungeduldigen Natur ungeachtet hatte Juan Perez bislang die Verzögerung ruhig hingenommen. Er liebte Salud herzlich, durch die lange Gewohnheit schwesterlich ruhig. Vielleicht war ihm auch sein freies Junggesellenleben nicht so unlieb; denn sein Aeußeres ausgenommen, war er ganz seines Vaterlandes Kind: heißblütig und leichtlebig, ein Kamerad, der in keinem frohen Kreise fehlen durfte. So hatte er sich bisher begnügt, so oft als möglich zur Stadt zu kommen, sich ein Stündchen Liebesglück bei der Braut zu erobern, — was Sennora Rosa Romero's Laune ihm freilich oft genug verkümmerte, indem sie den jungen Mann nicht vorließ oder Salud erst recht an sich fesselte. Doch die Liebesleute hatten sich hier, wie zu allen Zeiten und in allen Ländern, zu helfen gewußt.

Heute schien ihnen endlich ein Stern der Hoffnung aufgegangen. Doch wie es oft geschieht, wenn wir am Ziele langersehnter Wünsche sind: es war Juan, während er jetzt dahin schlenderte, weniger behaglich zu Sinn, als er sich selbst eingestehen mochte. Er begann, sich in die ehrwürdige Rolle des Familienvaters, des behäbigen Hacendado, die er nun bald einnehmen werde, hineinzudenken und — hatte er auch eben noch ungeduldig über seine Einsamkeit geklagt — jetzt stand um so verlockender sein ungebundenes Jugendleben vor ihm, von dem er dann werde Abschied nehmen müssen. Solch' mißliche Gedanken haben etwas vom bösen Wetter, das in den Gliedern spukt, ehe es eintritt; sie gehen auch meist einer Bethätigung ahnend voraus.

Juan hatte noch kaum die Plaza der Stadt erreicht, als er sich schon von all' seinen Freunden umringt sah, die ihn mit mehr als gewöhnlicher Freude zu begrüßen schienen. Diese Plazas, die in keiner Stadt Mexico's fehlen, spielen eine Hauptrolle im dortigen Leben. Besonders des Morgens fluthet da der regste Verkehr. Sie sind vorwiegend der Versammlungsort der Herrenwelt, da das schöne Geschlecht hauptsächlich die Almeden aufsucht, städtische Garten-Anlagen, welche, durch die herrlichsten Bäume und Pflanzen geziert, dem Bedürfniß zu Spazierfahrten und Spaziergängen, das alle Spanier in so ausgesprochenem Maße haben, in der angenehmsten Weise entgegen kommen. Die Plazas, meist viereckig, durch die schönsten Gebäude der Stadt gebildet, von Säulenhallen umgeben, bieten den Vereinigungspunkt, den der Nordländer stets hinter schützenden Mauern zu suchen hat.

Unter den Arcaden einher schlendernd, die schöne Luft genießend und unzählige Cigarros verdampfend, treffen sich dort Bekannte und Freunde. Geschäfte werden besprochen und geschlossen, und vor allem erfreut man sich des Austausches aller Stadt- und Weltneuigkeiten, die der Abkömmling romanischen Stammes stets lieber dem mündlichen Verkehr als dem gedruckten Blatte entnimmt.

Juan ward, wie gesagt, mit besonders regem Interesse heute begrüßt, und bald zeigte sich auch der Grund dazu. Eine Springsfluth hätte in den niedern Gegenden des Landes große Verheerungen angerichtet, und die Nachrichten über das Elend, das sie unter der armen Bevölkerung verbreitet, rief die Großmuth und Barmherzigkeit aller Herzen wach, mit jenem spontanen Aufschwung, den sie im Gegensatz zur alltäglichen Indolenz bei besondern Gelegenheiten zu nehmen vermag. Man hatte schon Sammlungen veranstaltet und sann auf besondere Mittel, daß recht reichliche Hülfe werde. Die jungen Leute der Stadt wollten nicht zurückbleiben, das Ihrige dazu beizutragen.

Wenn bei uns zur Ausführung ähnlicher Absicht irgend eine musicalische Production oder dramatische Vorstellung, ein Bazar oder eine Lotterie in Vorschlag kommt, um *utile cum dulce* — das Vergnügen mit dem guten Zweck zu verbinden, so ist dort zu Lande ein Stiergefecht der nächstliegende Gedanke, das durchgreifendste Mittel, um die Leute herbeizulocken und reichliche Gaben zu erzielen. Nichts kann auf lebhaftere Betheiligung rechnen, — nichts Anderes bietet dem Zuschauer wie dem Mitwirkenden freudigere Erregung.

In jeder größern Stadt Mexico's bestehen Vereine, aus den ersten und reichsten jungen Leuten gebildet, worin diese als Afficianados, d. h. Liebhaber, als Dilettanten der Stiersechtkunst dieses ritterliche Vergnügen betreiben. Sie pflegen diese gleich einer Wissenschaft und haben eben so viele Rechtfertigungsgründe dafür, wie man sie bei uns ebenfalls zu finden weiß für so manches waghalsige Beginnen, welches Muth, Kraft und Geschicklichkeit herausfordert, aber Leben und Gesundheit von Mensch und Thier auf's Spiel setzt. Zu allen Zeiten und an allen Orten scheint die Jugend solcher Kraftäufferungen benöthigt zu haben; und trotz unseres tugend samen Schauderns über die Grausamkeit der Stiergefechte läßt sich darüber streiten, ob die rasende Verfolgung eines todt zu hegenden Wildes, ob die Gefahr heischenden Experimente der Rennbahn weniger grausam sind. Gewohnheit und Sitte bringen es mit sich, daß die Begeisterung und Spannung des Erfolges über die mildere Regung siegt; die weichsten Gemüther betheiligen sich daran, ohne darum grausam zu werden. Die Vorliebe für Stiergefechte wurzelt tief im spanischen Volke; sie sind das eigentliche Volksschauspiel. Doch auch der Fremde kann sich dem eigenthümlichen Reize dieser Kämpfe nicht entziehen.

Die Aussicht auf eine Corrida de torros setzte schon alle Gemüther in Bewegung, und Juan war wahrlich nicht der Letzte, der mit Leib und Seele dabei war.

Dem Verein der Afficianados gehörte er zwar nicht an, seiner bescheidenern Lebensstellung wegen; doch hatte er Ruf genug in dem Fache, um von den Betreffenden auf

das eifrigste zu Rathe gezogen zu werden: seine Ansichten wurden als maßgebend betrachtet, und seine Betheiligung galt als sehr wünschenswerth. Die Corrida sollte des angegebenen Zweckes wegen mit möglichstem Glanze ausgestattet werden. Wie die jungen Männer in die Schranken traten, so sollten aus dem Kranze der Damen die Schönsten erwählt werden, um als Preisrichterinnen die Ehrenzeichen auszutheilen und die Sieger zu krönen. In die eifrige Debatte hinein klang schon der Name mancher Schönen, und ihre Verehrer thaten ihr Bestes, ihn zur Geltung zu bringen, wobei besonders die jüngern Mitglieder der Gesellschaft sich auszeichneten. Doch Juan Perez schnitt diesen Theil der Berathung etwas schnöde ab; ihm war nur der eigentliche Kampf und dessen Kunst von Wichtigkeit, alles Uebrige erschien ihm als nebensächliche Zuthat. Der schöne Hacendado, so viel Glück er bei Frauen hätte machen können, war überhaupt ziemlich gleichgültig gegen sie geblieben. Wie man es bei Männern wohl findet, die einer andern ausgesprochenen Leidenschaft huldigen, hatte er nicht viel Blick für das weibliche Geschlecht; seine frühzeitige Verlobung trug wohl mit dazu bei.

Die wichtigste Entscheidung der heutigen Berathungen blieb die Wahl des Capitano, des Führers des Stiergefechtes. Da das Schauspiel sich über die gewöhnlichen Leistungen der Dilettanten erheben sollte, erheischte es einen Matador. Die Aufgabe, den letzten Kampf mit dem Stier aufzunehmen, ihm den Todesstoß zu versetzen, ist eine schwierige; die Matadore oder Capitanos sind daher meist Stiersechter von Fach. Keiner der jungen Leute wagte es, diese Rolle zu übernehmen, und

die Frage spann sich lange hinaus, so lange, daß Juan die festgesetzte Stunde des Besuches bei Sennora Romero schon nahezu verfäumt hatte, als er sich dessen entsann. Vielleicht war auch Bescheidenheit die Veranlassung von Juan's plötzlichem Entsinnen; denn immer mehr machte sich unter seinen Freunden die Meinung geltend, wie eben nur er der Leistungen eines Matadors fähig sei. Schon das Auftreten dieser Meinung war kein kleiner Triumph für Juan; eine Anerkennung der eigenen Kraft ist dem Manne süß wie Liebesrausch.

In gehobener Stimmung, der Wirkung seiner Abwesenheit die Entscheidung anvertrauend, eilte Juan zu der Romero Haus. Donna Carlotta's etwas herber Empfang brachte ihm sofort zum Bewußtsein, welchen Fehler er mit seiner Verspätung begangen hatte, und war wohl die erste kleine Mahnung, daß er nicht mehr auf sich allein Rücksicht zu nehmen habe. Die alte Dienerin des Hauses, mit all' dessen Wandlungen und Ereignissen vertraut, durfte sich schon einige Bemerkungen erlauben, selbst dem jungen Caballero gegenüber, dessen eifrige Parteigängerin sie stets gewesen.

Nur in Familien spanischer Abkunft findet man in America diese Stellung eines Dienstboten, der, bei Wahrung aller Ehrfurcht, nach langen Jahren treuer Dienste mit zu den Familiengliedern zählt, gleichsam mit ihnen verwachsen scheint. Es ist dies ein wohlthuender Gegensatz zu der englisch-americanischen Auffassung, nach welcher der Dienstbote stets nur das bezahlte Werkzeug des Hauses bleibt, und man sein Ergrauen im Dienste gar fürchtet, weil es dem pecuniären Nutzen Eintracht thun könnte.

Die alte Carlotta hatte im Hause der Romero schon Kinder und Kindeskinde auf ihren Knien gewiegt. Salud aber war ihr Augapfel, ihr Herzblättchen, ihr Täubchen, wie sie mit geschwinder Zunge sie stets bezeichnete. Sennora Rosa hingegen stand weniger in ihrer Gunst, wenn auch Carlotta als gute spanische Dienerin wenig über ihre Herrschaft sprach. Sie verzieh ihr nämlich nicht, daß sie ihr Töchterlein so streng an sich banne, sie so fern von aller jugendlichen Freude halte, bis sie „im dumpfen Krankenzimmer weiß wie eine Magnoliablüthe geworden“. Sie betrachtete Juan Perez, einen Caballero so schön ja, wie ihn ein Mädchenherz nur wünschen könne, als direct vom Herrgott geschickt, um ihren Liebling zu erlösen, da Salud sonst nicht 'mal einen oder den andern Sennor zu sehen bekäme.

So war es wohl verzeihlich, daß sie heute ihm zürnte, wo er durch sein Zögern leicht die günstige Stimmung der Sennora Rosa wieder verschmerzen konnte. Mit kaum weniger Eifer als Salud hatte sie sein Kommen erwartet; ihre wohlgemeinte Strafrede gipfelte daher auch in dem guten Rathe, sich vor allem in jede Anordnung der Sennora Rosa ohne Widerrede zu fügen. Der strahlende Ausdruck, den des Caballero Züge trugen, und den sie sich in ihrer Weise auslegte, versöhnte sie sofort.

Doch ehe sie noch ihre wortreiche Ermahnung geendet, trat Salud ein. Zum ersten Mal sank sie in fast stürmischer Bewegung dem Geliebten in die Arme, ihm die beseligende Nachricht zuflüsternd, daß die Mutter ganz umgewandelt sei und ihre Verbindung jetzt eben so sehr zu beeilen wünsche, als sie dieselbe bisher verzögert habe.

Juan, von seinen Plänen in Bezug auf das Stiergefecht erfüllt, war nicht ganz in der Stimmung, diese gute Nachricht so lebhaft wie die junge Braut aufzufassen. Ein Mann läßt sich nicht leicht solche Entschlüsse aufdrängen, und die Ahnung, daß die Beschleunigung der Heirath seine augenblicklichen Pläne kreuzen könne, berührte ihn unangenehm. Salud war aber zu bewegt, um die Wolke auf seiner Stirne zu bemerken, und beeilte sich nur, ihn zur Mutter zu führen.

Sennora Rosa empfing den zukünftigen Schwiegersohn mit all' der den Spaniern eigenen förmlichen Höflichkeit. Trotz allem Vorangegangenen wußte sie ihr Nachgeben in die wohlgefehteste Form zu kleiden. Wie glücklich sie sei, erklärte sie, daß endlich alle Hindernisse beseitigt wären, und wie freudig sie das Opfer bringe, die Tochter zu entbehren, wenn es zu deren Glücke diene, woran sie gar nicht zweifelte bei einem Manne so reich an schätzenswerthen und edeln Eigenschaften wie Sennor Perez. Nicht umsonst erhalten schon die mexicanischen Kinder besondere Unterweisung in der Tugend der „urbinadad“ — eine höflichere Ausdrucksweise als die in Mexico übliche gibt es kaum.

Nichts desto weniger hatte Sennora Rosa nach der Weise herrischer Leute, die sich für ein Nachgeben stets doppelt zu entschädigen wissen, schon alles nach ihrem Willen geordnet und sowohl Tag als Stunde der Hochzeit bestimmt. In drei Wochen etwa sollte sie stattfinden, am Tage eines Marienfestes, das gerade einfiel.

Widerstrebend erinnerte sich Juan, daß gerade dieser Zeitpunkt auch für das beabsichtigte Stiergefecht in Aussicht

genommen war, und daß somit seine Betheiligung an demselben ganz außer Frage komme. Nach der glänzenden Aussicht, die ihm eröffnet war, eine harte Entfagung! Doch gedachte er des guten Rathes der erfahrenen Carlotta. Vor ihm stand zudem die erglühende Braut, die in dem hellen Strahle von Glück und Liebe besonders lieblich aussah, und deren Freude zu vernichten, doch grausam schien. Vor dem lange erstrebten Ziele seines Lebens schwanden doch auch alle Nebenbedenken, so daß er entschlossen schwieg.

So lange er unter dem unmittelbaren Zauber seiner glücklichen Braut blieb, die wie noch nie mit freierer Zärtlichkeit ihm entgegen kam, konnte keine Mißstimmung zum Durchbruch gelangen. Anders war es, als er zu seinen Freunden zurückkehrte und die Empörung sah, die seine Erklärung, sich nicht an dem Feste betheiligen zu wollen, allgemein hervorrief, da man in seiner Abwesenheit über seine Wahl zum Capitano der Stierfechter einig geworden war. Doppelt empfand er jetzt, wie Vielem er entsagt habe; seine Phantasie malte ihm alle Erfolge aus, die er hätte erringen können. Nur allzu gut wußte er, wie hoch solche Erfolge gewürdigt werden, wie sie ihm in günstigster Weise die Gelegenheit boten, den Ersten der Stadt zugesellt zu werden. Das war das Höchste, was sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit jemals ersehnt hatten. Innerlich grollte er mit sich selbst wegen seiner Nachgiebigkeit. Die Fesseln, die er heute Morgen wie ahnend vorausgeföhlt: da waren sie. Ungerechter Weise machte er Salud mit verantwortlich für die Herrschsucht der Mutter, ja, für ihre Abgeschiedenheit von der Welt, die sie von dem

bevorstehenden Ereigniß nicht ein Mal etwas hatte erfahren lassen.

Seine Freunde aber wollten sich bei seiner Erklärung nicht beruhigen. Luis Garcias, der erste der jungen Leute und Präsident des Vereines, rief laut, man könne Juan's Absage unmöglich für unumstößlich nehmen; wenn er Jahre gewartet habe, sei der Aufschub einiger Tage doch unerheblich, und da Sennorita Salud die Hauptbetheiligte sei, mache er den Vorschlag, von ihr den nöthigen Aufschub zu erbitten. Donna Salud sei als die barmherzigste Seele der Stadt bekannt und werde gewiß ihre Einwilligung nicht versagen, wo es ein gutes Werk gelte. Die ganze Schaar der jungen Leute, schlug er vor, solle sich der Angelegenheit annehmen und gleich am folgenden Tage zu Donna Salud hinziehen, ihre Einwilligung zu erbitten; der Bräutigam müsse ihr dann gehorchen.

Der Vorschlag ward mit Jubel angenommen, und der passive Widerstand, auf den Juan sich beschränkte, ließ genugsam schließen, daß er nicht der Unerbittliche sein werde. Für alle Fälle versprach er, die Stadt nicht vor der Entscheidung zu verlassen.

Salud war am andern Tage durch die feierliche Aufwartung der jungen Männer auf das höchste überrascht. Luis Garcias hätte nicht der schwungvollste Redner der Stadt sein müssen, wenn es ihm nicht hätte gelingen sollen, der Sache die richtige Seite abzugewinnen. Er beschrieb emphatisch die zu lindernde Noth und hob mit schmeichelnden Worten den Werth hervor, den man auf Juan's Betheiligung lege.

Welches Mädchen findet aber nicht den eigenen Stolz in dem Triumph des Geliebten! Wohl berührte es Salud

schmerzlich, daß ein neues Hinderniß das lang ersehnte Glück abermals verzögere; doch ihr Auge strahlte bei dem Gedanken an die Auszeichnung, die dem Geliebten ward, und sie sah einen besondern Beweis seiner Liebe darin, daß er gestern geschwiegen.

In der anmuthigsten Weise gab das junge Mädchen den entzückten jungen Leuten ihre rückhaltlose Zusage; sie machte sich sogar anheischig, selbst den Bräutigam zu der gewünschten Mitwirkung zu bereden.

Vielleicht war Juan allzu befriedigt von dem Ausgange der Sache, da er es für nöthig fand, sich äußerlich möglichst kaltblütig zu zeigen und Salud sogar für die Folgen verantwortlich zu machen, welche der Aufschub bei ihrer Mutter herbeiführen könnte. Aber Salud sah doch den Strahl stolzer Befriedigung auf seiner Stirne, und insgeheim rechnete auch sie auf einen kleinen Lohn für ihr Opfer. Die Vorbereitungen zu dem Feste, so dachte sie, würden Juan den größten Theil dieser Zeit an die Stadt fesseln und sie werde dann den Geliebten öfter und länger sehen können, als jemals in der langen Zeit ihrer Verlobung. Salud war doch auch Spanierin und meinte, wie das spanische Liedchen sagt:

„Möchte den Geliebten sehen:  
Dreißig Mal ja nur im Monat,  
Sieben Mal nur in der Woche,  
Ein Mal nur in der Minute!“

II.

Unter lautem Schrei des Volkes  
Stürzt der Stier für immer nieder;  
Und der Sieger wird beneidet,  
Und der Sieger wird bewundert.

Freudig haben ihn umarmet  
Die Banegas, die Azarques;  
Und die schönen Damen bringen  
Glückwunsch ihm und ihre Herzen.

Er verneigt sich, und den Degen  
Senket er vor Zara's Loge:  
„Ach, in deiner Götternähe  
Wenig war's, was ich vollbrachte.“

Nicht alle Opfer aber lohnen sich hienieden; im Gegentheil, es gibt Opfer, deren rauhe Seite erst recht fühlbar wird, wenn sie gebracht sind. Wenn Salud gehofft hatte, durch die häufige Gegenwart ihres Geliebten entschädigt zu werden, hatte sie geirrt; sie mußte sich das nur zu bald eingestehen. Freilich riefen die Vorbereitungen zum Feste Juan oft genug zur Stadt und fesselten ihn Tage lang dort. Doch war er alsdann so in Anspruch genommen, daß er kaum Zeit zu den flüchtigsten Besuchen gewann; und wenn er kam, war er so erfüllt von seiner Angelegenheit, daß kein anderer Gedanke mehr Raum zu finden schien.

Allmählig konnte sich Salud einer gewissen Empfindlichkeit darüber, daß sie so sehr in den Hintergrund trat, nicht erwehren. All' die Interessen, welche die Gründung eines

neuen Hausstandes besonders dem Frauengemüth bringen, sollten schweigen vor dem „nichtigen Spiel“, wie sie es in steigender Bitterkeit nannte. Die beiden innerlich so verschiedenen Naturen, die eine ganz nach außen, die andere ganz nach innen gerichtet, machten ihren Gegensatz geltend. Salud entging es dabei nicht, wie Juan's Ehrgeiz und seine durch die allgemeine Anerkennung aufgestachelte Eitelkeit ihn zu einer Unvernunft hinriß, die seinem sonst verständigen Sinne ganz entgegen war. Um der Ehre, die ihm durch die Wahl geworden, gerecht zu werden, dünkte ihm nichts hoch und kostbar genug. Durch sein Pferd, seinen Anzug, ja in allem, bis zu der neuen werthvollen Toledaner Klinge wollte er die Andern übertreffen.

Wohl hatte er zu Anfang versucht, Salud's Theilnahme und Bewunderung mit dafür zu gewinnen. Aber sie zeigte einen Mangel an Antheil, der ihn verstimmt. In ihren nachdenklichen Blicken las er einen Vorwurf, der ihm wie Engherzigkeit erschien und wie frauenhafte Lust, ihn in seinen Vergnügungen zu beschränken. Er machte ihr abgeschlossenes Leben, ihre ernste Richtung, die ihm immer weniger zusagte, dafür verantwortlich. Unwillkürlich stellte er ungünstige Vergleiche an zwischen ihr und den Frauen, Bräuten oder Schwestern der übrigen jungen Leute, welche mit dem ganzen Feuer der Südländerinnen sich für das Kampfspiel begeisterten.

Besonders eine schien es allen Andern darin zuvorzuthun und die Seele des Ganzen zu sein. Juan hatte ihren Namen gleich am ersten Tage vernommen, wo sie unbestritten für die

Festkönigin erklärt wurde. Ihre Verehrer griffen von den Gestirnen des Himmels zu den Schätzen des Meeres, um ihre Reize zu schildern, und in ihren Augen mußte keine so wie die schöne Lola Ortiz den Fächer zu schlagen, die Mantilla zu tragen und allen Anforderungen der Mode und des feinsten Welttones gerecht zu werden. Sie hatte mit ihrem Vater erst seit kurzem die Hauptstadt verlassen und ihren Aufenthalt hier genommen; seitdem setzte sie die Herzen Aller in Flammen und war das tonangebende Vorbild der Stadt. Luis Garcias, ein weitläufiger Verwandter von ihr, war der vielbeneidete Vermittler ihrer Anordnungen für das Fest, indeß sie die Damenwelt anfeuerte, es durch den möglichsten Glanz zu ehren. Aus ihren schönen Händen gingen die Kränze und Ehrenpreise hervor, welche bestimmt waren, die Sieger zu schmücken. In Anerkennung ihrer Wahl als Festkönigin hatte ihr Vater zum würdigen Schluß des Ganzen eine glänzende Gesellschaft zu geben beschlossen, zu welcher die ersten Kreise der Stadt, wie alle bei dem Stierkampf Betheiligten gebeten werden sollten.

Juan Perez hatte die vielbesprochene Schöne noch nicht gesehen; ihn als leidenschaftlichen Fechter kümmerte, wie schon gesagt, nur der Kern der Sache: der Kampf. Vergeblich hatte er den Wunsch ausgesprochen, daß wenigstens Salud's Gegenwart das Fest verschönern möge; er scheiterte an dem Widerstande der Mutter. Salud selbst, wenn sie dem Bräutigam zu Gefallen vielleicht dies Mal eine Ausnahme gemacht hätte, empfand nicht viel Neigung dafür. Die lange Zurückgezogenheit hatte ihr etwas von der Mimose gegeben, die sich in der Stille

reizend entfaltet, aber vor jeder Berührung mit der Außenwelt scheu zurückweicht. Sennora Rosa war außerdem gerade jetzt in übelster Stimmung. Sie hatte den Aufschub der Hochzeit nicht verschmerzen können, und wie sehr Salud bemüht gewesen, zu beweisen, daß nur ihr eigener Wille ihn herbeigeführt habe, so hartnäckig beharrte sie dabei, Juan die Schuld daran zur Last zu legen. Sie suchte jetzt darin eine Entschuldigung für ihren frühern Widerstand. Die innere Erregung steigerte aber ihr Leiden so, daß Salud sich Tag und Nacht ihr zu widmen hatte.

Endlich nahte der Tag des Festes, von Niemand wohl so ersehnt, als von Salud, die ihn als das Ende einer ihr so peinlichen Zeit begrüßte. Man hatte den Tag eines kirchlichen Festes gewählt, da ein solcher ohnehin viel Volk nach der Stadt locken würde.

Eine solche Verschmelzung kirchlicher und weltlicher Feier läuft der allgemeinen Auffassung in Mexico durchaus nicht zuwider. Nachdem dem Himmel die Ehre erwiesen, mag die Erde ihren Theil der Freude haben; in dieser Ansicht liegt etwas natürlich Kindliches, das in den Ländern, wo sie herrscht, der Gottesverehrung einen Charakter von Heiterkeit und Herzlichkeit gibt. Daß die Erde ihren Antheil oft etwas überwiegend ausdehnt, ist freilich eine Schattenseite daran, die unserm mehr zu ernster Würde und geistiger Auffassung geneigten Sinne eben so wenig zusagt, wie die Ueberhäufung äußern Gepranges und die Vorliebe für weitgehende Symbolisirung, welche bei den kirchlichen Feierlichkeiten wie bei den weltlichen Festen in südlichen Ländern stets zu Tage tritt.

Manches dünkt uns mehr störend als erbauend, mehr kindisches Spiel als erhebende Feier; doch aber dürfen wir nicht vergessen, daß eben jedes Volk die ihm eigene Art und Weise hat, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Wohl des Höchsten Auge allein vermag Jeden nach seiner Eigenthümlichkeit zu erkennen und zu schätzen. Mag also Keiner den Andern deshalb verurtheilen! Der katholische Fremdling findet ja überall, wo seine Kirche steht, den einen gleichen Grundton wieder; überall gleich, vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne, steigt das h. Opfer auf, ob der braune Inder, der schwarze Nubier, oder der lichte Weiße an den Stufen des Altares kniet.

Am Tage des Festes war Juan's Zeit sehr besetzt. Nachdem die kirchlichen Feierlichkeiten beendet, sollte ein festlicher Umzug der Kämpfer stattfinden, nach alter Sitte die Festköniginnen vor ihren Balconen zu begrüßen. Ein Frühstück sollte dann die jungen Leute vereinen und zu den Strapazen des Nachmittags sie stärken. Einen Besuch bei der Braut mußte Juan noch einzuschieben wissen, da er versprochen hatte, sich ihr in seiner Herrlichkeit zu zeigen. Dabei wollte er auch noch einen Versuch wagen, wenigstens ihr Erscheinen bei dem Festzuge zu erringen.

Perez war zu sehr Naturmensch, um nicht nur über die Stattlichkeit seiner Erscheinung im Allgemeinen Zufriedenheit zu fühlen, als er sich in der glänzenden Festkleidung sah, sondern auch an der lebhaften Farbe, an Stoff und Schmuck seine Freude zu finden. Wo im Volke noch eine gewisse Kindlichkeit vorherrscht, findet man die Vorliebe des Sich-

schmückens selbst beim Manne; unsere Altvorderen zeigten sie ja auch, ohne an Männlichkeit darum einzubüßen. Durch eine vorwiegend geistige Richtung erst wird sie abgestumpft.

Die Hoffnung auf den Eindruck, den der Glanz seiner Erscheinung auf seine Braut machen würde, gab Perez für dies Mal den Schwung wieder, der ihm bei den Besuchen der letzten Zeit gefehlt hatte. Ja, um etwas mehr Zeit für Salud zu gewinnen, zugleich aber in dem Gedanken, daß sein eben so kostbar ausgestattetes Pferd ihrer Beachtung nicht entgehen dürfe, wollte er von ihrer Wohnung aus dem Zuge sich anschließen.

Gleich Göthe's Egmont mit dem spanischen Mantel den spanischen Glanz verhüllend, eilte er zu der Romero Haus. Doch sollte es ihm nicht so gut als Egmont werden; denn, anstatt der Geliebten Blicke, strahlten ihm nur der alten Carlotta Augen entgegen, und nur ihre wortreiche Bewunderung ward laut.

Salud selbst war noch bei der Mutter beschäftigt. Senora Rosa war durch eine schlechte Nacht in noch schlechtere Stimmung versetzt worden. Sie meinte, ein Bräutigam, der so bereit gewesen, seinen Ehrentag aufzuschieben, könne auch jetzt auf die Braut etwas harren.

Mit ähnlichen spizen Reden hatte sie schon Salud's Herz gequält, so sehr wie wohl nur eine Frauenzunge es zu thun vermag, wenn sie ihren Sinn darauf stellt. Durch hundert kleine Wünsche und Anforderungen hielt sie Salud fest, die mit klopfendem Herzen und brennender Ungeduld die wiederholten Botschaften ihres ungeduldigen Bräutigams entgegen nahm.

Endlich war sie erlöst, — aber ihre Nerven waren überreizt, ihr Sinn angespannt. Jenes Maß von Fähigkeit zum Ertragen, das ein Tropfen zum Ueberfließen zu bringen vermag, war bei ihr gefüllt.

Auch Juan's gute Laune hatte sich im Warten erschöpft. Er fühlte sich verletzt, daß seine Braut so wenig Gewicht auf sein Kommen gelegt, nicht die Hindernisse zu beseitigen gewußt habe. Er erkannte darin nur ihren innern Widerwillen gegen das Fest überhaupt. So war sein Gruß ein rauher, ungeduldiger; er sah mißfällig auf die Braut.

Ihre Lieblichkeit bestand mehr im Ausdrucke als in der Schönheit der Züge und der Gestalt. Die Formen waren zu zart, die Farbe zu bleich, und es fehlte ihr die Frische der Jugend. Heute erschien sie gar übermüdet und überreizt, ihr Anzug war wenig geordnet, und so bot sie einen auffallenden Gegensatz gegen den glänzend schönen Bräutigam.

Perez empfand das und es berührte ihn unangenehm. Mag der Mann auch noch so stolz auf sein eigenes Aeußere sein, in Wirklichkeit oder in seiner Phantasie wenigstens soll die, die er liebt, ihn darin immer überstrahlen. Die Liebe weicht, wenn er sich des Gegentheils bewußt wird.

Salud hingegen hatte in diesem Augenblicke gar nicht auf Juan's schmuckvolles Aeußere geachtet — wie solche Nebensachen uns entgehen, wenn der Sinn überbürdet ist — und bei dem ersten Worte, mit dem er auf das Fest anspielte, brachen die lang zurückgedrängten Empfindungen sich Bahn und lösten sich in einem Strome von Thränen.

Wenn der Mensch sehr erregt ist, nimmt der Schmerz meist eine bestimmte Gestalt an, er drängt sich in eine feste Form zusammen; so sammelte sich jetzt bei Salud das dumpf Empfundene zu einer unendlichen Angst um den Geliebten. Ihre instinctive Abneigung gegen den bevorstehenden Kampf, alles, was sie darum erlitten und geduldet, concentrirte sich plötzlich in eine Unglücksahnung, — der Geliebte werde ihr entrisen werden, etwas Schreckliches stehe ihm bevor. Sie wußte, daß ihre Bitte unvernünftig, daß deren Gewährung jetzt fast eine Unmöglichkeit sei; dennoch konnte sie nicht anders, als ihn beschwören, von dem Festspiel zurückzutreten. Unter immer neuen Thränen flehte sie ihn an, sich der Gefahr nicht auszuliegen.

Eine Gefühlsäußerung dieser Art ist aber gewiß nie weniger angebracht, als wenn der Andere sich auf einen frohen Augenblick bereitet hatte. Der Gegensatz ist zu grell; wir vergeben schwer, wenn Jemand uns eine gute Stunde verdirbt.

So steigerte ihr Flehen auch nur Juan's Ungeduld. Er hörte nicht die Liebe, die aus ihrer Angst sprach, sah nichts als kleinlichen Widerspruchsgeist und Eigenwillen darin. Er fand nur Worte, ihr unvernünftiges Verlangen zu tadeln, Mangel an Theilnahme für die erhoffte Freude ihr vorzuwerfen. Kalt war sein Trost für ihr Ungemach; fast hochfahrend erneuerte er die Aufforderung, bei dem Feste zu erscheinen, um dann sofort mit verletzter Miene sich zu entschinnen, daß die Zeit abgelaufen sei und er Abschied nehmen müsse.

Sehr unerquickliche Augenblicke waren es gewesen, und ehe noch die schluchzende Salud zur Besinnung kam, sagten ihr schon die verhallenden Hufschläge des Rosses, daß es zu spät sei zum versöhnenden Gruß. Der Gedanke, daß die eigene Thorheit ihr das kurze Wiedersehen verbittert hatte, machte diese Ueberzeugung um so schmerzlicher.

Nicht viel weniger als Salud empfand dies auch Juan. Sein Gewissen warf ihm vor, ihrer augenblicklichen Schwäche keine Rechnung getragen zu haben, und der Gedanke quälte ihn, so sehr er sich Mühe gab, die Thatsache wegzuleugnen. Eine Wolke der Verstimmung blieb auch auf des schönen Capitano's Stirne, als er jetzt die Spitze des glänzenden Zuges einnahm, der sich in stattlicher Ordnung in Bewegung setzte, um die Balcone der Festköniginnen zu passiren. Das Volk begrüßte die schmucke Schaar der Kämpfer mit lautem Jubel; viele schöne Augen folgten den Reitern. Aber Keiner fand mehr Bewunderer als Juan. Der Ernst, mit dem er das hinnahm, stand ihm ausgezeichnet; Gleichgültigkeit gegen Beifall kleidet dem Manne stets wohl. Seine Freunde aber wunderten sich, da ihnen bei dem sonst so heitern, jedes Lob so froh hinnehmenden Juan dies fremd war.

Die erste Schöne, der die Huldigung dargebracht wurde, war wohl dessen werth, obgleich der braune Lockenkopf, die großen strahlenden Kinderaugen, das zierliche Stumpfnäschen wirklich noch der Kindheit anzugehören schienen. Sie sind reizend diese jungen Creolinnen in ihrer knospenden Jugend, zu der die spielende Grazie ihrer Miniatur-Glieder so gut paßt; einige Jahre später ist der Reiz sehr herabgemindert.

Die kleine Mariuccia nahm mit einem Gemisch kindlicher Freude und damenhafter Würde die Grüße der stolzen Reiter entgegen, die sich dann beeilten, zu der zweiten Schönen den Zug zu lenken. Sennora Elisa, die Tochter eines in Mexico angefahrenen deutschen Kaufmannes, verdankte wohl ihrem, dort so seltenen Teint von Lilien und Rosen den Ruf der Schönheit. Doch wäre vielleicht auch hier ihrer etwas allzu vollen Gestalt die Palme nicht zuerkannt worden, hätte nicht Luis Garcias, der berühmte Banderillero und Präsident der Afficianados, solch' warme Bewunderung für die goldhaarige, rosigte Bremenserin gehegt. Boshafte Zungen meinten zwar, der goldige Hintergrund der Goldgülden ihres Vaters hebe ihre etwas kalte Schönheit so vortheilhaft hervor. Jedenfalls schien Garcias allein von ihr begeistert, wie auch ihr Auge nur ihn suchte. Man trennte sich daher nicht allzu schwer von diesem Balcone, wozu die Ungeduld beitragen mochte, jetzt die vielgepriesene Lola zu begrüßen. Unwillkürlich rückte jeder der jungen Leute sich kunstgerecht in dem Sattel zurecht, ehe er den verwöhnten Augen der Schönen sich zeigte.

Selbst der Capitano, dessen Mißmuth bisher nicht gewichen, konnte einer Regung der Neugier nicht widerstehen. Aus seiner Gleichgültigkeit geweckt, hob auch er den Blick zu dem Balcone empor, gerade als das leise Rauschen eines Gewandes die Ankunft der Dame ankündigte. Doch im selben Augenblicke fast stieg sein Pferd in so mächtigem Satz empor, daß ein weniger kundiger Reiter aus dem Sattel geschleudert worden wäre.

Hatte seine Hand zu jäh am Zügel geruckt, hatte der Sporn zu plötzlich getroffen, daß das wohlgeschulte Thier sich so ungeberdig zeigte? Doch, wenn der Reiter auch mit sicherer Kunst sogleich seines Pferdes wieder Herr wurde, sein Auge haftete wie gebannt an der Erscheinung der Dame. Weit überstrahlend die begeistertste Schilderung, die jemals von ihr entworfen worden, stand sie da, ein Weib hoch und schlank wie eine Juno; und aus der schwarzen Umrahmung der Mantilla schaute ein Antlitz von dem vollendeten Schnitt, den nur griechische Künstler gekannt, und von der süßen Lieblichkeit, wie der Araber die Himmelstöchter sich träumt. Juan glaubte nie vordem ein Weib gesehen zu haben. Aber — träumte er? — suchte dieses dunkle Auge nicht das seine? Vielleicht war es nur die heftige Bewegung des Pferdes, die ihre Aufmerksamkeit auf Juan gelenkt hatte; vielleicht sah sie seinen Blick athemloser Bewunderung, der an ihr hing. Juan, süß geschmeichelt, glühend vor Erregung, hingerissen von seiner Begeisterung, brach in einen Jubelruf aus, als wolle er einer Königin huldigen. Seine hohe Gestalt im Bügel hebend, den breitrandigen Hut schwenkend, daß die gelben Locken freiwallten und sein strahlendes Antlitz kühn ihr entgegen sah, war er wirklich ein Mann, der alle Andern verdunkelte.

Huldvoll dankend neigte die schöne Fremde sich ihm zu. Eine leichte Röthe sogar schien ihr auf Stirne und Wangen zu steigen bei seiner ausdrucksvollen Huldigung. Wohl stimmten auch die Uebrigen jetzt mit ihm ein, wohl hielt Luis Garcias eine feuerige Rede, der Donna zu danken für die den Kämpfern erwiesene Huld, für die Ehre, daß sie am Feste sich

betheiligte; wohl lächelte sie Allen freundlich zu, — doch Keiner konnte sich mehr eines solchen Blickes rühmen, wie er dem schönen Capitano geworden war.

Nicht umsonst vertauschte er daher seinen Platz an der Spitze des Zuges mit dem eines der letzten Reiter, und das Roß trug wohl nicht allein die Schuld, daß seine Unbändigkeit des Reiters Kunst bis zum Aeußersten herausforderte. Wußte Perez, daß ein Paar schöner Augen ihm folgten? Jedenfalls hatte das kleine Ereigniß die Wolke verschucht, die auf seiner Stirne gelegen. Im plötzlichen Uebergang erschien er bei dem Mahle, das die jungen Leute vereinte, als der Lautesten einer; der Feuerwein, der in Strömen floß, setzte erst recht sein Blut in Flammen. Bei manchem Glase wurde der holden Preisrichterinnen gedacht. Perez widmete das seine „der Schönsten der Schönen“, indeß Luis Garcias, der stets seine Weltmann, der höfliche Spanier, nicht vergaß, der Holden zu gedenken, deren anmuthige Opferwilligkeit das Fest ermöglicht hatte: der Braut, die ihren Ehrentag verschoben, um zu einem guten Werke mitzuwirken. Sein Hoch galt der Donna Salud.

„Salud Romero!“ wie es jubelnd durch den Saal hallte, dem glücklichen Bräutigam entgegen! Es war Juan, als erwache er aus einem Traume — war es die Erinnerung an die unerquickliche Scene des Morgens, die ihn dabei so kühl anwehte? Dankend that er Bescheid; aber sein Glas stieß so hart an das des Freundes, daß es zersprang und der Wein sich über das Tafeltuch ergoß. Seine Freunde jauchzten ihm zu und meinten, da es sein Hochzeitstag habe sein

sollen, seien Scherben glückverheißend. Ihm aber war es lieb, daß die Tafel aufgehoben wurde; — das blasse, traurige Gesicht der Braut paßte wohl nicht in den Kreis, vielleicht noch weniger in seine Stimmung.

Der Nachmittag war sonnig und glanzvoll, wie er nur in jenen Zonen zu sein vermag. Alles strömte hinaus zu dem vielbesprochenen, lang erwarteten Feste: Hoch und Niedrig, zu Pferd und zu Fuß, der „genz con razon“ und „sin razon“, wie die ungemischte Race dort sich hochmüthig von den eingeborenen Indianern unterscheidet. Heute aber waren Alle fast über alle Vernunft für das volksthümliche Schauspiel begeistert. Von der bunten Menge, die eine mexicanische Stadt dann entfaltet, macht sich unsere an die Einförmigkeit der europäischen Bevölkerung gewohnte Einbildungskraft kaum einen Begriff. Alle Schattirungen der Hautfarbe sind vertreten; die verschiedenen Racen der Menschheit zeigen sich in den schärfsten Contrasten der Gestalt wie der Kleidung. Jeder, der etwas ist, trägt mit einer gewissen Vorliebe, mit einiger Ostentation die Zeichen seines Standes, ganz im Gegensatz zu unserer Neigung, alles möglichst zu nivelliren. Vom Curate in seiner eigenthümlichen Soutane, vom derben Rancho bis zum Mönch in seinem weißen Habit und bis zum goldstrogenden Offizier, von der eleganten Sennora bis zum kleinen Indianermädchen, das barfüßig durch die Reihen huscht, bildet Jeder ein eigenthümlich typisches Bild, alle denkbaren Farben, jede Art von Schmuck in reichster Abwechslung zeigend.

Der Circo de toro war mit möglichster Pracht ausgestattet worden. Der Mexicaner kargt nicht, wenn es gilt, ein

Fest zu verherrlichen; ist der Staats- oder Stadtsäckel noch so leer, dazu müssen Mittel geschafft werden. Gleich wie in der römischen Arena heben sich die Zuschauerplätze in drei Reihen über einander; in der obersten Reihe das Volk, und in der untern Reihe der braune Indianerstamm besonders stark vertreten; in den mittlern Logen aber ein Kranz von Damen in gewähltester Toilette. Eine der Logen, durch einen sammtnen Baldachin und besonders reiche Ausstattung ausgezeichnet, war den Festköniginnen bestimmt, eine ähnliche den Spitzen der Behörden vorbehalten.

Laute Fanfaren verkündeten jetzt die Ankunft der schönen Preisrichterinnen. Die Zuschauer begrüßten sie mit jubelndem Zuruf. Die Wahl war gut getroffen; in der Gesammtheit bildeten sie ein reizendes Kleeblatt. Mariuccia's elfenartige Gestalt, in ätherisches Weiß gehüllt, und im Gegensatz zu ihr Elisa's üppige Schönheit, zwischen Beiden aber, Fülle wie Lieblichkeit vereinend, der dunkeln Rose nur zu vergleichen, Lola's herrliche Gestalt und bezauberndes Antlitz. Lola war reich geschmückt in purpurfarbenen Sammt; dunkle Rosen, von Juwelen gehalten, lagen in ihrem nachtschwarzen Haar; kostbare Juwelen umschlossen auch Hals und Arme. Doch wer sieht den Strahl der todten Steine neben dem Strahl dieser Augen; wer denkt an ihren kalten Glanz bei dem lebenswarmen Hauch, der diese klassischen Formen umfließt? Was ist der Purpur der Farbe neben dem Purpur ihrer Lippen? Sie ist eine echte Tochter des Südens: Gluth und Glanz scheint ihr zu entströmen.

Ein zweiter Tusch meldet das Erscheinen der Stierkämpfer, die nicht unähnlich den alten Gladiatoren in langem Zuge den Circus durchschreiten. Wieder ragt Juan Perez vor allen Andern hervor, die knappe Fechtertracht bringt erst recht Wuchs und Ebenmaß zur Geltung; seine gelben Locken werden angestaunt, wie einst die der jungen Germanen von den vornehmen Römerinnen. Bemerkt er, daß ein Augenpaar vorzugsweise ihn sucht? Vielleicht empfindet er es, — vielleicht will er aber nur eines andern Augenpaares denken, das in zitternder Angst jezt um ihn weint.

Neue Fanfaren ertönen und geben das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Thore öffnen sich und der erste Stier wird in die Arena gelassen.

In den ersten Stadien nimmt das Schauspiel seinen gewohnten Verlauf: die Picadores zu Pferde, welche das Thier angreifen, die Banderilleros, die kleine Widerhaken, mit flatternden Bändern verziert, dem Stiere anzuhäften haben, und endlich der Capitano oder Matador, welcher zu Fuß dem Thiere allein entgegen zu treten hat, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Jede Einzelheit des Kampfes wird von den Zuschauern mit Theilnahme begrüßt, der Fortgang desselben mit immer steigender Spannung verfolgt. Die allgemeine Erregung bleibt in stetem Wachsen; selbst die ruhige Elisa hat ihren Gleichmuth abgelegt.

Luis Garcias, der geschickteste Banderillero, hat sich schon mit Ruhm bedeckt und scheint mit Perez um den Lorbeer des Tages zu ringen, — mit Perez, der schon zu dreien Malen mit mächtigem Stoß einen Stier erlegte.

Die schönen Richterinnen vertheilen Schleifen und Kränze, um den Ehrgeiz der jungen Männer immer mehr anzufeuern. Zum letzten Mal endlich sollen die Pforten sich öffnen. Abermals bricht solch ein schwarzer Unhold hervor, — den größten und mächtigsten Stier hatte man für den Schluß aufbewahrt.

Das Thier aber, die Gefahr witternd und erschreckt durch das plötzliche Gefühl, sich selbst überlassen zu sein, stürzt sofort in ungemessener Wuth auf seine Feinde ein und zwar mit so unerwarteter Wendung, daß Picadores wie Banderilleros im selben Augenblick zurückweichen und vor der drohenden Gefahr hinter die schützenden Schranken fliehen. Für solche Momente sind meist Schutzwehren in der Arena aufgerichtet; besonders bei den Gefechten der *Afficianados* ist solche Vorsicht nichts Ungewöhnliches.

Einer allein aber flieht auch in diesem Augenblicke nicht. Juan ist zurückgeblieben, nur seinen Degen zur Hand. Aber ehe man sich besinnen kann, entreißt er schon dem letzten der fliehenden Picadores das Pferd und schwingt sich hinauf, den Stier kühn erwartend zum trozigen Spiele, um ihm mit einem tollen Satz auszuweichen. Mit fester Hand nimmt er sogar eine der zur Erde gefallen Banderillas auf und heftet sie vom Pferde herab dem Stiere an, — eine That, die zu den geschicktesten gerechnet wird. Lauter Beifallsjubel lohnt ihn. Beschämt durch seine Kühnheit, kehren die übrigen Kämpfer in die Arena zurück und helfen ihm den Stier stellen. Eine Pause tritt ein, — eine athemlose Pause. Der Moment ist gekommen, wo der Stier einfach unschädlich gemacht wird,

oder der Capitano ihn durch einen Schwertstoß zu erlegen hat. Die Stärke und Wuth des Thieres hat aber selbst die Zuschauer erschreckt. Perez hat genug geleistet — seine letzte That hat ihm den Preis des Tages genügend gesichert. Ein fast einstimmiges „Nein“ braust durch den weiten Raum. Schon schließen die Fechter den Kreis enger um das Thier; — aber Perez scheint unter den tausend Stimmen eine vermisst zu haben. Er wendet den Blick dort hin, wo Lola's dunkles Auge glänzt. Wie berauscht von Kampf und Entzücken beugt sie sich aus der Loge vor, — ihr Auge flammt ihm fast zürnend entgegen, als könne sie nicht ertragen, daß ein Vorbeer ihm entgehe, daß er einem Ruhm entsage, die geöffnete Lippe scheint das Kühnste zu heischen, das Höchste zu fordern.

Perez ist schon aus dem Sattel, sein Degen aus der Scheide; auf einen Wink weichen die Gefährten zurück. Dann, nach altem Kämpferbrauch, den jedoch nur die gewiegtesten Matadore wagen, läßt er sich leicht auf ein Knie nieder und die schneidige Klinge senkt sich einen Augenblick wie zum Gruß vor der schönen Festkönigin. Festen Auges und festen Armes erwartet er das Thier, welches jetzt, noch wilder gemacht durch die vorhergegangene Reizung, mit gebeugtem Kopf und gehobenem Schweif auf ihn zustürzt.

Ein leiser Schrei durchzittert die Arena, aber wie ein Blitz durchzuckt der blaue Stahl die Luft und sucht und findet sein Ziel: ein einziger Meisterstoß nur und das wüthende Thier wälzt sich im Blute zu des Kämpfers Füßen.

Die That ist so jäh, so heldenhaft, daß selbst nach ihrer Vollführung das Volk noch schweigt in übermächtigem Grauen.

Erst als die Freunde jubelnd den Sieger umgeben und in ungetheilter Bewunderung ihn jauchzend auf die Schultern heben, dem Volke ihn zu zeigen, bricht auch der Beifall der Menge los — ein Sturm, wie er in unsern Augen fast an Wahnsinn grenzt, so erschütternd, so laut, so alle Schranken durchbrechend, daß keine Beschreibung es wiederzugeben vermag.

Juan Perez ist der König des Festes, der Held des Tages. Er wird zur Loge der Festköniginnen getragen, und seine Freunde fordern laut und ungestüm den höchsten Preis für ihn. Doch während er sich auf ein Knie niederläßt, ihn zu empfangen, sieht er nur das bleiche Gesicht Lola's, die noch die Fassung nicht wiedergewonnen zu haben scheint. Hat sie für ihn gezittert? Ist um feinetwillen die Farbe dieser Wangen entflohen? Die beiden andern Preisrichterinnen gerathen indeß in arge Verlegenheit. Mariuccia's Kinderaugen blicken erschrocken in die geleerten Körbe. Man ist zu verschwenderisch mit den Gaben gewesen, und für den Helden der Helden ist nichts geblieben. Aber nun erwacht Lola aus ihrem Schrecken; auch sie sieht, was fehlt, und schnell gefaßt entreißt sie die Rose dem dunkeln Haar, trennt mit mächtigem Ruck die Purpurschleife von ihrer Schulter — und mit beiden schmückt sie den Helden, der berauscht von Stolz und Wonne ihre Hände mit glühenden Küßsen bedeckt.

Ja, er ist ihr Held, ihr Ritter heute! Nach altem Brauch des Kampfspiels hat er dieses Recht. Zu ihr steigt er jetzt in den festlich geschmückten Wagen, indeß Luis Garcias den der beiden andern Festköniginnen besteigt. Der Zug ordnet sich, der sie alle feierlich durch die Stadt führen soll, vorauf

die schreiende Menge der wilden Buben, die über dem Ocean wie diesseits den ersten Platz zu behaupten wissen, die Musik umschwärmend und fast überschreiend. Dann folgen die Picadores zu Roß, der Magistrat, die Wagen der Festköninginnen und endlich die übrigen Festbetheiligten, — eine lange Reihe von Wagen, deren Insassen den ersten Kreisen der Gesellschaft angehören. Zu beiden Seiten des Zuges traben braune Indianerknaben, Pechfackeln schwingend hinein in die sternhelle Nacht. Auf den Straßen wogt eine dichte Volksmenge, in immer neuem Jubel den Namen und die That des glücklichen Fehlers verkündend, so daß man das Kommen des Zuges schon aus weiter Ferne hört. Ueberall, wo er naht, flammen Lichter auf, leuchten Pechkränze, füllen sich die Balcone; selbst auf den flachen Dächern sammeln sich bunte Gruppen. Man sollte denken, es gelte ein Staatsereigniß zu feiern.

Der laute Lärm dringt auch in das stille Gemach einer Kranken, so sorgfältig dort auch die Fensterflügel geschlossen sind, — die ersten Töne schrecken ein junges Mädchen auf, das bisher in lautloser Ruhe verharrte. Sie hält einen Rosenkranz in den gefalteten Händen; aber sie muß ihn langsam gesprochen haben; denn nur wenige Perlen sind erst hinabgeglitten. Dennoch haben ihre Lippen gebebt und oft leise Worte geflüstert, wie in unnennbarer, heimlicher Angst.

Sie ist seltsam geschmückt für ein Krankenzimmer: ein duftig weißes Gewand umschließt ihre zarte Gestalt, reiche Korallenschnüre fallen darauf nieder, und Korallenschnüre schlängen sich durch die weichen, braunen Flechten, die den Kopf

umgeben. Sie horcht jetzt in athemloser Spannung. Nur undeutliches Jauchzen dringt noch an ihr Ohr; doch scheint es sie schon von ihrer Angst zu befreien. So jauchzt das Volk nicht, wenn beim Kampfe sich ein Unglück ereignete! Sie läßt den Rosenkranz und greift zu einem Kranze duftig weißer Blüthen, der schon bereit vor dem Bilde der h. Jungfrau hängt, aber ihr wohl nicht gewidmet ist. Sie nimmt ihn und eilt auf den Balcon hinaus.

Der Mutter etwas heiserer, unwirscher Ruf klingt ihr nach, aber für dies Mal beachtet sie ihn nicht. Auf dem Balcone angelangt, grüßt sie schon der Vortrab des Zuges, der den Namen Perez: „Juan Perez der mächtige Toreador, der unübertreffliche Stierkämpfer,“ laut und immer lauter verkündet.

Ihr Antlitz strahlt; er hat gesiegt, er ist der Held des Tages, ihr Juan, ihr Geliebter!

Sie ist Spanierin genug, um das ganze Entzücken zu fühlen, das in diesem Gedanken liegt. Wie ist sie so thöricht gewesen in ihrer Angst, ihrer Schwäche, ihrem Mißmuth! „Wer ein ritterlich Gemahl will haben, muß ein Stahlherz haben gleich wie er,“ singt ein spanisch Lied. Wie hat sie schon die unglückliche Schwäche von diesem Morgen bereut! Was hat sie nicht alles erdacht, um ihn zu versöhnen! Seine Freude, sein Triumph sollen ihre Freude, ihr Triumph sein.

Und deshalb hat sie sich so geschmückt, für ihn den Kranz bereit gehalten. An ihrem Hause muß der Zug vorüberkommen; der erste Blick, den er heraussendet, soll ihn überzeugen, wie sie seiner gedacht; ihr Auge soll ihn grüßen, ihr Kranz wird trotz allem ihm die liebste Gabe sein. Wer hat

ein größeres Recht an ihn als sie? Wie gern würde sie nicht das Haus mit strahlenden Lichtern erleuchten, — aber ihrer Mutter wegen darf sie nicht.

Wieder beugt sie sich tiefer von dem Balcon, zu sehen, ob er naht. Der Musik gellende Töne schlagen an ihr Ohr, die Fackeln leuchten, die Pferde der Picadores drängen sich durch die Menge, die bunten Schärpen flattern im Winde. Da sind die Wagen jetzt, — der Kranz zittert in ihrer Hand. „Perez und immer wieder Perez hoch! Der tapferste Caballero und die Sennora Lola Ortiz, die schönste Festkönigin, hoch!“ So schallt es durch die Luft.

Der Kranz fällt aus Salud's Händen nieder, — aber sie muß nicht geübt sein in solchem Spenden: ihre Hand ist nicht sicher. Obgleich der Wagen nur langsam weiter rollt, verfehlt der Kranz sein Ziel; unbeachtet sinkt er zur Erde, von der nachfolgenden Menge rücksichtslos zertreten.

Freilich hätte der, dem er gewidmet war, ihn leicht erfassen können, wenn er seinen Blick nur einen Augenblick dem Balcone zugewandt, nur ein Mal hinauf geschaut hätte! Aber er sah nicht den Kranz, der fiel, nicht die Hand, die ihn reichte; seine Augen waren wie festgebannt auf das Antlitz an seiner Seite, das mit den schönen Augen ihn so begeistert anstrahlte, dessen Lippen übersprudelten von feurigem Lob für den Sieger — so daß er taub war für alles Triumphgeschrei um ihn her.

Als Juan sich entsann, daß er an dem Hause der Romero vorüber gekommen sei, war der Wagen schon weit von dort entfernt. Aber Salud würde ihn ja doch nicht be-

achtet haben, — für Salud war alles ja nur nichtiges Spiel, unwerth jeder Aufmerksamkeit. Morgen, morgen war Zeit genug für Salud und ihre thränenreichen Ermahnungen; heute gehörte er dem Leben, dem Fest und der schönen Festkönigin.

Das Fest bei Sennor Ortiz wogte bis tief in die Nacht hinein. Perez hatte viele Neider an dem Abend. Er allein hatte das Recht, die stolze Vola zum Tanz zu führen; nur seine Hand durfte ihr die Erfrischungen reichen, welche die reichbesetzte Tafel bot. Nur seine Hand credenzte ihr den feuerigen Trank, und er neidete den Becher um die Lippen, die ihn berührten.

Die mächtigen bengalischen Flammen, die im Garten des Sennor Ortiz an jenem Abend aufflammten, um das Fest zu verherrlichen, warfen ihren rothen Zauberschein auf ein Paar, das auf der blüthenumgebenen Veranda Platz genommen hatte und nur sich anzugehören schien. Die Beiden flüsternten so traulich, daß seine gelben Locken ihre Schultern berührten, daß ihr Gewand ihn streifte und die Blüthen, die der lose Nachtwind abwehte, auf Beider Häupter zugleich fielen.

Der selbe laue Nachtwind streifte aber auch ein Paar glühend heiße Wangen, ein Paar rothgeweinte Augen, ohne sie fühlen zu können. Rosa Romero hatte umsonst ihre Tochter gerufen, umsonst darauf geharrt, den Namen des Siegers von ihr zu erfahren — etwas von der alten Theilnahme für das Fest war ja selbst in der Kranken erwacht. Doch als Salud kam, war sie seltsam still und wortlos. Umsonst auch

war Carlotta athemlos aus dem Circus heimgekehrt, ihrem Täubchen die Schilderung von den Heldenthaten ihres Caballero zu entwerfen, und zu rühmen, wie gnädig die Madonna ihn dabei beschützt habe. Ihr Herzblatt aber war nicht williger, zu hören, als zu reden. Carlotta schüttelte den alten Kopf und meinte, es sei der Kummer, nicht bei dem Schauspiel gewesen zu sein, den das arme Kind nicht überwinden könne. Sie sah so bleich aus, daß sie ihr rieth, sich zur Ruhe zu begeben.

Umsonst pochte etwas später noch Basil Romero an seiner Nichte Thüre, ihr vorschlagend, ihn auf die herrlich erleuchtete Plaza zu begleiten. Es blieb so still und stumm in dem Kämmerlein, daß er annahm, Salud schlafe schon.

Doch schlief sie nicht. Wie gebannt stand sie am Fenster und lauschte auf die Töne des Festes, die aus der Ferne zu ihr drangen. Ein Gedanke nur stand ihr unauslöschlich vor der Seele: immer wieder sah sie den Kranz, die weißen Blüten, die ihre Hand für ihn gepflückt, die ihn hatten schmücken sollen — — und die zertreten und vergessen im Staube lagen. Es kam ihr vor, als sei das ein Bild ihres eigenen Herzens.

III.

Vom Versprechen zum Erfüllen —  
Wie viel lange Tagereisen,  
Wie viel Ventas in der Dede,  
Die den Mann vom Ziele lenken!

Eine wirthlich schöne Venta  
Ward ihm Zaida zur Dase;  
Und zu mir zurückzukehren,  
Ist ihm Rückkehr in die Wüste.

Faustenrath.

„Heute der Königin des Festes, morgen Salud,“ hatte Perez zu Anfang jenes Abends, wie sich selbst beschwichtigend, noch gesagt. Doch wie der Abend voranschritt, wurden ihm Herz und Sinne in ein Flammenmeer getaucht, in dem jede Erinnerung unterging.

Wer aber war die Zauberin, die den bisher so leidenschaftslosen Mann so zu unterjochen verstand? Oder vielmehr, was vermochte die gefeierte, umworbene Schöne, den Gerिंगsten im Kreise der sie umgebenden jungen Leute so auffällig zu begünstigen? Hatten wirklich diese blauen Augen sie gefangen, diese gelben Locken sie so bestrickt, daß sie ihr Herz an den armen Hacendado verloren? Und ahnte sie so wenig von seinem frühern Verhältniß, daß sie gerade ihn sich zu einem idyllischen Liebesglück ausgesucht?

Luis Garcias, ihr Vetter, war nicht schweigsam in Bezug auf seinen Freund gewesen. Der Aufschub des Hochzeitstages hatte viel von Salud reden machen — vielleicht lag gerade darin der Grund.

Vola Ortiz war die einzige Tochter ihres Vaters; sie hatte die Mutter früh verloren. Sennor Ortiz selbst war aus dieser Stadt gebürtig; doch hatte in seiner Jugend eine dunkle, ihm wenig zur Ehre reichende Geschichte, welche die Advocaten Romero zum Schutze eines Klienten aufgedeckt und an's Licht gezogen hatten, ihn von dort vertrieben. In der Hauptstadt des Landes hatte er damals sein Glück gesucht und gefunden. Jedem Wechsel der Parteien zum Troß hatte er sich zu einer angesehenen Stellung aufgeschwungen, was vielleicht mehr Geschick als Gewissensängstlichkeit befundete. Jahrzehnte lang hatte er die Vaterstadt gemieden. Erst seit kurzem hatte er sich plötzlich vom politischen Schauplatz zurückgezogen, um Ruhe und Ausspannung in seiner Heimath zu suchen, wie er sagte, — um klug einem ungünstigen Moment auszuweichen, wie man sich versthlen zuflüsterete.

Jene frühere Geschichte war in seiner Vaterstadt längst in Vergessenheit begraben; Gerüchte wurden von seinem jetzigen Ansehen und Reichthum erdrückt.

Von den Romeros war der eine, der Vater Salud's, längst verstorben. Der andere Bruder führte das still zurückgezogene Leben eines Gelehrten, wobei er mit der Welt wenig oder gar nicht in Berührung kam. Vielleicht lebte die Erinnerung an das Vergangene nur noch in Sennor Ortiz' eigener Brust, daß sein Auge so unheimlich aufleuchtete, wenn der Name der Romeros genannt wurde.

Ein Strahl dieses Hasses hatte wohl der Tochter Brust sich mitgetheilt, daß nur ein kurzes, hartes Lachen ihre Antwort war, wenn man Salud's erwähnte. Vola war auf-

gewachsen in dem großartig geselligen Leben der Hauptstadt, welches durch alle tragischen Conflict, die das politische Leben brachte, nie gelitten hatte, sondern vielmehr durch den Zuzug vieler Fremden nur um so belebter geworden war. Lola's Schönheit war auch dort nicht unbeachtet geblieben, so daß sie behaupten konnte, schon in allen europäischen Zungen sei ihr gehuldigt worden. Doch hatte diese bunte Gesellschaft mit ihren wechselnden, oft bedenklichen Elementen, und die Fröhnung der Eitelkeit, die Lola schon so früh geworden, nicht zur Verbesserung ihres ohnehin leichten Charakters beigetragen. Das Zurückziehen aus solch anregendem Treiben in die stille Provinzialstadt war für sie ein wenig angenehmer Wechsel gewesen, und es war ihr wohl nicht zu verargen, wenn sie begierig nach der Anregung eines Festes griff, das sie als belebendes Element bezeichnete. Vielleicht gehörte es mit zu dem „belebenden Element“, den schönsten Mann, auf den ihr Auge getroffen, an ihren Triumphwagen zu reihen. Sein naturwüchsiges Sein und die Heldenthat des Augenblickes hatte einen besondern Reiz für ihre Phantasie. Was kümmerte es sie, daß er einer Andern zu eigen, — besonders wenn diese Andere eine Romero, der eine alte Schuld der Väter heimzuzahlen war.

Als Juan Perez erwachte am Tage nach dem Feste, erwachte auch der Gedanke an Salud. Ein Gefühl, welches lange Jahre hindurch in uns gewurzelt hat, streift sich nicht in wenigen Stunden ab; doch lag nichts Erquickendes in dem Gedanken, sondern er erzeugte ein gewisses Unbehagen, wie ein Zwiespalt im Herzen stets hervorruft.

Mit der Erinnerung an Salud verband sich ihm jetzt ihr thränenvolles, übermüdetes Antlitz, das wie ein Schatten neben dem strahlenden Bilde Lola's stand. Aus Salud's Munde glaubte er nur klagende Vorwürfe zu hören, indeß Lola's Lippen ihm die süßen Worte des Triumphes zugeflüstert. Und doch, was sollte ihm das schöne Weib? Vielleicht hatte es nur für einige Stunden den Held des Augenblickes in ihm gefeiert, wie er sich selbst mit quälerischer Bitterkeit sagte. Er gehörte Salud, ihrem stillen, eintönigen Leben, an das in nächster Zeit die festesten Bande ihn ketten würden. Bei dem Gedanken überlief es ihn wie fröstelnd. Die Morgenglocken mit ihren bekannten Klängen hatten ihn an den Ort gemahnt, wo er jetzt leicht Salud treffen konnte; ein paar Worte mußten genügen, sie mit seiner gestrigen Ungeduld und spätern Vernachlässigung auszusöhnen. Aber er empfand heute einen besondern Widerwillen, sie gerade dort aufzusuchen, und redete sich ein, am Nachmittage würde die bessere Zeit sein. So stand er noch unschlüssig und schwankend da, mit einer dumpfen Empfindung, daß er vielleicht am besten thue, dem gefährlichen Boden hier zu entfliehen, als ein Aguador üblicher Weise in das Gemach trat.

Wer in Mexico kennt sie nicht, diese braunen Gestalten, die, so unbeachtet in den Häusern, kommen und verschwinden, ihres bescheidenen Geschäftes, des Wassertragens, waltend? Niemand verschließt vor ihnen Thüre oder Schrein, so allbekannt ist ihre Ehrlichkeit. Niemand scheut sich, sie in sein häusliches Getriebe blicken zu lassen; denn noch zuverlässiger als ihre

Ehrlichkeit ist ihre Verschwiegenheit. Sie könnten oft so viel ausplaudern, diese stummen Aguadores.

Auch dieser Mann waltete still seines Geschäftes, bis ein lautes Klirren Juan aus seinen Träumen aufschreckte. Er war sehr ungeschickt gewesen der Aguador; demüthig bat er den Sennor um Verzeihung, ihn gestört zu haben. Als er sich aber dann niederbeugte, seine Last wieder aufzuheben, entfiel seinem faltigen Gürtel ein kleiner, rosafarbener Zettel, der gerade zu Füßen Juan's liegen blieb.

Der Wasserträger schien es nicht bemerkt zu haben, so ruhig verließ er das Gemach. Doch Juan hatte das Blättchen gesehen; heiß und jäh stieg ihm das Blut zu Kopfe. Errieth sein Herz, noch ehe er dasselbe aufnahm, von wem es kam? Wie trunken starrte er auf die kleinen, magischen Zeichen, die so viel in sich schließen, wenn sie den glühenden Strahl von Herzen zu Herzen tragen. Er bedeckte den duftigen Zettel mit seinen Rüssen, bevor er ihn noch gelesen. Wenige Worte waren es nur, die er enthielt: „A ricoverdo“, dann die Angabe, wann man sich auf der Almeda treffen würde.

So hatte sie dennoch sein gedacht, — wohl von ihm geträumt, wie er von ihr? Wie ungerecht waren seine Gedanken gewesen, wie stolz fühlte er sich in dem Triumph, daß auch sie seine Gegenwart ersehnt habe! Wieder preßte er den Zettel an seine Lippen.

Salud hätte heute sehr ungestört in der Kirche della Catarina beten können; denn ihr Geliebter blieb fern. Doch gewann ihr Gebet wohl wenig dabei; oft wandte sie den

Kopf, sein Kommen nicht zu verfehlen. Sie hätte ihm so viel zu sagen gehabt, und erwartete ihn so sicher.

Der Mozo des Mejon aber, wo Perez seit Jahren abstieg, dachte, der Caballero müsse besonderes Glück im Spiel gehabt haben oder eine Erbschaft erwarten, oder gar sehr fest auf die Ducaten der Komeros zählen, daß der sonst so anspruchslose und vernünftige Mann plötzlich so flott in seinen Ausgaben geworden. Trotzdem er sich eben den glänzenden Festanzug angeschafft, war er noch am selbigen Morgen ausgegangen und hatte sich einen neuen Gürtel, eine neue Serape zugelegt. Freilich stand die dunkelrothe Decke prächtig zu seinen hellen Locken, als er hinausschritt, der Almeda zu. Er wußte wohl, daß die Blicke aller schönen Sennoritas ihm folgen würden nach seinen gestrigen Heldenthaten. Doch der Mozo sollte sich noch mehr wundern; denn dieser unnöthigen Ausgabe folgte bald neuer Aufwand: ein Anzug modernsten Schnittes, wie Juan ihn bisher nie getragen, ward ebenfalls angeschafft.

Die ein Mal begonnenen Festlichkeiten schienen kein Ende nehmen zu sollen: Tertulla (Abend-Gesellschaft) folgte auf Tertulla, indeß des Morgens Fahrten in die Almeda und glänzende Dejeuners wechselten. Perez war überall der Held des Tages; überall sah man ihn an der Seite Lola's, die ihn mit der Macht, die eine verwöhnte Schönheit oft über eine ganze Gesellschaft ausübt, überall einführte, wie eine Königin ihren Günstling hebt durch das Recht, das ihre Auszeichnung allein schon verleiht.

Perez zählte zu viele Freunde unter den jungen Männern, seine Schönheit gefiel den Frauen allzu sehr, als daß man ihn als Eindringling betrachtet hätte. Doch schüttelten einige Matronen schon mißbilligend das Haupt, wenn Juan's Blicke allzu viel verriethen; Salud's Name ward hier und da mitleidig genannt. Aber Lola gehörte zu Jenen, die, wie der Salamander, von dem Feuer aller Meinungen unberührt bleiben, und Perez war allzu-sehr von den doppelten Banden der Eitelkeit und der Leidenschaft gefesselt, um einem andern Gedanken Raum zu geben.

Den Besuch bei Salud hatte er von Tag zu Tag hinausgeschoben; hatte doch das erste Zögern schon eine Kluft gerissen, die kaum wieder zu überschreiten war. Fast eine Woche war seitdem vergangen.

Wieder war eine Tertulla bei dem Sennor Ortiz, und während ein Theil der Gesellschaft schon zu Gesang und Tanz übergegangen war, lehnte Lola auf der Veranda lässig in ihrem Schaukelstuhl, an dessen Seite wie immer Juan Perez Platz genommen hatte, indeß die kleine Mariuccia auf einem niedern Sitz ihr zu Füßen saß. Wovon plauderte die Kleine so eifrig? Es war so kurze Zeit erst her, daß sie das Kloster della Catarina verlassen, und sie wußte noch so viel von den frommen Schwestern zu erzählen und von der schönen alten Kirche, die sie immer noch besuche. Traf ihr kindliches Geplauder, auf das Lola kaum zu achten schien, so tief den Einen ihrer stummen Zuhörer? Perez versank in ein stilles dumpfes Brüten. Ward er sich seiner Untreue bewußt, wenn er sich die stille kleine Gestalt dort in dem Kirchenraume vor-

stellte, wo er sie so oft aufgesucht, sie, die jetzt wohl umsonst seiner dort harrte? Galt es wirklich ein Zurückziehen, ein Heraustreten aus dem Zauberkreise, der ihn umfassen hielt? War es doch ein Wort der Ehre, was ihn dort band, — ein Traum nur, der hier ihn umschlungen hielt, ein Traum, aus dem es ein Erwachen geben mußte.

Ein Seufzer glitt über seine Lippen; ganz in seinen innern Kampf versunken, bemerkte er nicht, wie Lola's dunkles Auge ihn prüfend streifte. Daß ihr kundiger Blick in den stummen Zügen ihres Verehrers so klar, als habe seine Zunge ihr seine Gedanken gestanden?

Im Gegensatz zu Salud's ungekünstelter Liebe, die nichts zu berechnen wußte, stand Lola jedes Wort, jeder Blick nach Willen und Absicht zu Gebot. Sie besaß jene gefährliche Kunst, die dem ähnlich Geschulten wenig versängt, den Unbefangenen aber, dessen Begriff sie sich kaum erschließt, um so sicherer blendet.

Bereizt wie Mariuccia sahen nur jähe Ungeduld darin, als Lola sich jetzt plötzlich erhob, den Granatenstrauß, Juan's Gabe, mit dem sie bisher lässig gespielt, wie in Ueberdruß über die Veranda schleudernd, und die scharfe Frage stellte, ob er keine bessern Beweise seiner Verehrung habe, als so stumm an ihrer Seite zu träumen.

Wenn sie mit ihrer plötzlichen Bewegung Juan hatte erwecken wollen, war ihr Zweck erreicht. Einen Augenblick starrte er sie verständnißlos an, dann aber, als habe nur ein Gedanke in ihm Raum, als sei mit den Blüthen ihm ein

kostbares Kleinod verloren gegangen, schwang er sich über die Veranda hinab, den Blumen nach.

Die That kam so unvermittelt, daß selbst Lola stutzte, und ein Schrei der kleinen Mariuccia die Gesellschaft herbeirief. Man staunte, man lächelte vieldeutig, man blickte bewundernd dem kühnen Springer nach. Nur Luis Garcias legte sein Antlitz in ernstere Falten und äußerte herb: „Gut, daß Salud Romero nicht anwesend ist, daß sie nicht sieht, zu was für Heldenthaten andere Augen ihren Bräutigam zu begeistern sich bemühen — ihren Bräutigam, der sich glücklich preisen sollte, ein so liebliches Wesen sein zu nennen, ein Muster weiblicher Tugend!“ Die Betonung der letzten Worte war ein scharfer Pfeil, den er auf seine schöne Verwandte zielte, wie gleichgültig er auch zu sprechen schien. Luis Garcias war wohl der Einzige in der Gesellschaft, welcher der schönen Lola im Wortkampf gewachsen war, und da er sich als die unschuldige Veranlassung der Vernachlässigung Salud's ansah, hatte die Theilnahme für sie ihn zu dieser Bemerkung veranlaßt.

Sein Pfeil hatte scharfer getroffen, als er selbst ahnte, dabei aber auch das letzte Gefühl von Mitleid in Lola's Brust ausgelöscht. Sie vergab der Nebenbuhlerin nicht die Kränkung, die sie um ihretwillen erlitten. Kalt zwar, als sei nichts geschehen, wandte sie sich von der Veranda ab; als aber gleich darauf Perez wieder erschien, den Strauß triumphirend hochhaltend, schien sie ihn kaum zu bemerken. Sie war im Tanz begriffen mit einem Andern, und allen Andern gewährte sie am heutigen Abend noch diese Huld,

nur nicht ihm. Blendender, reizender, hinreißender in ihrer Liebenswürdigkeit war sie wie jemals. Selbst Luis Garcias, trotz seiner strafenden Worte, vermochte sich kaum ihrem Zauber zu entziehen.

Perez allein war umsonst bemüht, sich ihr zu nähern, ein Wort der Erklärung wegen dieses plötzlichen Wechsels zu erlangen. Es war, als sei er ihrem Gesichtskreise entrückt; vergeblich spähte er nach einem der Blicke, mit denen sie ihn sonst so verschwenderisch bedachte.

Erst als er bleich und zitternd vor Erregung zum Abschiede vor ihr stand, sollte sich ihm das Räthsel lösen. Kalt streckte sie die Hand aus nach den Blüthen, die er als Trophäe noch trug. „Ich liebe nicht, daß die Ritter Anderer meine Blumen tragen,“ sagte sie, die Blumen nehmend, um sie sogleich mit ihrem Fuße zu vernichten, ihm dann den Rücken wendend, wie nur gekränkte Liebe es zu thun vermag.

Gekränkte Liebe! Perez wenigstens glaubte sie zu lesen. Er hätte in wilden Jubel ausbrechen mögen, trotz der Beleidigung, die er empfangen. Liebe, die gekränkt werden kann, ist immerhin Liebe, vermag wieder versöhnt zu werden. — — — Also frei, frei wünschte sie ihn, ihr ganz allein angehörig! Bisher glaubte er nur gegen Salud ein Unrecht begangen zu haben; jetzt schien es ihm, als habe er Lola am schwersten gekränkt, daß er gewagt, ihr zu nahen, während eine andere Fessel ihn band. Aber welche Fessel hätte er nicht zerbrochen, um sie zu erringen! Vor ihr niederfallen hätte er mögen, den Staub ihrer Füße zu küssen, wenn er nur ihre Verzeihung erlangte.

Längst war es still geworden in der Villa Ortiz an jenem Abend bis auf das Rauschen, das durch die Bäume zog, bis auf den leisen Vogelsang, der in die Nachtluft klang, bis auf das Knirschen des Sandes unter den Schritten des Mannes, der die Villa Ortiz nicht zu lassen vermochte.

War Juan Perez Spanier genug, um seinen Kummer unter den Fenstern der beleidigten Geliebten zu verseufzen? Und sie, wußte sie ihn so gewiß in ihren Banden, daß sie jetzt horchend noch am Fenster stand und ein kühles Lächeln ihre Lippen umspielte, sobald sie sich von seiner Nähe überzeugt hatte? Sie wußte gut mit solchen Flammen umzugehen, sie zu entzünden und anzufachen. Sie wußte, daß ein kalter Hauch zu rechter Zeit die Leidenschaft mehr nährt als löscht. Nicht mehr als ihren flüchtigen Schatten am Fenster gönnte sie ihm heute, um dann, ihr schwarzes Haar lösend, daß es dunkeln Schlangen gleich auf das weiße Nachtgewand herabrieselte, gelassen ihr Lager aufzusuchen. Der Knabe mußte gestraft werden, daß er einen Augenblick geschwankt zwischen einer Salud und ihr! Sie zweifelte nicht, daß der schöne goldlockige Capitano ihr jetzt fester gehöre, denn je; mochte das „Muster weiblicher Tugend“ sehen, wie sie ihn bannte.

Raum zwei Tage später aber war es schon Stadtgespräch, daß das Verlöbniß zwischen Salud und Juan Perez aufgelöst sei. Man erzählte sich, Salud habe dem treulosen Bräutigam den Brautring wie alle kleinen Gaben früherer Zeit zurückgesandt, und Jedermann fand nach seinem Benehmen ihre Handlungsweise begreiflich. Vielleicht staunten Einige,

daß Salud in ihrer Einsamkeit sobald davon Kunde erhalten, so rasch und entschieden aufgetreten sei. Im Allgemeinen beklagte man Juan, daß sein Leichtsinm die trefflichen Aussichten zerstört habe, die an der Seite Salud's seiner gewartet hätten. Nur Wenige meinten, daß die Ducados des Sennor Ortiz vielleicht die der Romeros aufwiegen könnten.

Der Reiter aber, der an jenem Morgen zur Stadt hinaussprengte, sah fürwahr nicht aus, wie ein gekränkter Bräutigam. Im Gegentheil, auf seinem Antlitz lag der Strahl des Triumphes und der Liebe. Er verließ die Stadt auf kurze Frist, um nach seiner Hacienda zu sehen, vielleicht auch, um den unvermeidlichen Gesprächen zu entgehen. Sein Pferd hielt an dem Hause der Romeros in alter Gewohnheit an, bekam aber sofort die scharfen Sporen dafür zu schmecken. Dem Menschen ist nicht wohl an der Stelle, wo er ein Unrecht zugefügt hat, — er wußte, daß er diese Schwelle nie mehr werde betreten können.

Aber selbst dieser Augenblick schwand gleich wieder in Vergessen vor der einen seligen Erinnerung, die er mit sich hinaus nahm. Keine Granatblüthen schmückten ihn, aber zwei Granatlippen hatten heiß auf den seinen gebrannt, wie er glaubte, einen neuen Bund ihm besiegelnd.

IV.

Sag, womit ist zu vergleichen  
Der getäuschten Liebe Pein? —  
Frag' den Garten, dessen Blumen  
Schneien in dem Frühling ein.

Was man in der Stadt auch über das aufgelöste Verhältniß reden mochte, Keiner ahnte, wie grausam die letzte Fessel gebrochen worden war. Wohl hatte Salud an jenem Festtage schon empfunden, wie jener in den Staub gesunkene Kranz wirklich das Bild ihres Herzens sei, in gleicher Demüthigung und Vernichtung. Aber Salud war jung, und dann ist selbst nach solcher Stunde die Hoffnung noch stark. Ihre Liebe war eine reine, die wenig Mißtrauen kennt, eine mehr hingebende als fordernde — und die erträgt viel und weiß viel zu entschuldigen.

Als Juan weder an jenem Morgen noch die folgenden Tage erschien, glaubte sie wohl an seine Verstimmung; doch suchte sie sich einzureden, er habe zu seiner Hacienda zurückkehren müssen.

Doch alle Menschen sind nicht stumm wie die Aguadores, und das bewegte Treiben der städtischen Gesellschaft, welches dem Stierkampf-Fest folgte, gab Anlaß genug zu Gereden, die auch in die Einsamkeit der Romeros drangen. Salud selbst blieb für's erste noch davon verschont. Basil Romero's ernstes Gesicht nahm den Ausdruck strenger Mißbilligung an, als das Gerücht begann, Juan Perez und Lola zusammen zu nennen. Selbst die alte Carlotta, die den Caballero erst auf

das eifrigste vertheidigte und alles für böswillige Verleumdung neidischer Klatschungen erklärte, die „der Herrgott verderben möge“ — sie verstummte plötzlich und sah nur ängstlich in ihres Herzblattes Augen, um zu erforschen, was schon zu ihren Ohren möge gedrungen sein. Barmherziger wäre es vielleicht gewesen, wenn leise und allmählig das Band wäre gelockert worden, das sie im frommen Vertrauen selbst jetzt noch für unauflösbar hielt.

Ueber Salud's Lippen ging es nie, — aber jener schweigsame Bote, der eines Morgens an der Kirche della Catarina ihrer harzte, ihr einen Brief zu übergeben, hätte verrathen können, wie schwer der Schlag sie traf. Er allein sah den wilden Schmerz, der über die sonst so ruhigen Züge zog, hörte den Weheruf, der sich ihren Lippen entrang, und sah den Krampf, der ihre zarten Glieder schüttelte, als sie die Worte las, die ihr jeden Hoffnungsstern auslöschten. Und wie hatte ihr Herz erst eben in neu erwachender Freude gejubelt, als sie diese Schriftzüge sah, von denen sie wähnte, daß sie ihr den Gruß bringen würden, nach welchem sie so lange sich gesehnt.

Perez hatte den Brief geschrieben am Morgen nach jener Nacht, in der Gluth der Leidenschaft, die das Herz verhärtet gegen alles, was nicht sie ist. Stürmisch begehrte er darin seine Freiheit wieder. Er verkannte nicht seinen Wankelmuth, nicht sein Unrecht; aber er klagte sich an — und das war vielleicht das Herbeste — die Liebe bisher nicht gekannt, die kindliche Freundschaft mißverständlich dafür gehalten zu haben. Er rechnete auf ihr Herz, von dem er wisse, daß es sein Glück wolle — sein Glück, das sie so sicher in ihren Händen ge-

glaubt! Es war bitter, was er dann von der Dankbarkeit sagte, . . . . . das umflorte Auge vermochte kaum mehr zu lesen.

Von Allen, die an jenem Tage die Veterin sahen, die aus dem stillen, kühlen Kirchenraum nicht schien weichen zu können, und der die Perlen des Rosenkranzes so eifrig durch die Finger glitten, ahnte Keiner, wie sie den Ort des Gottesfriedens nicht lassen mochte, ehe wieder etwas von demselben in ihr Herz eingekehrt sei. Wie hastig sprach sie die heiligen Worte, um all' die bittern, harten Gedanken zu verscheuchen, die aus dem zerrissenen Innern aufsteigen wollten. Es war die Zeit des freudreichen Rosenkranzes, aber, o Santa Maria, Salud vermochte jetzt nur deiner Schmerzen zu gedenken. Ihr dünkte, sie wisse jetzt, was es heiße, ein Schwert im Herzen zu haben.

Basil Romero sah sich an dem Tage noch einer schweren Pflicht überhoben. So widerwärtig dem schweigsamen Manne solche Erklärungen waren, begann er es doch für nothwendig zu halten, mit seiner Nichte über Juan's Benehmen zu reden. Doch sehr zu seiner Ueberraschung kam sie ihm darin zuvor, indem sie ihm Juan's Ring und Geschenke überbrachte, mit der Bitte, sie in ihrem Namen demselben zurückzustellen. Sie mußte dabei noch die Rolle der empfindlichen Braut übernehmen, da der Onkel solch' gänzliche Lösung des Verhältnisses fast zu viel fand, nur eine momentane Verirrung des Jünglings annehmend. Ja, er war Mann genug, um zu staunen über Salud's Entschluß und zu denken, daß Eifersucht selbst das sanfteste, nachgiebigste Herz umwandelte. Salud schwieg,

selbst bei der tiefsten Kränkung noch schützend vor dem Geliebten stehend, sein Unrecht zu mildern, ihn vor dem härtern Vorwurf zu bewahren.

Daß sie den rechten Weg eingeschlagen, mußte auch Basil Romero bald eingestehen. Donna Carlotta war nicht umsonst wie stumm und taub gewesen; doppelt wußte sie sich jetzt zu entschädigen. Nachdem sie ihrem Kummer Luft gemacht hatte, indem sie alle Männer insgemein für „die falschesten Creaturen der Schöpfung“ erklärte, suchte sie eifrig alles zu erfahren, um ihrem Liebling zu beweisen, wie wenig sie verloren habe an einem Manne wie Juan Perez. Sie erzählte, wie er sich nicht schäme, sich zum Narren jenes Weibes herzugeben, indem er nur noch unter ihrem Balcone winselte, oder an ihrer Seite auf der Almeda seine Zeit vergeude, während seine Hacienda leer stehe gleich einem ausgeraubten Vogelneß.

Ganz Unrecht hatte Carlotta mit ihrer kräftigen Ausdrucksweise nicht; das moderne Gesellschaftskleid, das Perez jetzt trug, war nicht verschiedener von dem frühern malerischen Anzug, als Perez, der kühne Stierfechter, von Perez, dem schmach tenden Liebhaber. Doch für die stolze Lola schien es nur ein neuer Reiz zu sein, die kühnen Augen, die so trotzig jeder Gefahr entgegen geblickt, so scheu vor sich niedergeschlagen zu sehen, die Heldengestalt, die Jedem im Vollgefühl der Kraft entgegen treten konnte, so gefügig zu ihren Füßen zu wissen. Es war eine neue Variation jenes Amor, der den Löwen bändigt.

Doch außer diesen Gereden tauchten bald noch andere auf. Man munkelte, daß der sonst so sparsame und vernünftige Perez jetzt seiner Liebe zu Willen alle Vernunft zu vergessen scheine und nicht allein sein Heim vernachlässige, sondern auch sich in immer größere Ausgaben stürze, die kaum in einem Verhältniß zu seinem Besitze ständen. Andere freilich meinten, es sei keine übele Berechnung, die paar Tausend darauf gehen zu lassen, um Sennor Ortiz' einziges Kind zu gewinnen.

Sennor Ortiz hatte lange ein höheres Amt bekleidet, und der Mexicaner ist naiv darin, von vorn herein anzunehmen, daß, wer ein Mal dem Staatsäckel nahe gestanden, den eigenen nicht habe zu kurz kommen lassen. Donna Lola's Mitgift, meinte man also, werde Vieles aufwiegen, da Juan ja allem Anschein nach der glückliche Bewerber sei.

„Es möge ihm wohl bekommen,“ meinte Carlotta rachsüchtig. „Das Herengold der schönen Heye werde ihm wohl heimzahlen, was er an ihrem Engel verbrochen.“

Doch, was Carlotta auch sagte, ob aus Rache oder zum Trost, Salud schien auf nichts zu hören; ihre äußere Ruhe ließ fast glauben, sie habe den Bruch weniger tief empfunden. Am liebsten weilte sie freilich jetzt im stillen Krankenzimmer. Auch Sennora Rosa's Mutterherz war erwacht bei dem Leid, das die Tochter getroffen, und dessen Tiefe sie richtiger erkannte, als die Andern. Kein Wort, keine Frage berührte jemals die wunde Stelle; aber war es ihre zunehmende Kränklichkeit oder das heimliche Bewußtsein, nicht ohne Schuld an dem Geschehenen zu sein, sie war mild und weich für die

Tochter wie nie. Für Salud, die der Mutter Zärtlichkeit stets entbehrt hatte, lag vielleicht darin der beste Balsam, und die unausgesetzte Pflege der Kranken ward ihr jetzt zur größten Wohlthat.

Noch seltener als zuvor verließ sie die Mutter; nur ein Mal hatte sie auszugehen begehrt, nur ein Mal Donna Carlotta veranlaßt, sie zu begleiten. Sie hatte eine brennende Sehnsucht empfunden, die Augen noch ein Mal zu schauen, die ihr des Geliebten Herz so schönöde entwandt. In deren unwiderstehlichem Zauber lag ja eine Art Genugthuung für sie. Salud war selbstlos genug, leichter entsagen zu können, wenn Juan wirklich sein Glück gefunden hatte.

In ihrer Erinnerung stand Lola nur, wie sie an jenem Abend die Schöne gesehen: die Bitterkeit, die sie in dem Augenblicke empfand, hatte sie vielleicht nicht recht urtheilen lassen. So hatte sie eines Tages die Almeda aufgesucht, zu der Zeit, wo sie wußte, daß Lola sie stets besuche, nachdem Carlotta ihr die Gewißheit verschafft hatte, daß es einer der seltenen Tage sei, wo Juan, wenn auch nur auf die kürzeste Frist, die Stadt verlassen habe. In fiebernder Unruhe hatte Salud dort Platz genommen, wo der Strom der Spaziergänger am dichtesten vorüberfluthete. Sie hatte die Mantilla weit zurückgeschlagen, um nicht am Schauen behindert zu sein. Was galt es ihr, wenn die Menschen fanden, daß ihr Antlitz bleich, ihr Aussehen verändert sei! Der Einzige, auf dessen Blick sie jemals Werth gelegt, schaute doch nicht mehr nach ihr. Sie hatte nur den einen Gedanken, die zu sehen, um derentwillen er sie verlassen.

Lola ließ nicht lange auf sich warten. Wie immer von einem zahlreichen Gefolge ihrer Verehrer umgeben, kam sie bald des Weges. Die schöne Dame gehörte nicht zu jenen, die einen fernen Liebhaber vermiffen. Ihr Auge strahlte nicht weniger darum, ihr Lachen klang eben fo hell, ihr munteres Wort eben fo laut; auch schien sie nicht minder willig den Huldigungen und süßen Reden Anderer zu lauschen, als denen Juan's.

Salud, die stets nur von feinen Worten und Blicken gelebt, die noch in der Erinnerung ihr heilig waren, konnte sich einer heftigen Aufwallung nicht erwehren, als sie wie instinctmäßig fühlte, wie wenig er dieser Lola gelte, der ihr alles gewesen. Scharf beobachtete sie ihre glückliche Nebenbuhlerin, wie diese den Pfad auf und nieder wandelte, allzu beschäftigt mit ihrer Umgebung, um die stille Gestalt unter dem dunkeln Cypressenbaum zu beachten. Als sie aber zum zweiten Mal zurückkehrte, streifte Lola's Kleid Salud's Gewand, und unwillkürlich erhob sich diese, wie um der Berührung mit ihr auszuweichen. Einen Augenblick sahen sich die Beiden Aug' in Auge.

Sennora Lola wandte nach kurzem Blick sich etwas hochmüthig zur Seite. Auch Salud hatte genug gesehen. Sie wünschte nimmermehr diese Augen zu schauen, aus denen sie größeres Unheil, als sie ihr zugesügt, für den noch immer geliebten Juan las.

„Wer war die Sennora mit den Taubenaugen, die mich so wild anschauten, als es solch' matten Blicken möglich ist?“ frug Lola im Weitergehen einen ihrer Cavaliere.

„Es war Donna Salud, Sennor Basil Romero's Nichte,“ berichtete dieser etwas zögernd. „Sie muß krank gewesen sein, die Sennora,“ setzte er hinzu, „so bleich wie sie ausah. Fürwahr, es ist eine Seltenheit, sie auf der Almeda zu treffen.“

Lola wandte kühn das schöne Haupt noch ein Mal um. „Luis Garcias, mein Herr Vetter,“ sagte sie spöttisch, „muß wenig Geschmack haben, wenn er solch' ausgewaschen Gesichtchen für lieblich erklärt! Juan Perez kann mir dankbar sein, wenn ich ihn von diesen Fesseln befreite, umsomehr, als sie mir mehr zu grollen scheint, als es solch eines Tugendspiegels würdig ist.“ Sennora Lola rauchte weiter nach diesen Worten, gefolgt von ihrem Hoffstaat, der sich die Abwesenheit des schönen Perez stets zu Nutzen machte: seine Anwesenheit flößte den Andern doch einige Furcht ein.

Wenn Juan Perez auch schüchtern seiner Dame nahte, so wußte doch Jeder, wie er seine Rechte vertheidigen würde, sobald er sich darin gekränkt fühlte. Und an seine Rechte glaubte er jetzt mit unumstößlicher Gewißheit, obgleich Lola's Hand schmeichelnd jedes Mal seinen Mund verschloß, sobald er irgend eine Anspielung darauf machte, und ihr Mund dann nur schmollend fragte, ob sein jetziges Glück ihm nicht genüge. Aber die Hand wußte trotzdem so zärtlich in seinen Locken zu spielen, wußte so gut die Falte auf seiner Stirne zu glätten, die Lippen hatten solche Fluth süßer Beteuerungen, daß der Rausch der Gegenwart ihn allzu sehr befangen hielt, um der Zukunft zu gedenken. Er lebte nur in ihr; entfernt von ihr schien ihm alles zu schwinden. Den letzten Beso würde er hingegeben haben, hätte es gegolten, in ihrer Nähe zu weilen.

So gab es für Perez auch nur eine Möglichkeit, als Sennor Ortiz plötzlich seine Absicht aussprach, in die Residenz zurückzukehren. Eine neue Wandlung der Dinge dort war dem geriebenen Alten wohl günstig geworden; vielleicht war er nur der Muße überdrüssig, welche die stille Stadt ihm gewährte. Seiner schönen Tochter schien die Aussicht eines Wechsels durchaus nicht unangenehm. Der Reiz der Neuheit war verflogen; länger konnte sie an dem eintönigen Leben der Provincial-Gesellschaft und an dem idyllischen Liebespiel keinen Geschmack mehr finden. Der Haß gegen die Komeros war abgeblaßt. Die Gegnerin war zu nichtig gewesen, der Löwe zu zahm geworden; überdies fingen seine Ansprüche an lästig zu werden.

Lola hatte nur ein helles Lachen für den Gedanken, ihm, dem armfeligen Ranchero, angehören zu sollen, — sie, die gefeierte Schöne!

Ein wenig unheimlich durchzuckte sie dennoch hier und da die Vorstellung, daß es doch immerhin gefährlich bleibe, auch den bestgezähmten Löwen zu reizen. Oft lag ein düsteres Blitzen in den blauen Augen, das genugsam anzeigte, wie er sich so leicht nichts entreißen lasse, was er ein Mal für sein Eigenthum halte. Doch Lola hob den schönen Kopf gleich darauf sorglos wieder: sie hatte Vertrauen zu sich selbst. Ihre schlanken Finger wußten gut solche Knoten zu schürzen und zu lösen; sie kannte Zeit und Entfernung als die wirksamsten Mittel.

Für jetzt aber las Juan nichts davon in ihren strahlenden Augen, die in immer gleicher Huld ihm lachten, und nichts

verrieth ihr Mund, wenn er lebhaft seine künftigen Pläne ihr darlegte. Er wollte nicht daheim bleiben, wenn sie fern; er wollte sie nicht zu seinem Bauernleben herabziehen, sondern sich zu ihren Kreisen erheben. Ein süßes Lächeln bestätigte dann seinen Entschluß. Wo ihr Vater sein Glück gefunden, konnte auch er das seinige versuchen; er durfte ja wohl auf des angesehenen Sennor Ortiz' Empfehlungen rechnen. Er werde sich schon tüchtig erweisen, um den Weg rasch zu finden, der ihn zum Ziele führen solle. Perez dachte nur eines Zieles dabei; er sah nur süße Gewißheit darin, als Lola träumerisch dazu nickte und ihr Antlitz wie verschämt hinter dem Fächer barg.

Ehe jedoch Perez mit den Ortiz nach der Hauptstadt ziehen konnte, gab es noch viel für ihn zu ordnen. Es verursachte ihm sogar einige Schwierigkeiten, sich die nöthigen Mittel zur Uebersiedelung zu verschaffen. Bisher war ihm willig genug Geld geboten worden, da man seine Verbindung mit der reichen Erbin als gesichert ansah. Er mußte die Quellen jedoch etwas stark ausgenutzt haben; nur noch gegen die Verpfändung seines Eigenthumes konnte er sich jetzt das Erforderliche verschaffen. Doch bei seinen neuen Plänen war ihm dies gleichgültig; später wollte er sich der Hacienda ja doch entäußern. Gegen Lola's Besitz schien ihm die Scholle der Väter nichts.

Seine Anwesenheit auf der Hacienda war auf mehrere Tage nothwendig; doch wollte er lange vor der festgesetzten Abreise der Ortiz zurückgekehrt sein. Er glaubte sicher, seine schöne Geliebte werde seines starken Armes auf der Reise zur

Hauptstadt nicht entrathen können, und sie schien kaum minder überzeugt davon wie er. Seine Ungeduld, zurückzueilen, gereichte denen, die bei dem Geschäft betheiligt waren, nicht zum Schaden. Kaum sechs Tage waren verflossen, und die Trennung hatte ihm schon eine Ewigkeit gedünkt; er nahm die Nacht zu Hülfe, um so zeitig als möglich in der Stadt einzutreffen. In verzehrender Sehnsucht, ihren ersten Blick zu erhaschen, mit der Kindlichkeit, die jeder naturwüchsig Mensch behält, indem er nur nach sich selbst zu urtheilen vermag, malte er sich ihre Ueberraschung aus, ihn so bald schon wiederzusehen.

Sofort nach seiner Ankunft eilte er zu der Villa Ortiz. Still und wie ausgestorben lag das Gebäude da. War es noch nächtliche Ruhe, die es umging? Doch unheimlich weit klappten die Läden und Pforten, die hinaus auf die Veranda gingen; dort waren gerade die Gemächer der schönen Gebieterin. Hatte die Morgenfrühe auch sie schon hinausgelockt? Sonderbar: auch sonst schien in dem großen Gebäude nichts sich zu regen.

Da die Thore verschlossen waren, nahm Juan, rasch entschlossen, vom Pferde aus den gewagten Weg zur Veranda.

Die Veranda lief das Haus entlang, mit einer Treppe auf den Binnenhof mündend. Er wagte keinen Blick in jene Gemächer zu werfen, an denen er nur athemlos horchte: er stürmte die Treppe hinab. . . . Auf dem Hofe trat die Zerstörung und Unordnung einer kürzlich erfolgten Abreise ihm entgegen. Ungestim verlangt er Einlaß, bis endlich ein Diener ihm öffnete, der den Erregten mit verwunderten Augen

anstarrete: „Sennor Ortiz und seine Tochter haben seit fünf Tagen die Stadt verlassen, wie ja längst ihr Entschluß gewesen.“

Juan war zu verwirrt, ihn gleich zu verstehen; aber der Mann wiederholte seine Aussage. Er meinte freilich, „etwas möge die Abreise verfrüht worden sein, da die Sennora so geeilt habe.“

„Die Abreise verfrüht“ — das schien Juan ein Lichtblick. Wie viel Möglichkeiten konnten nicht eingetreten sein, die eine raschere Abreise heischten? Aber hatte man kein Wort, keine Botschaft für ihn hinterlassen? Der Diener schüttelte das Haupt; ihm war nur das Haus zur einstweiligen Bewachung übergeben: der Sennor Ortiz gedenke es zu verkaufen; schwerlich werde er zurückkehren.

Perez jedoch hörte schon nichts mehr von diesen Erklärungen; nur ein Gedanke hatte ihn erfaßt: den Vorangeeilten so rasch wie möglich zu folgen. Bei den schwierigen Verkehrs-Verhältnissen konnte ein tüchtiger Reiter immer noch sich Hoffnung machen, sie wieder einzuholen, oder die Hauptstadt nur wenig später zu erreichen.

Die braunen Indianer-Mädchen, die eben zum Markt gezogen kamen, die kleinen, zarten Gestalten, fast überladen von den schweren Lasten, die sie so geschickt an Stirnbändern trugen, traten scheu zur Seite vor dem ungestümen Reiter, der brausend an ihnen vorüberflog, wie eben nur ein mexicanischer Reiter es zu thun vermag. Doch schauten sie ihm neugierig und wohlgefällig nach, und ihre schmalgeschlitzten dunkeln Augen blickten, als sie sich erzählten, daß der Cabal-

Iero der schöne Matador sei, der beim letzten Stiergefecht sich so siegreich hervorgethan habe.

Doch auch ein anderes Augenpaar schaute dem eiligen Reiter mit langen Blicken nach. Auch Salud hatte diese Nacht durchwacht; auch sie hatte ungeahnt vor einer herben Trennung gestanden. Unerwarteter, als ihr langes Leiden es voraussetzen ließ, war der Tod an Sennora Rosa herangetreten. Im Morgengrauen kniete Salud bei der entseelten Hülle der Mutter, sich doppelt verlassen fühlend, nun der Trost auch dieser Liebe ihr genommen.

Als der Morgenstrahl und das Getöse des erwachenden Lebens grell in das Zimmer des Kummers drang, erhob Salud sich, die Fenster fester zu verschließen, — der rasche Hufschlag eines Pferdes ließ sie in dem Augenblick unwillkürlich hinausblicken — — sie erkannte Perez.

Juan Perez, der Freund ihrer Kindheit, der Geliebte ihrer Jugend, der Mann, der ihr Schutz, ihre Stütze für das Leben hatte sein sollen, eilte jetzt so gleichgültig vorüber, — ihren Schmerz nicht mehr kennend, ihren Kummer nicht mehr theilend. Das war ein erneuter Stich, der in das Herz ihr drang, und sie doppelt vereinsamt sich fühlen ließ.

Lange dauerte es, bis sie wieder zu dem stillen Lager der Verstorbenen zurückzukehren vermochte. Ihr Antlitz war fast bleicher, als das der Todten; vielleicht beneidete sie das Herz, welches still stand, während das ihre so ruhelos mit dem Schmerz rang. Aber es ist gut, in das kalte, stille Antlitz eines Todten zu schauen, wenn irdisches Glück uns täuschte; das lehrt so ernst und mild, wie alles hienieden

endet, Lieben wie Leiden, Hoffnung und Täuschung, — wie alles spurlos verrinnt und wir an nichts weniger uns klammern sollen, als an ein Menschenherz, das so leicht wandelbar, so leicht verlöschbar ist.

Als später Sennora Rosa das letzte Geleit gegeben wurde, ahnte Keiner, wie schwer gerade jetzt dieser Verlust ihre Tochter getroffen; ja, Viele meinten, es sei gut, daß die kranke Sennora endlich erlöst sei; Salud habe sich in deren Pflege aufgerieben. Auch zischelte man sich zu, was stadtkundiges Gespräch geworden, daß es auch der Sennora Schuld gewesen, wenn Donna Salud und Perez kein Paar geworden, und der unmuthige Caballero endlich sein Heil bei einer Andern versucht habe.

„Gott strafe ihn für seine Untreue,“ setzten die Frauen entrüstet hinzu, indeß die Männer schlau mit den Augen blinzelten und meinten, um Donna Vola's willen ließe viel sich begreifen. Salud sei vielleicht ein Engel — „aber per dios! was ist die Andere für ein Weib!“ Schade nur, daß die blanken Ducados der Romero nun wahrscheinlich zum Kloster della Catarina wandern würden, dem einzigen Platz ja, wo man Donna Salud noch antreffe. Irgend ein anderer Caballero, fügte der Eine oder Andere hinzu, thäte wohl daran, sein Glück bei ihr zu versuchen und sie über den Ungetreuen zu trösten.

So sprachen die Leute, ehe noch Sennora Rosa's Grab geschlossen war; so sprachen sie noch nach Wochen, und mancher junge Mann versuchte seit dem Tage in das Haus der Romeros zu gelangen. Des alten Basil Bekanntschaft und

Freundschaft schien man jetzt für sehr wünschenswerth zu halten.

Aber weder gelangen die Pläne der jungen Herren, noch eröffnete sich den Mönchen in Santa Catarina die Aussicht, eine neue Schwester an Salud zu erhalten. Noch kämpfte diese den Kampf mit ihrem Schmerz; doch galten ihre Gebete wohl nicht allein dem eigenen Geschick, sondern auch dem Glück eines Andern, für den sie wenigstens nicht aufhören konnte, zu sorgen.

V.

Schönheit ist ein irdisch Prangen,  
Ist ein Schleier für die Augen;  
Fesseln ist sie für die Füße,  
Fesseln ist sie für die Hände;  
Klippe ist sie der Gefahren,  
Ist des Neides hoher Hügel —  
Schönheit ist ein arger Räuber  
Und ein Henker für die Männer.

Altspanisches Sinngedicht.

Juan Perez hatte an jenem Tage seinen stürmischen Ritt fortgesetzt, bis in der mächtigen Anstrengung sich seine Erregung gelegt und ruhigerer Ueberlegung Platz gemacht hatte. Immer möglicher erschien ihm bei der Theilnahme des Sennor Ortiz am politischen Leben eine plötzliche Abberufung. Vielleicht konnte auch eine Botschaft Vola's für Juan bei seiner Abwesenheit verloren gegangen sein; oder noch wahrscheinlicher, sie hatte sie einem seiner Freunde anvertraut, nicht

ahnend, daß er ohne weitere Nachfrage ihnen folgen würde. Fast bereute er seinen übereilten Entschluß, als er einsah, daß ein Einholen der Reisenden nicht mehr denkbar sei. Er zwang sich nun, den übrigen Theil der Reise mit mehr Besonnenheit und Ruhe zurückzulegen; winkte ihm am Ziel derselben ja doch das Wiedersehen.

In ziemlich kurzer Frist erreichte er die Hauptstadt; dort angekommen aber fand er, der fremde Hacendado, es doch schwieriger, sich in den großstädtischen Verhältnissen zurechtzufinden, als er daheim für möglich gehalten, wo er stets allem gewachsen gewesen war.

Der angesehenen Stellung des Vaters der Geliebten zu Ehren war er in einem der ersten und glänzendsten Hôtels abgestiegen; er hatte es für leicht gehalten, von dort aus Sennor Ortiz ausfindig zu machen. Der Name jedoch, der in seiner Vaterstadt von solcher Wichtigkeit gewesen, schien diese hier ganz eingebüßt zu haben. Niemand konnte Perez anfangs Aufschluß geben, und Tage vergingen, bis er nur der Anwesenheit der Gesuchten sicher war und deren Aufenthaltsort ermittelt hatte. Und nun erst mußte er die Erfahrung machen, daß er nicht ohne Weiteres auf Flügeln der Liebe zu der Geliebten eilen konnte; er fand eben so viele Schwierigkeiten, Einlaß zu gewinnen, als früher, die Ersehnten aufzufinden. Anscheinend verfolgte ihn ein widriges Geschick; denn, wie er auch die Zeit zu seinem Besuche wählte, er fand stets die Thüren verschlossen. Der Mozo hatte, wenn Juan zurückkehrte, nur das gleiche Bedauern für ihn, daß er es so unglücklich getroffen habe.

Vergeblich nannte Perez seinen Namen, vergeblich legte er ihn geschrieben in die Hand des Dieners nieder; in der Aufregung übersah er das schlaue Lächeln, das über dessen Züge flog, wenn er sich mit den überschwenglichsten Worten und Titeln ganz „à la disposicion“ des edeln Caballero stellte.

Nach einigen Tagen konnte Perez nicht mehr an einen unglücklichen Zufall glauben. Das Verständniß stieg in ihm auf, daß er es mit einer Intrigue zu thun habe. Hatte der ehrgeizige Vater, so tolerant er sich bisher für Juan's Liebe gezeigt, jetzt andere Pläne und Absichten mit seiner Tochter? Genügte ihm der unbemittelte und anspruchlose Perez nicht mehr, — oder hatte man ihn in des Vaters Augen verkleinert und verdächtigt? Daher wohl die rasche Abreise, um die Geliebte ihm zu entrücken, deshalb diese zähe Verleugnung, die ihn vielleicht treulos in ihren Augen erscheinen lassen sollte.

Neu entflammte die Leidenschaft bei dem Gedanken, sie könne leiden gleich ihm; ihre Sorge und Sehnsucht malte er sich aus gleich der seinigen. Aber er wollte sich Lola nicht entreißen lassen; kein Mittel sollte unversucht bleiben, zu ihr zu gelangen, sie aus solcher Botmäßigkeit zu befreien. Wenn dies nicht offenkundig geschehen konnte, wollte er zur List seine Zuflucht nehmen. Auch hier mußte ein Aguador das gefährliche Amt des Boten übernehmen. Mit der ganzen Rücksichtslosigkeit der Leidenschaft bestach er einen dieser Männer mit einer für solchen Dienst unerhörten Summe, seine Briefe in die Hand der Dame gelangen zu lassen. Die glühendsten Botschaften, die heißesten Versicherungen der Treue, die flehentlichsten Bitten um ein Wort oder ein Zeichen der Liebe sandte

er auf diesem Wege. Aber vergeblich blieb auch dieser Versuch. Der Mann zeigte sich willig genug, angespornt durch die glänzendsten Versprechungen, und schien auch wohl geschult zu solchen Missionen. Die Sennorita, sagte er, werde nicht gefangen gehalten, wie Juan's gereizte Phantasie sich vorgestellt hatte; sie gehe frei einher, aber . . . Schäumend vor Zorn heischte Juan eine deutlichere Erklärung, den Boten des Betruges und der Lüge zeihend. Der Mann sah den Caballero mitleidig an und meinte zögernd, der edele Sennor irre vielleicht doch in der Dame; die Sennorita habe selbst die Briefe in Empfang genommen, habe aber erklärt, sie kenne den Sennor nicht, der ihr diese Briefe sende, und wünsche fernerhin von einem Fremden nicht mit solchen Botschaften behelligt zu werden. In ungezügelter Wuth sprang Perez bei diesen Worten einem Tiger gleich auf den unglücklichen Boten ein, und einen Augenblick schien es, als würde er die Lippen verstummen machen, die ihm solches gesagt.

Aber der Mann war gewandt und stark, und besaß die Schlaueit, die zu solch kritischen Aufträgen nöthig ist. Mit rascher Bewegung entzog er sich Juan's mächtigem Griff, ihm zu Füßen fallend und ihn um Gnade ansehend, indem er ihm mit der eindringlichsten Beredtsamkeit die Möglichkeit eines Irrthums darlegte. Santa Maria möge ihren treuen Diener beschützen! Wie viele schöne, dunkle Sennoras gebe es nicht in der Stadt, und der Name Ortiz sei ja ein so weit verbreiteter, daß ein Irrthum leicht möglich wäre. Möge ihm die Zunge verdorren, wenn er nicht die Wahrheit spreche: aber die Sennorita scheine Perez wirklich nicht zu kennen, so

staunend habe sie ihn gefragt, wer ihm diese Aufträge erteilt. Wenn der edele Sennor nur ein Mal mit eigenen Augen schauen wolle, wozu er ihm so leicht Gelegenheit verschaffen könne, werde sich ja alles aufklären. Heute Abend solle er die Sennorita sehen, wenn sie ihren Wagen besteige; nahe bei dem Thorweg sei ein Platz, wo er sich verbergen könne.

Juan mußte den Worten des Mannes endlich Gehör geben. Aber kaum konnte er glauben, was immer überzeugender ihm sich aufdrängte; wie der Ertrinkende nach dem Strohalm greift, hielt er noch das Unwahrscheinlichste für wahr.

Zitternd vor Zorn und Erwartung verbarg Perez sich am Abende an dem angegebenen Orte. Er harrete aus bis die Nacht, spät wie sie dort zu Lande hereinbricht, endlich ihren Schleier ausbreitete; aber die Sennora kam nicht, und auf sein ungestümes Fragen am Hause ergab sich, daß die Herrschaft, die hier gewohnt, die Wohnung verlassen habe.

Der Aguador war schlau genug, den Rest seiner Belohnung im Stiche zu lassen und nicht mehr vor dem erbitterten Manne zu erscheinen. In Perez kämpfte die heißeste Leidenschaft mit dem bittersten Groll. Umsonst suchte er sich noch einzureden, der Vater trage die Schuld; umsonst suchte er sich vorzuspiegeln, sein Bote habe ihn dennoch schändlich betrogen; — ein Etwas in seinem Herzen sagte ihm das, was seine Wuth nur noch mehr anstachelte. Und dennoch, wenn er in dem einen Augenblicke wild ihr fluchte, so verging er im nächsten vor Sehnsucht und Liebe nach dem schönen Weibe, das ihm so das Herz aus der Brust gestohlen, um deretwillen er sein ganzes Glück von sich geworfen hatte. Aber

eins schwur er sich: er wollte sie wieder auffinden und sollte er harren bis an den jüngsten Tag. Ein Mal noch wollte er diese Augen wiedersehen und sehen, ob sie ihm wirklich all' die Liebe gelogen; aus ihrem eigenen Munde nur wollte er hören, daß alle ihre süßen Schwüre Meineide gewesen; ein Mal sollte sie ihm noch Rede stehen, sollte auch der Arm, der sie so oft umschlungen, mit Gewalt sie halten müssen.

Doch das Harren sollte ihm schwer genug fallen. Tage und Wochen vergingen, deren meiste Stunden er auf den Straßen herumirrend verbrachte, ohne daß er eine Spur von Lola entdeckte. Längst hatte er den Aufenthalt in dem theuern Gasthose aufgeben müssen und eine dürftige Schlafstelle in einer armseligen Fonda gemiethet. Seine Mittel erschöpften sich, so daß er zum Verkaufe seines Pferdes und seiner Waffen schreiten mußte; selbst seinen Stolz, die kostbare Toledanerklänge, gab er hin, — nur das eine Ziel im Auge, den einen Gedanken festhaltend, aufgerieben von Furcht und Hoffnung.

Sennora Lola weilte indessen in äußerster Ruhe, froh, dem ungestümen Liebhaber entgangen zu sein, unfern der Hauptstadt auf einem reizenden Landsitz. Sie hatte es doch für besser gehalten, sich so vor Entdeckung zu schützen. Eine feste Zusage hatte sie Juan ihrer Ansicht nach nie gegeben; thöricht genug, wenn er ihre Worte anders aufgefaßt, wenn seine Eitelkeit sich so weit verstiessen hatte, nach ihrer Hand zu streben. Sein eigenwilliges Bestehen auf der Absicht, ihr zur Hauptstadt zu folgen, und die Furcht, ihn durch Wi-

derspruch zu reizen, hatte sie zu der beschleunigten Abreise getrieben.

Das sollte der erste Schritt zur Lösung des Verhältnisses sein: in den Kreisen der Hauptstadt war er nicht der Mann, den sie an ihrer Seite hätte sehen mögen. Doch würde sie trotzdem es auf eine allmälige Lostrennung habe ankommen lassen, hätten nicht gleich die ersten Tage in der Residenz ihr eine neue, glänzende Aussicht eröffnet. Vola war ganz die Persönlichkeit für plötzliche Eroberungen. Der sehr jugendliche Erbe eines reichen englischen Bankhauses, der als ersten Versuch seiner Kräfte die Vertretung seines Hauses in Mexico führte, hatte die schöne Vola kaum im Theater erblickt, als er auch ihrem Zauber erlag. Seit dieser Stunde war er ihr eifrigster Anbeter. Die Schätze des Sennor Ortiz mußten der Tochter aber weder so enorm noch so sicher erscheinen, daß nicht die Aussicht, Herrin einiger englischer Millionen zu werden, ihr sehr verlockend gewesen wäre, selbst auf die Gefahr hin, den blassen, bartlosen Erben derselben in den Kauf nehmen zu müssen. Von der Stunde an, wo diese Aussicht sich ihr eröffnete, war es ihr klar, daß sie jede fernere Annäherung des armen Perez verhindern müsse. Sie wußte allzu gut, daß der eiserne Stiersechter nicht gutwillig seine Ansprüche aufgeben werde; und wie viel Recht zu einem Anspruch sie ihm gegeben, das war ihr Geheimniß. Wohl ahnend, daß Juan ihr folgen werde, hatte sie alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, ihm ihre Auffindung zu erschweren. Als es ihm dennoch endlich gelang und sie sah, wie ferneres Verleugnen unmöglich sei, ergriff sie zum zweiten Mal das Mittel

der Flucht, sich jedoch nicht so weit entfernend, daß sie ihren jungen Liebhaber hätte aufgeben müssen.

Nach einigen Wochen wähnte sie, Perez werde ermüdet die Stadt wieder verlassen haben, und hielt sich sicher genug, dorthin zurückzukehren. Zwei Tage später jedoch, als sie eben den hyper-eleganten Wagen des jungen Millionairs zu einer Corsofahrt besteigen wollte, legte sich plötzlich eine Hand schwer auf ihren Arm, ein Paar glühender Augen starrten sie an, und bebende Lippen stammelten etwas, das die Mitte hielt zwischen einem Fluch und einem Jubelruf, sie gefunden zu haben.

Erschrocken wich Lola zurück. Perez war ihr schon zu Füßen gesunken, sie beschwörend, ihm zu sagen, was sie von ihm getrennt habe. Doch nur auf eine Secunde hatte die Sennora ihre Geistesgegenwart verloren. Die Stimme, mit der sie antwortete, war kalt, ruhig und fremd. „Sie müssen sich irren; ich kenne Sie nicht, und bitte Sie, mir Platz zu machen.“ Wie beschwichtigend setzte sie hinzu: „Es scheint, Sie täuschen sich in meiner Persönlichkeit.“

Wie erstarrt sanken Juan's Arme nieder; einen Augenblick schien er seinen Sinnen nicht trauen zu können und sah wie geistesgestört zu ihr empor.

Lola wußte den Augenblick zu nutzen; sie stand schon am Wagen, die Hand ihres, ob der ungewöhnlichen Scene staunenden Verehrers ergreifend, um sich hineinzuschwingen. „Ein armer Verrückter, der mich seit Wochen mit seinen wahnsinnigen Anträgen verfolgt,“ sagte sie hastig. „Schützen

Sie mich, aber thun Sie ihm nichts. Lassen Sie uns raschfahren; sein verworrener Sinn hält mich für eine Andere.“

Das Aussehen Juan's konnte nur dazu dienen, ihre Worte zu bestätigen. Das Haar zerzaust, die Züge verzerrt, die Kleidung zerfetzt, war der glänzende Jüngling, der einst die Augen der schönen Lola auf sich gezogen, nicht mehr zu erkennen.

Der junge Millionair warf einen scheuen Blick auf die verwilderte Gestalt, mit der es nicht gerathen schien, sich näher einzulassen: — ein Wink und das stattliche Gespann zog an.

Mit einem gellenden Schrei fuhr Juan empor und warf sich den Pferden entgegen. Aber der scharfe Hieb des Rutschers fuhr schneidend über sein Antlitz, daß er unwillkürlich zurückwich. Das leichte Gefähr flog davon.

Das war der letzte Tropfen in die überfüllte Schale, der letzte Stoß für das überreizte Hirn. Kaum empfand er die blutige Schramme, welche die Peitsche gezeichnet; nur die letzten Worte, die er gehört, klangen in ihm nach. Irrte er wirklich nicht? Wen suchte er denn? Lola, die schöne Lola mit den warmen Blicken, mit dem süßen Munde, der ihm immer zugelächelt. Das war doch Lola nicht, die ihn eben so kalt angestarrt, so fremd mit ihm gesprochen hatte. Lola wohnte ja überhaupt nicht hier in der fremden Stadt mit den unbekanntenen Häusern; Lola wohnte fern in seiner Heimath, wo er das große Stiergefecht ausgefochten, wo alle Leute ihn kannten, ihm zujuchzten. Sie wohnte dort in dem Hause mit der Veranda, von der er herabgesprungen, um ihren Strauß zu holen. Was verlor er hier seine Zeit, sie zu suchen, wo sie dort vielleicht auf ihn wartete!

Hell und gellend lachte er auf, daß die Vorübergehenden stehen blieben und ihn kopfschüttelnd betrachteten. „Ein armer Berrückter,“ sagten sie, wie Lola gesagt. „Man muß sich seiner annehmen.“ Aber mit der furchtbaren Schlauheit, die Geistesgestörten inne wohnt, schien Juan schon ihre Absicht zu ahnen; er entzog sich ihnen, ehe sie noch einen Entschluß gefaßt. Nur ein Gedanke war ihm geblieben, daß er die Geliebte nicht hier, sondern daheim zu suchen habe.

Etwa drei Monate nach dem Morgen, wo Juan in so flüchtiger Eile die Stadt verlassen hatte, schlug Salud Romero in Begleitung ihrer alten Dienerin wie alltäglich ihren Weg zur Kirche della Catarina ein. Eine Gruppe von Leuten, deren Aufmerksamkeit durch etwas Ungewöhnliches, das stets noch neue Beobachter ihnen zugesellte, in Anspruch genommen schien, weckte auch Carlotta's Neugier. Der Gegenstand war ein Mann, den man auf der Veranda eines Hauses beobachtete, wo er in der gewagtesten Stellung Platz genommen hatte. Die Ersten, welche ihn bemerkte, behaupteten, er müsse noch in der Nachtzeit dahin gelangt sein, da sie ihn beim Morgengrauen schon gesehen.

Einen Dieb oder unverschämten Eindringling wähnend, hatte man ihn angerufen, ihn dann auf seine gefährliche Stellung aufmerksam gemacht. Doch auf nichts schien er zu hören, nichts schien er zu beachten. Leise Worte vor sich hinmurmeln, stierte er nur auf die verschlossenen Fenster, bis endlich die immer lauter werdenden Stimmen der unten versammelten Menge seine Aufmerksamkeit erregten.

Scheu wandte er den Kopf und schien nun einen Fluchtversuch wagen zu wollen. Trotz der warnenden Zurufe stürzte oder sprang er von der beträchtlichen Höhe herab zur Straße nieder, so hart auf das Pflaster aufschlagend, daß er besinnungslos liegen blieb.

Schreiend war die Menge auseinander gestoben, freilich nur um gleich wieder näher zu drängen und den Unglücklichen zu betrachten — mit der dem Südländer so eigenthümlichen Gleichgültigkeit in solchen Fällen, wo Jeder staunt und seine Meinung austauscht, ohne an wirkliche Hülfe zu denken.

Die lauten Rufe des Schreckens und Staunens hatten indessen auch Salud bewogen, ihren Weg zu unterbrechen und näher zu treten. Die ebenfalls allen Ständen romanischer Race angeborene Höflichkeit ließ trotz des Gedränges der Sennora sofort Platz machen. Den Unglücklichen wahrnehmend, beugte sie sich mitleidsvoll zu ihm nieder, indeß das Gemurmel aller Zungen sie umschwirrte, ihr die Ursache des Unglücks zu berichten. Donna Carlotta kam ihr zu Hülfe, das Haupt des Bewußtlosen zu erheben.

Aber es hätte Donna Carlotta's Angst nur nicht bedurft, — schon hatte Salud ihn erkannt. Schon knieete sie neben Juan, und in übermächtigem Schmerz, in grauenvollem Entsetzen alles vergessend, preßte sie die Lippen auf seine blutige Stirne. Doch die Größe des Unglücks gab ihr sogleich auch alle Kraft wieder. Während der Name des gefeierten Matadors von Lippe zu Lippe ging und das Staunen und Wehklagen, ihn so zu finden, sich steigerte, hatte Salud sich wieder

erhoben. Ihre Stimme hatte einen fremdartigen Klang; aber fest heischte sie: „Wasser“! Einer der Nächststehenden eilte nach dem nicht entfernten Brunnen, ihrem Begehre zu willfahren. Mit eigener Hand wusch sie das blutüberströmte Haupt, neigte die braunen, harten Lippen, forschte nach dem Schlage des Herzens und gab dann den Befehl, einen Arzt zu rufen und den Unglücklichen zu Sennor Basil Romero's Haus zu tragen. Sie sprach mit seltener Ruhe, sie verhiess eine angemessene Belohnung; und wie immer, wenn erst Jemand die Leitung übernimmt, waren jetzt alle Hände zur Hülfe bereit.

Don Basil Romero's Name hatte einen guten Klang in der Stadt; das Haus war im Volke als ein angesehenes bekannt, und ehrfurchtsvoll sah man zu der jungen Sennora auf. Nur Einige sahen sich bedenklich an und zischelten sich leise zu — die Geschichte von Salud und Juan Perez war nicht unbekannt geblieben.

Für Donna Carlotta's Fassungskraft aber war das Ereigniß im ersten Augenblicke zu viel, so daß ihre sonst so beredte Zunge verstummte. Erst als sie sah, welchen Weg die Träger unter Salud's Leitung einschlugen, gewann sie ihre Besinnung wieder. Sie eilte Salud nach; krampfhaft erfaßte sie ihr Gewand: „Er darf nicht über die Schwelle! Santa Maria! Mein Täubchen, er darf nicht herein! Denke an das, was er dir zugefügt.“

Doch zum ersten Male im Leben bligten Salud's Augen in dem vollen Bewußtsein der Gebieterin die Dienerin an; zum ersten Male war die Bewegung, mit der sie die Alte

zurückwies, eine herrische; einfach ertheilte sie den Befehl, das Lager für den Unglücklichen zu bereiten.

Donna Carlotta währte ihr schüchternes Kind gar nicht wieder zu erkennen; aber sie hatte nicht umsonst so lange den Romero's gedient, um nicht zu wissen, daß dieser Blick einen unerschütterlichen Entschluß bekunde.

So befolgte sie stumm die Befehle. Salud wankte nicht, als man Juan jetzt herein trug und in dem Gemache, welches einst das der Sennora Rosa gewesen, ihn sorgsam bettete. Eine eigene Kraft schien sie zu beseelen, die sie an alles denken, für alles sorgen ließ, indeß sie die Versuche nicht aufgab, das scheinbar entflozene Leben zurückzurufen. Und es war gut, daß sie es vermochte; denn Donna Carlotta's Barmherzigkeit ging nicht über solchen Verstoß gegen des Hauses und ihrer Herrin Ehre. Sobald sie aus Hörweite war, machte sie ihrem Herzen Lust mit einer Fluth echt spanischer Verwünschungen, in welche sie die Namen aller Heiligen mischte, denen sie ihre arme, gekränkte Taube empfahl, die wahrlich nicht wisse, was sie thue. „Gibt es nicht Krankenhäuser genug in der Stadt, die fürwahr noch allzu gut für solch' verruchten Verräther sind? Möge die Madonna mir Verzeihung erbitten, wenn ich zu viel sage!“ Und Donna Carlotta, glühend vor Entrüstung, ging hinauf, ihrem Herrn das Unerhörte zu berichten; der werde den Schimpf nicht dulden, meinte sie, der seinem Hause angethan.

Sie irrte auch nicht. Don Basil's sonst so sanfte, ruhige Züge legten sich in harte Falten, die buschigen Brauen zogen sich zornig zusammen, die Lippen preßten sich fest auf einander,

als er vernahm, was geschehen. Ein Mann vergibt nicht leicht eine Kränkung der Ehre seines Hauses, wenn er auch noch so milde ist. Don Basil machte nie viele Worte; aber ein fester Entschluß war auf seinem Antlitz zu lesen, als er sogleich sich zu seiner Nichte begab. Er trat ein in das Gemach, wo Juan Perez lag, bewußtlos noch immer. Todesschatten schienen sich über die abgezehrten Züge zu breiten, indeß Salud neben ihm knieend das noch immer strömende Blut der tiefen Kopfwunde zu stillen trachtete.

Als ihr Onkel eintrat, hob sie die Augen und, als ahne sie seine unausgesprochene Absicht schon, durchslog das erste Zittern seit dem Ereigniß ihren Körper, trat die erste Thräne brennend heiß ihr auf die Wange. Fürchtete sie noch Schrecklicheres, als was sie bisher gelitten, daß ihre Arme plötzlich wie schützend den Kranken umschlangen, als könne man ihn ihr entreißen? Es lag ein solches Gemisch von Furcht und Liebe, von Entschlossenheit und Bitte in dem Blicke, mit dem sie zu ihrem Onkel auffah, daß er sofort fühlte, nicht das Leben des Kranken allein, sondern auch ihr Leben hänge davon ab, daß sie an dem Plage bleibe, den sie jetzt inne hatte.

Wer mochte der schwer Gefränkten das Recht schmälern, nach ihrem Herzen zu handeln? Nur ein Mann vielleicht vermag dann einen solchen Ausnahmefall vorurtheilsfrei hinzunehmen, weiß alle Bedenken schweigen zu lassen. Hätte Sennora Rosa noch gelebt, würde Salud härtern Kampf gehabt haben.

Was auch Basil Romero's Entschluß gewesen sein mochte, der Ausdruck im Antlitz seiner Nichte hatte ihn entwaffnet.

Er schenkte dem Kranken keinen zweiten Blick, aber er ließ Salud ungestört dem Zuge ihres Herzens folgen.

So behielt sie den Platz, den sie sich erwählt, in unzerstörbarer Liebe und Hingebung. Doch die Opfer, die der Mensch sich selbst auferlegt, sind meist schwerer als die, welche der Herr von uns fordert. Salud saß an dem Bette des Geliebten; sie kühlte seine brennende Wunde, sie bewachte die tiefe Bewußtlosigkeit, wie das tobende Fieber, das bald in wilder Kraft ausbrach: die Krisis der überreizten Natur.

Nicht die Spur einer Erinnerung, nicht das schwächste Erkennen lohnte ihre Treue; nicht ein Gedanke war in den wilden Phantasieen, der ihr angehört oder von seiner frühern Liebe erzählt hätte: einen andern Namen als den ihren rief er immerwährend in leidenschaftlicher Sehnsucht, nannte er mit der süßesten Zärtlichkeit; nicht ihr Bild suchten die jetzt wild geöffneten Augen. Eine Geschichte von Gluth und Leidenschaft, die ihr weibliches Gefühl verletzte, sprudelte über die ungebändigten Lippen. Dann war es auch, daß plötzlich Wuth, Zorn und Schmerz über ein zugefügtes Unrecht in ihm erwachten und wie überschäumend sich Bahn brachen. Die Züge verzerrten, die Fäuste ballten sich, und er suchte den Feind, an dem er sich rächen könne, der ihn aus ihrem Herzen verdrängt habe. Er nannte sie Schlange, er verwünschte sie als Zauberin, um im wirren Kreislauf gleich darauf wieder sie mit den glühendsten Worten zu beschwören, sein eigen zu bleiben.

War es unnatürlich, daß in solchen Augenblicken Salud's Hand zurückzuckte, daß ihr Herz erschauerte wie unter Eises-

kälte, daß der Strahl der Liebe plötzlich darin zu erlöschen schien? Alle irdische Liebe, mag sie noch so selbstlos sein, ihre Wurzeln ruhen doch in der Gegenliebe; sie muß sterben, wenn ihr der Boden völlig entzogen wird.

Fast sank Salud's Liebe kraftlos nieder, fast erlahmte ihr Opfermuth; nur eine heiligere Regung hielt aufrecht, was das irdische Gefühl begonnen. Was nicht mehr um des Menschen Willen geschah, that sie in heiliger Treue, jenes höchsten Grundes wegen, den keine Kränkung auslöschen kann. Sie nahm ihr tiefes Leid hin als Sühne dafür, daß sie ihre Liebe allzu sehr ein Idol hatte sein lassen.

Salud ersuchte nur das Eine: daß wenigstens ein reinerer Strahl der wild aufgewühlten Seele leuchten möge; daß dieselbe von dem irdischen Zauber sich abwende, ehe sie die ernste Schwelle überschreite, an der sie zögernd zu stehen schien.

Wochen vergingen, ohne daß Juan's Zustand sich änderte. Auf den heftigen Blutverlust, den er bei dem Falle erlitten, gründete der Arzt noch die Hoffnung, daß die Wiedererlangung seiner Geistesklarheit möglich sei, wenn erst die heftigen Fieberparoxysmen überwunden wären. Doch die Erfüllung dieser Hoffnung schob sich stets hinaus, da den überreizten Nerven kein Schlummer zu Hülfe kam.

Wie der Unglückliche in dem Zustande der Verwirrung die Entfernung von der Hauptstadt bis zur Heimath hatte bewältigen können, blieb ein Räthsel. Den abgerissenen Reden war nur zu entnehmen, daß er von einem Gedanken geleitet,

aller Hindernisse und Entbehrungen nicht achtend, mit der schrecklichen Energie des Wahnsinnes den weiten Weg zu Fuß zurückgelegt hatte, seine letzten physischen Kräfte erschöpfend.

Indeß Juan Perez jedoch so an das Krankenlager gefesselt war, hatten sich noch andere Schwierigkeiten erhoben.

Alle die übereilt geschlossenen Geschäfte, die Summen, die er rücksichtslos aufgenommen, hatten seit seiner Abwesenheit seine Gläubiger in Sorge versetzt. Nun, da der Tod ihn so leicht jeder Verpflichtung überheben konnte, waren sie um so gebieterischer in ihren Forderungen, und verlangten Schadloshaltung durch sein Eigenthum. Sie wandten sich dieserhalb an Don Basil, als den ehemaligen Rechtsbeistand und Freund der Perez. Unwillig weigerte Basil Romero jede Einmischung seinerseits, und verhinderte auch in Rücksicht auf den Zustand des schwer Kranken jede Behelligung desselben. Doch entnahm er aus diesen Ansprüchen, daß Juan Perez zum Bettler geworden sei, indem die letzte Möglichkeit geschwunden war, den Schaden auszumerzen.

Basil Romero konnte sich nicht enthalten, dies seiner Nichte mitzutheilen; es war das einzige Mal, daß er Juan's Namen ihr gegenüber aussprach.

Wohl um deswillen war Salud's Antlitz doppelt schmerzlich bewegt, als sie auch diese Nacht bei dem schwer Kranken zubrachte. War es Wahrheit, was ihr Onkel gesagt, daß es ein Glück sein werde, wenn Juan Perez nicht genesen, da er alles, was er sein Eigen genannt, verloren habe? Das kalte, harte Wort war ihr wie ein Stich in's Herz gedrungen. Das Alter spricht bei dem Verlust materiellen Gutes so leicht aus:

der Tod sei wünschenswerth. Salud schauderte bei dem Gedanken. Sie würde es weniger unnatürlich gefunden haben, wenn man ihr gesagt hätte, es sei gut, daß Juan nicht genesen seiner unglücklichen Liebe wegen! Doch sterben sollen, weil des Lebens Nothdurft fehlt, das, was so leicht wieder zu gewinnen ist! . . . Er, so jung noch, sollte keinen Platz mehr haben auf der Erde, wenn ihm das Leben blieb? Ihm sollte das genommen werden, was ihm vielleicht Muth und Kraft zu neuem Streben wiedergeben könnte? Nein, fremde Hände sollten sich noch nicht ausstrecken nach seinem Eigenthum, als sei er schon dem Leben entrückt. Sie meinte, der Todesengel müsse weichen, wenn jene grausame Nothwendigkeit entfernt sei.

Salud hatte von ihrer Mutter ein nicht unbedeutendes Vermögen ererbt, über das sie selbständig verfügen konnte. Was war ein Opfer an Geld und Gut gegen die Opfer, welche sie in dieser Zeit zu bringen gelernt hatte! Es schien ihr, als erwache ihre Liebe auf's neue in dieser neuen Sorge um ihn. Wohl nie hatte sie so innig um seine Erhaltung gefleht, als jetzt, da sie niedersank, zu bitten, daß der Herr ihr Opfer annehmen, ihn retten möge zu einem neuen Leben, wenn auch nicht für sie.

Hatte sie Recht gehabt einst, als sie gemeint, sie bete nie andächtiger, als wenn es für ihn geschehe? Und rief jetzt der Ausdruck inniger Andacht, der auf dem erhobenen Antlitz lag, ein vergessenes Bild in dem schwachen Gehirn des Kranken wach, dessen glanzlose Augen noch verständnißlos auf sie gerichtet waren?

Diese dunkle knieende Gestalt, diese milden Züge, die gefalteten Hände, woran mahnten sie ihn doch? War er so lange abwesend gewesen, daß er die Kirche della Catarina nicht mehr kannte? Auf wen hatte er dort stets geharrt? Warum knieete diese Gestalt jetzt da und hatte ihren Rebozzo nicht an, den Rebozzo, in welchen Salud sich immer so fest einhüllte, daß er sie kaum zu erkennen vermochte?

Eigenthümlich spielen des Menschen Gedanken in solchen Augenblicken. Der geringfügige Umstand des fehlenden Rebozzo legte ihm plötzlich den Namen in den Mund, der ihm so lange entschwunden gewesen. „Salud, Salud,“ flüsterte er, als müsse er an das Wort sich wieder gewöhnen, als müsse er dessen Sinn sich wieder vergegenwärtigen. Wo war Salud, die so mild und ruhig mit ihm das Leben getheilt von Kindheit an? Es war alles verworren in ihm. Er wußte die Gedanken nicht zu klären, nicht zu ordnen; er vermochte nur das eine Wort jetzt laut zu sagen, als müsse er sich des Klanges vergewissern.

Schon der erste Flüsterton hatte Salud's wachsam's Ohr getroffen; sie beugte sich sofort über ihn, seine Wünsche zu erfahren. War es keine Täuschung, daß sie ihren Namen, den Namen, der ihm so ganz fremd geworden, jetzt hörte, daß ihr Name der erste war, der mit dem Klange wiederkehrender Vernunft über seine Lippen ging? Ja, mehr als das; es war, als hätten ihre Züge ein helles Licht in seine Seele geworfen, — plötzlich richtete er sich auf und streckte wie in früherer Zeit, beide Arme ihr entgegen, gleichsam zum Willkommen nach langer Trennung.

Die höchste Freude wie der höchste Schmerz kennt kein Erinnern, hebt über jede Kluft fort in der heißen Aufwallung des Herzens. Salud dachte an nichts, als daß sie Juan's Umarmung wieder fühlte, daß ihr Haupt an seiner Schulter lag, daß sie den alten ungeduldigen Ton der Liebe hörte, mit dem er so oft sie gerufen. Sie wehrte den hagern Händen nicht, die ihr Antlitz zu dem seinen herabzogen und zärtlich die Haare ihr streichelten; sie wehrte den zitternden Lippen nicht, welche die ihren suchten.

Und als diese Lippen ihn berührt, da war es, als habe ein elektrischer Funke ihn getroffen, ihm das ganze Bewußtsein seiner Lage wiedergegeben. Thränen entströmten seinen Augen, Anklagen und Bitten um Verzeihung mischten sich hinein, auf die Salud nur mit milden, beruhigenden Worten antworten konnte.

Ihre Stimme schien die Macht, ihn zu beruhigen, nicht verloren zu haben; denn die Augen schlossen sich endlich. Als verlange nach der mächtigen Erregung die Natur ihr Recht, umfing den Kranken ein tiefer Schlummer, wie er bisher noch immer ihn entbehrt hatte.

Salud blieb an seiner Seite knien; ihre Hand blieb ruhen in der seinen, ihr Blick auf ihn gerichtet. Der Traum war zu selig, der ihren Geist und ihr Herz umspann, dieser Traum, als sei seine Liebe stets dieselbe gewesen und er sei nach schwerer Krankheit ihr wiedergegeben.

Doch kein Traum, und sei er noch so süß, vermag die Wirklichkeit auszulöschen. Während noch ein Gebet des Dankes auf ihren Lippen schwebte, stieg eine heiße, jähe Röthe auf die

Stirne, und wenn die selbstlose, hingebende Liebe jedes Opfer hatte bringen, jeden Schmerz hatte vergeben können: der Stolz der Jungfrau und des Weibes machte sein Recht geltend, und hieß sie jetzt zurückweichen, nachdem sie bis an des Todes Pforte gefolgt war. Nein, wenn dies selbst die Stunde der Genesung war, — nicht für sie war Juan gerettet. Ihre Opfer sollten die Liebe nicht erkaufen, die sich so schmöde von ihr abgewandt; die Dankbarkeit sollte nicht erzwingen, was sein Herz nicht frei hatte geben können.

Von der Stunde an, wo seine Erkenntniß zurückgekehrt, hatte sie am wenigsten das Recht, ihm ihre Liebe aufzudrängen, — die Liebe, die er für so werthlos gehalten, daß er sie wie eine drückende Fessel fortgeschleudert.

Der Kampf dieser Nacht war nicht minder hart als die Sorge der vorhergehenden Tage. Müder und bleicher wie je zuvor war das Antlig, das von den ersten Strahlen des Morgens beleuchtet wurde. Aber ein schwerer Entschluß war auch gefaßt. Das wenigstens hatte Salud an diesem wild erregten Krankenlager gelernt, daß es nicht gut ist, wenn der Mensch aus seiner Liebe sich seinen Götzen schafft, neben dem nichts Anderes ihm gilt. Des Herrn ernstes Wort, daß „Ihm allein die Liebe über alle Kräfte gebührt,“ ist nicht umsonst gesprochen von jener überirdischen Weisheit, die wir Menschenfinder so wenig verstehen, und die sich doch stets so einfach bewährt.

An jenem Morgen wanderte zum ersten Mal Salud wieder ihren gewohnten Weg; an dem Morgen stand sie zum ersten Male seit Juan's Krankheit in ihres Onkels Arbeitszimmer.

Er verstand ohne viele Worte ihren Wunsch, wie er ihren flehenden Blick damals verstanden hatte. Aber Salud hatte die Schlaueit des Weibes, seine Absicht zu erreichen, doch nicht ganz außer Acht gelassen. Mit dem Entschluß, den sie ausgesprochen und von dem sie wußte, daß er ihres Onkels Wünschen zuvorkam, hatte sie eine Bitte verbunden. Sie verlangte seine Einwilligung und Mitwirkung in einer Angelegenheit, zu der ein eben so fester Entschluß sie trieb.

Basil Romero hatte das Haupt geschüttelt, war ungeduldig in seinem Zimmer auf und nieder geschritten und hatte viele Einwendungen erhoben; etwas wie ein spanischer Fluch war sogar laut geworden. Aber er hatte endlich sich dem Wunsche seiner Nichte gefügt, vielleicht schon, da er den endlichen Schluß der unerquicklichen Geschichte darin erkannte.

Die Gläubiger Juan's waren nicht minder erstaunt als befriedigt. „Per dios!“ — hatten sie doch nicht geahnt, daß der alte Perez, dieser schlaue Fuchs, seinem Sohne noch so viele Ducados gerettet habe, die er bei seinem Advocaten hinterlegt für den Fall der Noth! Freilich, das eigene Nest war ihm oft genug ausgeraubt worden, um diese Vorsicht zu rechtfertigen. Nun kam sein leichtsinniger Sohn, nachdem er ein halbes Jahr den reichen Sennor gespielt, noch mit einem blauen Auge davon.

VI.

Still verhauchen uns're Seufzer —  
Deine Seufzer, meine Klagen.  
Wenn sie sich nur ein Mal träfen,  
Hätten viel sie sich zu sagen.

Fastenrath.

Als Juan Perez aus langem, traumlosem Schlafe erwachte, hatte er zum ersten Male wieder ein dämmerndes Bewußtsein von seiner Umgebung und von dem, was er in dieser Nacht erlebt zu haben glaubte. Doch umsonst suchte sein Auge diejenige, die er wähnte an seiner Seite gesehen zu haben. An seinem Lager saß eine stille, freundliche Gestalt, und erschrocken blickte er auf das ihm fremde Klostergewand. Aber das waren nicht die Züge, von denen er geträumt, nicht die Hände, die er zu halten, nicht die Stimme, die er zu hören vermeint. Mit einem Seufzer wandte er sich ab, zu schwach, lange bei einem Gedanken zu verweilen; — also war alles nur Phantasie gewesen. Dennoch blieb ihm eine Hoffnung, sie wiederkehren zu sehen, die ihn auf jeden Schritt horchen, auf jedes Oeffnen der Thüre achten ließ.

Aber nur der Arzt und die Pflegerin suchten das stille Krankengemach auf. Dann und wann erblickte er freilich eine stattliche Gestalt, die ihm Carlotta in Erinnerung rief, welche aber kaum aus dem Thürrahmen heraustrat, wenn sie der pflegenden Schwester eine Handreichung leistete. Der noch ungeminderte Groll ließ die alte Duenna dem Kranken nicht weiter nahen.

Salud's Ahnung war eine richtige gewesen: daß jene Stunde eine Stunde glücklicher Wendung für Juan sein würde. Der wilde Sturm, der an ihm vorüber gebräust, hatte seine Kraft erschüttern, aber nicht vernichten können. Des Arztes Meinung, daß der Blutverlust, den die Wunde verursacht, sein krankes Hirn erleichtert und vor völliger Verwirrung bewahrt hätte, bewährte sich. Nachdem das Fieber überwunden, war die Klarheit der Gedanken wieder hergestellt. Es währte aber noch Tage, bis der Kranke sie so zu ordnen vermochte, daß er die Frage aufwarf, wo er sich eigentlich befinde. Aus der Schwester Mund vernahm er, es sei Don Romero's Haus, das ihn aufgenommen habe.

Don Romero's Haus! Trotz seiner Schwäche erhob er sich mit einer Energie, als müsse er im selben Augenblick aus dem Hause fliehen, das er so schwer beleidigt, als könne er unter dem Dache keine Secunde länger weilen, wo sein gebrochenes Wort, ein verrathenes Herz ihn so schwer anklagten. Seine Kraft reichte jedoch noch nicht weiter; machtlos sank er gleich darauf zurück.

Von seinem Ungestüm erschreckt, suchte die fromme Schwester, die den Grund nicht ahnte, ihn zu beruhigen. Er sei krank zur Stadt gekommen und bewußtlos auf der Straße niedergefallen, berichtete sie beschwichtigend; die Nichte des Hauses habe ihn selbst in diesem traurigen Zustande gefunden, und in christlicher Barmherzigkeit, von welcher Donna Salud ja ein Muster sei, habe sie ihn sofort in das Haus ihres Oheims bringen lassen, damit er dort verpflegt werde; seit mehreren Wochen befinde er sich hier.

Perez hörte nur das eine Wort: „in christlicher Barmherzigkeit“. Von Salud aufgenommen zu sein, „wie sie es dem fremdesten Bettler gethan haben würde,“ — so setzte er in herber Bitterkeit hinzu — das war ihm zu viel. Ein Bettler, dem sie Obdach und Brod gibt; ein Feind, an dem sie sich nicht hat rächen wollen!

Hätte sie furchtbarer gerächt werden können? Die Scham brannte ihm heiß auf der Wange, heißer im Herzen, daß gerade sie ihn in seiner tiefsten Erniedrigung getroffen. Wohl auch aus christlicher Barmherzigkeit war sie in jener Nacht gekommen, wo sie ihn dem Tode verfallen glaubte, ihm ihre Verzeihung zu bringen; und nun, da er zum Leben zurückgekehrt, wandte sie sich voll Verachtung von ihm.

Trotz aller Bitterkeit aber umschwebte ihn mit mildem Zauber ihr Bild: Salud, das Kind, welches er als wilder Knabe so oft beschützt, die Jungfrau, die so liebend ihm zur Seite gestanden, das Weib, dessen ganzes Glück gewesen war, ihm anzugehören, dessen ruhige Klarheit und selbstlose Hingebung so manchen Sturm in ihm beschwichtigt, bis er, von ihr sich losreißend, sich hatte hinausgeschleudern lassen auf das wilde Meer des Lebens. O Salud, Salud!

Wie hatte er so grausam Schiffbruch gelitten, seitdem er sich von ihr gewandt! War sie, was ihr Name sagte, das Heil seines Lebens gewesen, das er jetzt auf immer verscherzt hatte? Er wagte nicht nach den Insassen des Hauses zu fragen; er hatte jetzt eben so große Scheu vor einer möglichen Begegnung, als er vorher Sehnsucht danach getragen. Dennoch staunte er ob der Stille des Hauses. Hätte sie es verlassen, um

nicht unter einem Dache mit ihm zu weilen? So weit brauchte die „christliche Barmherzigkeit“ freilich nicht zu gehen. Und doch tauchte immer stärker die Erinnerung in ihm auf, daß sorglich und aufmerksam, wie die Schwester ihres Amtes jetzt waltete, in jenen schlimmen Tagen eine andere Hand ihm die Wunden gefühlt, eine andere Gestalt neben ihm gestanden, deren Nähe allein ihm schon wohlthuend gewesen. Immer wollte es ihn gemahnen, es sei kein bloßer Traum gewesen, daß Salud's Lippen wieder die seinen berührt hätten. Seltsamer Weise spielte in all' diese Gedanken hinein nicht die mindeste Erinnerung an die schöne Lola, nicht ein Gedanke an die, welche so lange in ihrem Bann ihn gehalten. Gleich einer schillernden Seifenblase war ihr Bild vor ihm aufgestiegen, gleich einer Seifenblase zerstäubt und vergessen.

Wie seine Gedanken allmählig klarer wurden, konnte er jedoch auch anderer Erinnerungen sich nicht erwehren: die Erkenntniß erwachte, daß er noch mehr vernichtet, als seines Herzens Glück. Er erinnerte sich, daß er in dem tollen Rausche alles fortgeschleudert; er vermochte seine Verluste nicht klar zu schätzen, aber daß er geopfert, was sein Stolz, sein Eigen gewesen — die alte Heimath — das trat ihm deutlich vor das Gedächtniß.

Dachte er einen Augenblick, wie Basil Romero gesagt, es wäre besser gewesen, wenn der Tod ihn behalten hätte, statt solchem Leben ihn wiederzugeben? Doch das Leben ist süß trotz alledem, besonders wenn leise schwellend die Kraft wieder in uns steigt, wenn das Blut wieder warm durch die Adern kreist. Bei einer Stahlnatur, wie Juan Perez sie besaß, ge-

hörte nicht viel Zeit dazu, nachdem erst die Natur ihren Genesungsact begonnen.

Er sehnte den Tag herbei, wo er das Haus verlassen könne; er bebte aber vor dem Augenblick, wann er im Gefühl doppelter Schuld werde vor Basil Romero's Augen zu treten haben, wann Salud's Blicke sich von ihm abwenden, oder fast wie einen Fremden ihn grüßen würden, die letzte süße Erinnerung ihm nehmend. Dennoch konnte er nicht aufhören, sich diesen Augenblick auszumalen, und oft versuchte er, die Vorstellung daran zu knüpfen, was sein ferneres Leben sein werde. Kaum blieb ihm etwas Anderes möglich, als, seiner Kraft vertrauend, sich nach Arbeit irgend welcher Art umzusehen; doch wollte er diese Gegend verlassen, um auf immer dem Kreise peinlicher Erinnerungen fern zu bleiben.

Ehe jedoch der Tag gekommen war, wo er Romero's Haus verlassen konnte, ward ihm ein Schreiben Don Basil's überbracht. Zu seinem großen Staunen fand er es aus einer Hafenstadt des Landes datirt.

In bündigem Geschäftsstil theilte der Advocat ihm mit, was Juan's Gläubiger schon erfahren hatten, daß in den Händen der Romero's ein ziemlich beträchtliches Capital sich befunden habe, und daß Basil Romero geglaubt, dasselbe jetzt verwenden zu können. Er habe die Verpflichtungen daher getilgt, die Juan auf sein Eigenthum geladen, so daß die Hacienda wieder sein Eigenthum sei und es ihm jeden Augenblick frei stehe, dorthin zurückzukehren. Die kurze Angabe, der Schreiber dieser Zeilen, welcher eine längere Reise antrete, habe alle bezüglichen Papiere bei einem seiner Col-

legen niedergelegt, schloß das Schreiben. Daß der alte Freund seiner Familie nicht ein Wort selbst strenger Ermahnung beigefügt, zeigte die Entfremdung, in welche der Schreiber des Briefes zu ihm getreten.

Perez starrte ungläubig auf den Inhalt, als sei es eine Wundermär. Wer sollte jenes Capital für ihn hinterlegt haben, das so plötzlich, so ungeahnt ihm zufiel? Sein Vater? Es stand kaum im Einklang mit dessen Charakter, noch weniger mit der Möglichkeit. Durchzuckte ihn eine Ahnung der frommen Lüge, daß er fast schauernd das Papier zurückstieß, in der Erkenntniß, daß die Hand, die er verschmäht, die einzige sei, die zu seiner Rettung sich ausstrecke? Diese Empfindung legte eine fast eben so ernste Falte auf seine Stirne, als Krankheit und Leid gethan.

Stumm schied Perez aus dem Hause der Romeros. Donna Carlotta allein war anwesend. Ueber ihre fest zusammengepreßten Lippen glitt kein Gruß, kein Glückwunsch zur erfolgten Genesung. Die alte Duenna ließ gleich einem Fremden den Mann ziehen, den sie Jahre hindurch als ein Kind des Hauses betrachtet. War das der Ausdruck der Gefühle, die hier für ihn herrschten: ihn mit Wohlthaten zu überhäufen und ihn nicht mehr zu kennen? Fürwahr, das waren glühende Kohlen auf sein Haupt.

Er kehrte zu seiner Hacienda zurück. Welcher Mann empfindet nicht wieder neue Lebenskraft, wenn er auf dem eigenen Boden steht, der eigenen Thätigkeit zurückgegeben ist! Und mehr wie je erblühten ihm gerade dort die Erinnerungen an sie, die er als Hausfrau hier hatte einführen

wollen. Jeden Winkel schien ein Gedanke von ihr geheiligt zu haben; an jeden Gegenstand knüpfte sich ein Wort, ein Wunsch von ihr, — oft ein kleines Wort nur, das ihm so wichtig vorgekommen in jener Zeit und jetzt von so unendlichem Werthe schien!

Wo war Salud? Basil Romero erwähnte ihrer nicht in seinem Schreiben; er kündigte in Bezug auf sich selbst eine längere Reise an, und sein Aufenthalt in der Hafenstadt ließ fast an eine überseeische Fahrt glauben. Begleitete ihn Salud, flog sie so weit vor den herben Erinnerungen? Oder fürchtete ihr Onkel — der Gedanke war süß — so sehr die Macht der frühern Gefühle, daß er es für nöthig fand, ihren Sinn anders zu lenken? Dennoch gab es eine dritte Möglichkeit, gegen die sein Herz wild sich auflehnte. Hatte sie deshalb so großmüthig sein können, weil von der irdischen Liebe fort, die sie so bitter getäuscht, sie sich der himmlischen zugewandt und dort ihren Trost gefunden?

Doch was war ihm Salud und ihr Lebensweg, nachdem sein eigener Wille so grausam das Band zerrissen hatte, welches sie einst mit ihm verbunden? Nach Art leidenschaftlicher Menschen verschloß er den Schmerz in sich, trug ihn einsam und schweigend, wie gefellig und mittheilsam er einst im Frohsinn gewesen. Keinen seiner frühern Freunde suchte er auf, keiner seiner Lieblings-Beschäftigungen gab er sich von neuem hin, einzig nur ernster Arbeit sich widmend. Nur eine Gewohnheit seiner frühern Jahre ließ er fortleben: allwöchentlich zwei Mal trug ihn sein Roß in den frühen Morgenstunden zur Stadt, und dann wanderte er zur Kirche della Catarina.

Es schien, er hatte dort eine Mission zu erfüllen. „Der Mann hat vielleicht der Madonna ein Gelübde abgelegt,“ meinten die jungen Sennoritas, die ihn so pünktlich an demselben Orte am Seitenaltare erscheinen sahen. Dann erzählten sie sich, es sei der berühmte Perez, den die schöne Lola so grausam betrogen.

Der theilnehmenden Blicke ungeachtet, die aus den schwarzen Rebozzos heraus ihn suchten, als ob jede der hübschen Mitleidigen gern bereit wäre, ihn zu trösten — unglückliche Liebe hat solchen Reiz für die Jugend —, blickte Juan Perez niemals zu ihnen um. Doch war es auch nicht um der schönen Lola willen, deren Bild Juan's Gedanken nicht mehr kreuzte, mit dem Gelübde hatten sie so unrecht nicht. Wallte heiß in seinem Gemüthe die Leidenschaft auf, so war das Gefühl der Reue eben so tief bei ihm. Möge die h. Jungfrau und sein Patron ihm nie mehr gnädig sein, wenn er jemals es unterlasse, hier auf diesen Fleck zurückzukehren, um hier derer zu harren, die er so tief gekränkt! Brannte das Gefühl seiner Schuld ihn doch nirgends heißer als gerade hier, wo er sein Wort so oft verpfändet, es so grausam zurückgefordert, — hier, wo er so viel Beweise ihres unschuldigen Vertrauens erhalten, wo sie so oft gebetet für ihn.

Hier wollte er daher auch flehen, daß der Herr die Schuld von ihm nehme, flehen für das Glück, das er zerstört, hier ihrer harren, und sollte sein Haar darüber ergrauen. Und wenn sie einst käme, dann wollte er das Knie vor ihr beugen, ihre Verzeihung zu erlangen: er wollte den Saum des Kleides ihr küssen, die nicht vor ihm zurückgewichen in seiner tiefsten

Erniedrigung, und eine Thräne des Dankes weinen auf die Hand, die den mit Wohlthaten überhäuft, der sie verschmäht hatte. Mochte sie dann voll Abscheu sich von ihm wenden, mochte sie im Glanze neuen Glückes nur einen mitleidigen Blick für ihn haben — das sollte seine Buße, seine Sühne sein.

Monate auf Monate waren indeß vergangen, seitdem Salud an jenem Morgen den Entschluß gefaßt hatte, der sie von Juan's Krankenlager trennte. Ihr Onkel war im richtigen Ermessen ihr gefolgt, als sie gebeten: „Laß uns gehen,“ gleichwie er einst die Bitte, zu bleiben, ihr gewährt. Er hatte mit ihr die Stätte verlassen, wo sie so Herbes erlebt. Vielleicht hoffte er, die Ferne werde am besten ihre Gedanken ablenken, werde am sichersten durch neue Bilder das Bild in ihrem Herzen verwischen.

Salud widersprach in nichts, nachdem ihr Onkel ihrem Wunsche, Juan's Zukunft zu sichern, so bereitwillig nachgegeben war. Sie wußte, daß ihres Onkels Sinn nach dem alten Continent stand, der, wenn er auch an Reichthum, Pracht und Farbenfülle den andern Continenten nachsteht, doch siegesgewiß den idealen Zauber behält, den Jahrhunderte geistigen und christlichen Lebens ihm aufgeprägt haben.

So ließ sie den kühlen Hauch des Oceans über ihre blasse Stirne ziehen, ließ sich hinübertragen über das weite Meer mit seiner stillen Großartigkeit zu Ländern, wo alles ihr neu und fremd war. In allen größern Städten Europa's, die durch Schönheit oder Geschichte, durch Vergangenheit oder Gegenwart das Interesse wach rufen, sah man in jenem Jahre ein fremdes Paar, das aus dem fernen Westen herüber-

gekommen. Ein ernster, schon ergrauender Mann, der mit dem Blicke des Forschers und dem Eifer eines Jünglings alle Stätten der Wissenschaft und Kunst, wie nur Europa sie bietet, besuchte und bewunderte, — neben ihm ein schlankes, junges Mädchen, deren weiche braune Augen, nachtschwarzes Haar und ausländisches Aeußere hier bedeutend mehr Anerkennung fanden, als in ihrer Heimath, wo dieser Typus allgemeiner ist. Man fand sie sehr anziehend, die mexicanische Sennora, welcher die hier ungewohnte Tracht der Mantilla so anmuthig kleidete. Vielleicht hätte manch Einer gern ihre Bekanntschaft gesucht, wäre der Ausdruck ihres Gesichtes weniger ernst, weniger zurückhaltend gewesen.

Großes Glück und großer Schmerz macht wenig empfänglich für die Genüsse der Reisen; sind wir innerlich mit uns selbst beschäftigt, so gleitet alles Aeußere spurlos an uns vorüber. Die Kirchen vielleicht ausgenommen, deren ernstere Pracht der jetzigen Stimmung Salud's so sehr zusagte, daß sie oft und lange darin weilte, vermochte wenig Anderes ihr Interesse abzugewinnen. Sie meinte, ihr fehle die leuchtende Sonne, der strahlende blaue Himmel der Heimath, daß in Europa ihr alles in so grauem, eintönigem Lichte erschien.

Ein Mal nur geschah es, daß eine mächtige Erregung sie erfaßte. Im Centrum europäischen Lebens, in Paris, hatte ihr Onkel frühere Freunde wiedergefunden, die es sich angelegen sein ließen, den Gästen alles nahe zu bringen, was dieser Tummelplatz der Welt an Kunst, an Sehenswürdigkeiten und Vergnügungen bietet. So besuchte man eines Abends die große Oper, wo eine berühmte Primadonna die

Ohren des Publicums bezauberte. Sie sang eben mit den schmelzendsten Tönen sich in einen sehr tragischen Liebesgram hinein, als Salud jäh erbleichte und ein heftiges Zittern sie überkam. Doch des Gefanges Macht war es nicht, was bei ihr diese Erregung hervorgerufen; ihre Blicke hafteten auf einem Paare, welches sie in einer nicht entfernten Loge bemerkt hatte. Ein prachtvolles Weib in einer reichen, alle Blicke herausfordernden Toilette hatte dort Platz genommen, ein schwächlicher junger Mann an ihrer Seite. Wenn auch noch so unerwartet die Begegnung, wenn auch Tausende Meilen von dem frühern Schauplatz entfernt, — diese Augen konnte Salud nicht verkennen, die hatten sich zu tief in ihr Gedächtniß geprägt.

Strahlender, verlockender, kühner wie je glänzten diese Augen. Groß und zahlreich wie die Versammlung war, das schöne Weib zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Salud vermochte den Anblick nicht zu ertragen, der die Fluth der bittersten Erinnerung aufwühlte. Ein weibliches Herz vergibt am schwersten das, was gegen den Mann, den sie liebt, verbrochen wurde. Zwischen ihr und jener strahlenden Erscheinung stand Juan's halb wahnsinnige Gestalt, wie sie ihn damals gefunden, sein bleiches, abgehärmtes Antlitz, wie sie ihn zuletzt gesehen!

Hitze und Ueberanstrengung vorschüßend, bat sie ihren Onkel, das Haus zu verlassen. Im Hinausgehen hörte sie noch das Geflüster ihrer französischen Bekannten, daß jene Dame dort die Berühmtheit des Tages sei, indem sie durch ihre Schönheit wie durch ihren wahnsinnigen Luxus alle

Uebrigen in Schatten stelle. Man lächelte, indem man des jugendlichen Begleiters, ihres soi-disant Gemahls erwähnte, dessen einzige Bedeutung in den Millionen liege, die er der schönen Dame zur Verfügung stelle.

Salud vermochte den Eindruck dieses Ereignisses nur schwer zu überwinden; und doch lag etwas Beschwichtigendes darin, daß sie von der fast dämonischen Gewalt hörte, welche die Schönheit dieser Frau ausübte. Schloß das eine Entschuldigung für Juan ein?

Basil Romero schien sich kaum ersättigen zu können an europäischen Eindrücken; bald hier, bald dort fand er Neues, das ihn lockte und fesselte. Die Regsamkeit des Geistes, die auch im Alter sich erhält, ist eine Eigenthümlichkeit romanischer Abstammung. Daß der Körper in vorgerückten Jahren bei den Romanen nicht so leicht zur Schwerfälligkeit neigt, erhält ihnen wohl auch die geistige Elasticität.

Salud drängte weder zur Rückkehr, noch suchte sie dieselbe zu verzögern. In ihrem Wesen war eine Art von Willenlosigkeit, wie sie entsteht, wenn nach heißem, fruchtlosem Wünschen und Streben der Mensch endlich ermüdet und ergeben sein Schicksal der Fügung des Höchsten ganz anheimstellt. Doch schien ein hellerer Strahl aus ihrem Auge zu leuchten, ein rosiger Schimmer wieder ihre Wangen zu streifen, als endlich zum zweiten Male die frische Seeluft sie küßte und die Wellen sie der Heimath entgegentrugen.

Ein Jahr war verflossen, seitdem Salud zum letzten Male die Kirche della Catarina betreten hatte. Nicht vor dem Dome St. Peter's, nicht vor den mächtigsten und ehrwürdigsten

Gebäuden, die in Europa vor ihr aufgestiegen, hatte ihr Herz so gepocht, wie jetzt, wo die wenig geschmackvollen Kuppeln der alten Klosterkirche vor ihr aufstauhten.

Sie hatte geglaubt, alle Erinnerungen begraben zu haben; hatte sie doch nicht ein Mal den Mund geöffnet, eine Frage an Donna Carlotta zu richten. Aber daß Donna Carlotta ihr nicht ungefragt ein Wort gesagt, darüber grüßte sie der alten Duenna. War diese so stumpf geworden in dem Jahre der Einsamkeit, oder wußte sie von Perez nichts? Nur geschäftsmäßig war dem Onkel angezeigt worden, daß Juan den Besitz der Hacienda wieder angetreten habe und jetzt dort einsam walte.

Und nun knieete sie wieder vor dem Schreine, wo sie so oft geknieet, ihr Opfer zu erneuern. Sie knieete heute dort und morgen dort, und das Gefühl von Enttäuschung, die ganze Schwere der Entsagung schien sich in der Heimath noch drückender auf sie zu legen, als in der Fremde. Hatte sie, ohne sich dessen bewußt zu sein, mehr von der Rückkehr erhofft, als sich nun ihr bot?

Nicht umsonst aber war Juan's Gelübde gewesen; nicht umsonst hatte er es so treu gehalten, — endlich ging auch seine Erwartung hier in Erfüllung. Der Klang der Schritte, der Salud heute aus den Hallen der Kirche folgte, hieß sie plötzlich anhalten — der Athem stockte ihr. . . . Die Gestalt, die vor sie hintrat, hatte kein Wort des Willkommens, keinen Gruß des Wiedersehens, — aber ein Knie bog sich vor ihr, ein stolzes Haupt senkte sich demüthig, und Lippen, die einst kühn gefordert, suchten den Saum ihres Gewandes. . . . Nur

eine Secunde, — denn was der Mann auch verbrochen haben mag, länger erträgt er die Demüthigung nicht. Und wenn auch aus tiefster Brust das Wort „Verzeihung“ sich losrang, so stand er ihr doch gegenüber, Auge in Auge, ernst und fest wie Einer, der weiß, wie schwer er gefehlt, den die Sühne aber nicht erniedrigt, sondern befreit.

Wie streng er jedoch sich sein Urtheil gesprochen, wie oft er sich wiederholt, daß er von der Geliebten nichts mehr zu erwarten habe: von der Schwester, von der Pflegerin, die ihn aufgenommen, hatte er ein Wort des Mitleides, ein Wort der Vergebung erhofft — um alles dessen willen, was er gelitten.

Salud aber stand wie erstarrt vor ihm; sie, die Festigkeit genug gehabt hatte, einst seine grausame Absage schweigend hinzunehmen, die nicht gewankt hatte, als sie ihn mit Blut bedeckt am Boden liegen sah, die an seinem Schmerzenslager stets Ruhe und Besonnenheit bewahrte, sie vermochte dieses Wiedersehen nicht zu bewältigen.

Perez glaubte sie zu verstehen; — fürwahr, er hatte kein Recht mehr, Anderes zu erwarten. Jene Stunde, in der er gewähnt, sie so mild zu sehen, war nur ein Traum gewesen; die Würfel für ihn waren gefallen. Jetzt noch ein Mal neigte er sich vor ihr, um dann von ihr zu scheiden.

Salud sah es, und unfähig zu Wort oder Bewegung, fühlte sie nur die dumpfe Angst vor erneuter Trennung, welche sie durchzuckte. Ihre Sinne schwanden, sie wankte und wäre hingefunken, hätte sein Arm sie nicht umfaßt.

Der starke Mann zitterte aber, als er die leichte Bürde auffing, als er sie umschlungen hielt, wie er früher so oft gethan. Aber wohl nie war sie ihm theurer gewesen, nie hatte er sie heißer geliebt wie in diesem Augenblicke, wo er wußte, daß es das letzte Mal sein würde, das letzte Mal, daß sie in seinen Armen ruhe: — sobald ihr Bewußtsein zurückgekehrt war, würde sie sich ja wegwenden.

Er sah die geschlossenen Augen, die so viel um ihn getrauert, das Antlitz, das um seinetwillen so bleich geworden, und nie schien es ihm größere Reize gehabt zu haben. Er wußte jetzt, was es für ein Kleinod sei, das er nichtswürdig verschleudert hatte. Die Thräne, die heiß in dem Mannes-auge brannte, galt dem Glücke, das er zerstört, wie dem, das er verloren.

Aber Salud fühlte wohl den heißen Tropfen bitterer Reue, der auf ihre Stirne sank; sie fühlte den stürmischen Herzschlag Dessen, der sie umfangen hielt, als sie jetzt zum Leben erwachte und ihr Blick so selig strahlte von Liebe und Sonne. Ihre Zunge löste sich, — nicht um von Vergebung, sondern um von Glück zu reden; und das Antlitz hob sich nur, um sich an seiner Brust zu bergen in alles vergessendem neuen Vertrauen.

Perez, wie schwer er sich auch anklagte, wie unwürdig er sich fühlte, er empfand doch, daß Liebe nur wieder sühnt, was gegen die Liebe gesündigt, daß sie allein den Zoll der Dankbarkeit abzutragen vermag, den sie auferlegt hat. Dünkte ihm fast ein Leben zu kurz, um dieser reinen, unzerstörbaren

Hingebung zu lohnen, so sagte ihm dieser Augenblick schon, daß jede Stunde Glückes jahrelanges Leid aufzuwiegen vermag.

Es war gut, daß Basil Romero schon die Gewohnheit angenommen hatte, den Wünschen seiner Nichte nachzugeben, und daß er noch so erfüllt war von allen geistigen Schätzen, die er angesammelt, daß er weder Zeit noch Neigung hatte, sich auf langathmige Liebesgeschichten einzulassen. Wohl runzelte sich erst seine Stirne, wohl blickte sein Auge kalt und streng, als Juan Perez vor ihn trat; aber etwas in dem Aussehen des jungen Mannes, etwas in seiner ernstesten, freimüthigen Sprache mochte ihm wohl bürgen für die Aufrichtigkeit alles dessen, was er in jener Stunde ihm gestand und gelobte. Vielleicht auch tauchte vor seinen Augen jenes verlockende Antlitz wieder auf, welches er in der großen Oper zu Paris gesehen und ihn die Verirrung des jungen Mannes etwas nachsichtiger beurtheilen ließ.

Basil Romero bereitete also den endlich wieder Vereinten keine weitem Hindernisse; und wenn Donna Carlotta auch in verhaltenem Groll erst jeden Segenswunsch verweigerte, wenn sie auch noch steifer, noch stummer als bei Juan's Abschied ihn empfing, — das warme Lächeln, der helle Glückstrahl, der endlich wieder auf ihres Täubchens Gesicht lag, entwaffnete auch sie.

Um ihrem Herzen Luft zu machen, ließ sie all' ihren Zorn über die falsche Sennora ergehen, deren böse Hexenaugen all' das Unheil verschuldet hatten. Freilich, meinte sie, manche Hexe habe schon einen bessern Caballero verzaubert, und in guten alten Zeiten seien sie dafür verbrannt worden nach

Recht und Gesetz; die h. Madonna möge ihr verzeihen, Böses wünsche sie Niemand . . . . Dabei schien Donna Carlotta eine gewisse Genugthuung zu empfinden in dem Gedanken, daß der Herrgott auch auf Erden schon hier und da Seinen strafenden Arm ausstrecke, obwohl sie nicht ahnen konnte, wie nahe in diesem Falle die Vergeltung war.

Lola's Geschick hatte in dem Augenblick seine Lösung schon zum Theil gefunden. Zäh und rasch war sie erfolgt, wie das stets geschieht, wenn der Samum der Leidenschaft und des Genusses über das Leben einer Frau hinzieht. Jenen jungen Engländer, dessen Geldschätze sie verlockt, Perez so schnöde zu verstoßen, hatte sie fest an sich zu fesseln geglaubt. Seine Eltern hatten jedoch ihre Einwilligung zu seiner Heirath versagt, indeß Lola auf ihre Gewalt über ihn rechnete, ihr Ziel dennoch zu erreichen. Sie würde vielleicht weniger fest dies Ziel im Auge gehalten haben, wären die Aussichten, die ihr Vater auf seine Rückkehr in die Hauptstadt gesetzt hatte, nicht vollständig gescheitert. Sein glänzendes Auftreten in der Vaterstadt war das letzte Aufblühen seines Glücksternes gewesen, es hatte schon den Beginn des Verfalles verdecken sollen, der von da an immer rascher um sich griff. Lola wollte sich sichern, ehe das Unglück vollständig hereinbrach, und der junge Mann schien ihr ein gefügiges Werkzeug für ihre geschickte Hand. Trotz seiner Jugend und trotz seiner erst aufrichtigen Leidenschaft, durchschaute er sie jedoch mehr, als sie glaubte. Jene Scene mit Juan Perez hatte ihm Argwohn eingeflößt und einen Schatten auf ihr Bild gelegt, der nicht wieder wich. Er hatte einen Zug unheimlicher Angst in ihren Augen gelesen,

der ihn ahnen ließ, daß nicht alles sich so verhielt, wie ihre Worte betheuert. Der Zauber ihrer Schönheit blieb zwar der gleiche; doch wenn etwas geeignet ist, von dem Manne ausgenutzt zu werden, so ist es die Verachtung, wenn ein Weib ihm dazu Grund gegeben. Je mehr Lola sich an den Gedanken klammerte, seine Hand um jeden Preis erringen zu müssen, je mehr sie sich unsicher in dieser Aussicht fühlte, um so weniger wollte sie ihn lassen. So ward es bald Spiel gegen Spiel, bei dem die Frau aber am leichtesten verliert, da sie am meisten dabei einsetzt.

Ungefähr um die gleiche Zeit, als Salud in ruhigem Stolz den Geliebten verließ, war Lola rücksichtslos gegen alles dem ihren gefolgt. Der Angabe, daß er reise, um seinen Einfluß zu Gunsten der Heirath bei seinen Eltern geltend zu machen, hatte sie kein Vertrauen geschenkt; nur an sie gefesselt, hielt sie ihn für sicher. Sie hoffte ihn durch die Ketten der Leidenschaft und Gewohnheit auf immer zu binden.

Salud hatte recht gesehen, als sie Lola zu Paris zu erkennen glaubte. Rücksichtslos gab sie sich dort dem Genusse des Lebens hin, und für kurze Frist gelang es ihr noch, des jungen Menschen Eitelkeit zu wecken; es imponirte ihm, daß die berühmte Schönheit an seiner Seite so bewundert wurde. Aber nur die reine Liebe webt das Band der Gewohnheit; alle andern Bande vermag der Mann, wenn er seines Spielzeuges überdrüssig ist, eben so rücksichtslos zu sprengen, wie er sie achtlos geschlossen hat. Nachdem das Paar mehrere Monate in dem Taumel der Weltstadt verlebt, gab Lola's tolle Verschwendungssucht ihm selbst die Nothwendigkeit des

Bruches an die Hand. Aber er gehörte nicht zu jenen Männern, die den Muth hätten, offen mit einem so leidenschaftlichen Weibe zu brechen; so schlug er ihr vor, in die Heimath zurückzukehren, da seine Kasse erschöpft sei.

Das Schiff des französischen Hafens, das sie hinüberführen sollte, sah noch das junge Paar, die schöne Frau, wie sie in reizbarer Laune — denn sie trennte sich nur ungerne von diesem glänzenden Pariser Leben — so herrisch über ihn gebot. Aber als das Schiff die Anker lichtete, war Lola allein. Er war noch ein Mal an's Land gegangen, — um nicht wiederzukehren. Alle Verzögerung, die Lola durch Geld zu erzwingen suchte, half nichts. Wenn sie anfangs geglaubt, ein unglücklicher Zufall habe ihn zurück gehalten, klärten die wenigen kalten Worte von ihm, die sich fanden, sie bald vollständig auf. Er empfahl ihr, zu ihrem Vater zurückzukehren, da ihr Scheiden nothwendig geworden. Er hatte das Nöthige beigelegt, ihr vor der Hand ein sorgenfreies Leben zu gewähren.

Lola's Scham und Wuth, in dieser Weise hintergangen zu sein, von ihm, den sie so ganz in ihren Banden wähnte, brach in der leidenschaftlichsten Weise aus; doch blieb ihr nichts übrig, als sich zu fügen, — vielleicht der furchtbaren Nemesis gedenkend, die sie ereilt.

Anders als Salud sah sie die Heimath wieder. Ihren Vater aufzusuchen, nachdem sie solchen Schiffbruch erlitten, die Stadt ihrer Triumphe zu betreten in dieser Lage, — das schien ihr unmöglich. Nachdem sie so tief aus dem Becher des Genusses getrunken, nachdem sie in solchem Rausch des

Lebens sich gewiegt, vermochte sie nicht zu dem eingeschränkten Leben einer Frau mit mäßigen Mitteln zurückzukehren.

Schritte aber, wie Lola auf der abschüssigen Bahn sie gethan, reißen meist unaufhaltsam weiter hinab. In der Hafenstadt, in der sie nach der Ankunft des Schiffes blieb, gelangte sie noch ein Mal zu trauriger Berühmtheit; doch kaum war ein Jahr vergangen, als ein abgekehrtes Weib, mit keinem Zuge mehr an die stolze Schönheits-Königin erinnernd, ihr letztes Asyl in einem Hospital suchte und fand.

Nur ein Mal noch ging über ihre abgestumpften Züge ein Ausdruck tiefergehender Bewegung, als sie hörte, daß das Haus, welches sie in ihrem Elend aufgesucht, das Hospital San Juan war. Rief der Name ihr eine Erinnerung zurück, welche sie mahnte an die rächende Hand, die sie ereilt, daß sie mit so dumpfem Seufzer sich abwandte? Nach dem Tage aber wies sie wenigstens den geistigen Trost nicht mehr zurück, und der Finger Gottes, den sie darin erkannt, öffnete wohl dem getrübten Auge den Blick in's Jenseits.

Doch

„Was aus sonnigen Bezirken  
Stammt, muß sonnig auf uns wirken,“

sagt ein Dichter, und sonnig ist auch das Bild, das auf der maissumwogten Hacienda Juan's sich uns darbietet. Ihren Erstgeborenen auf den Knien, sitzt Salud unter den mächtigen Bäumen, die ihre neue Heimath beschatten. An dem neu er-

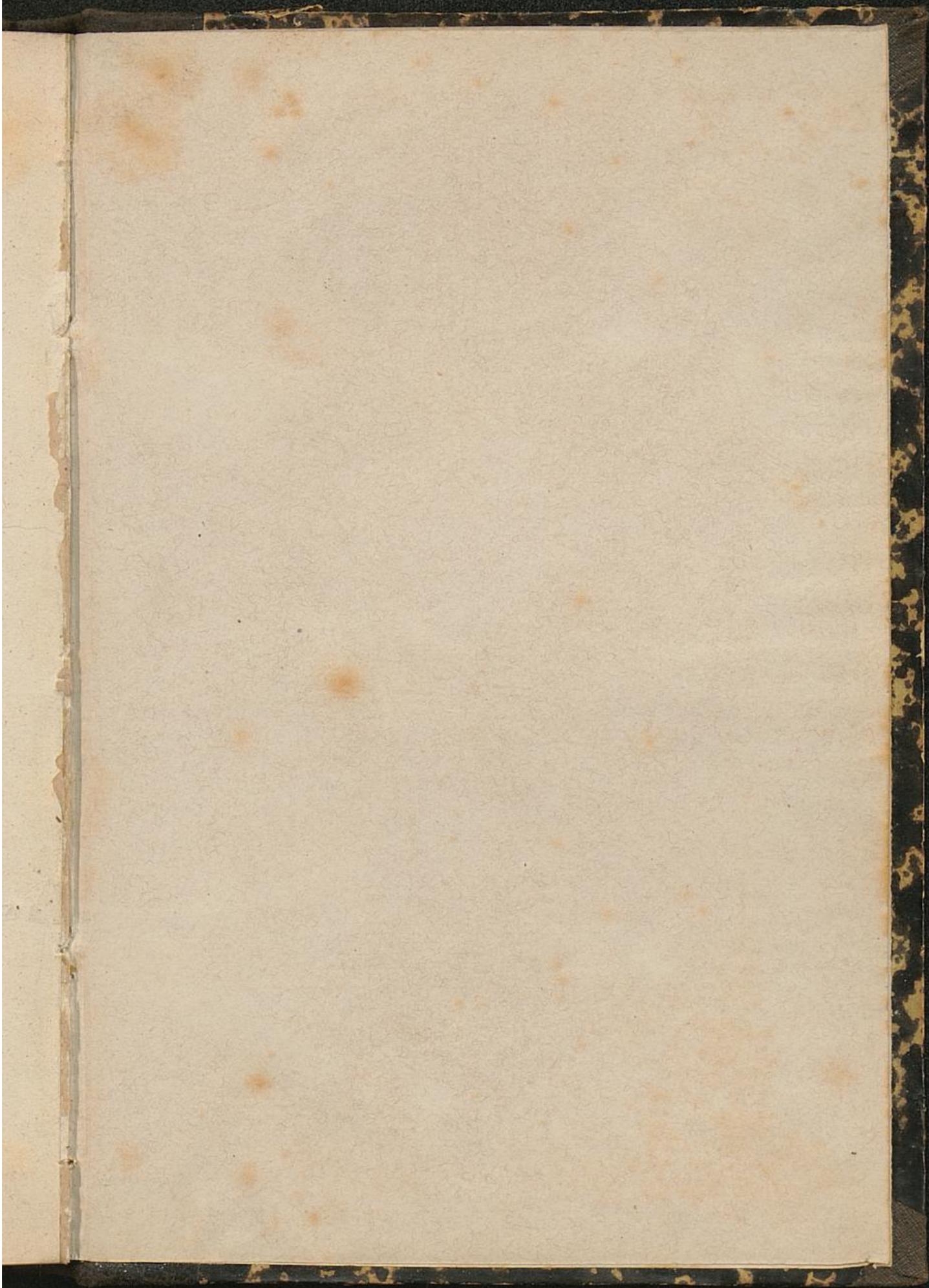
blühenden Wohlstande dessen, was so doppelt ihr eigen, sich weidend, kann ihr Blick rings umherschweifen, obwohl er jetzt nur auf dem neuen Glücke ruht, das sie in ihren Armen hält. Juan braucht nicht mehr das Lächeln auf den Lippen, die Rosen auf den Wangen und den strahlenden Ausdruck des Antlitzes zu vermissen; und wenn ein Rest seiner frühern Eitelkeit noch in ihm wohnt, kann sie reichlich befriedigt sein durch das Lob, das Jeder, der die gastfreie Hacienda betritt, der lieblichen Hausfrau zollt.

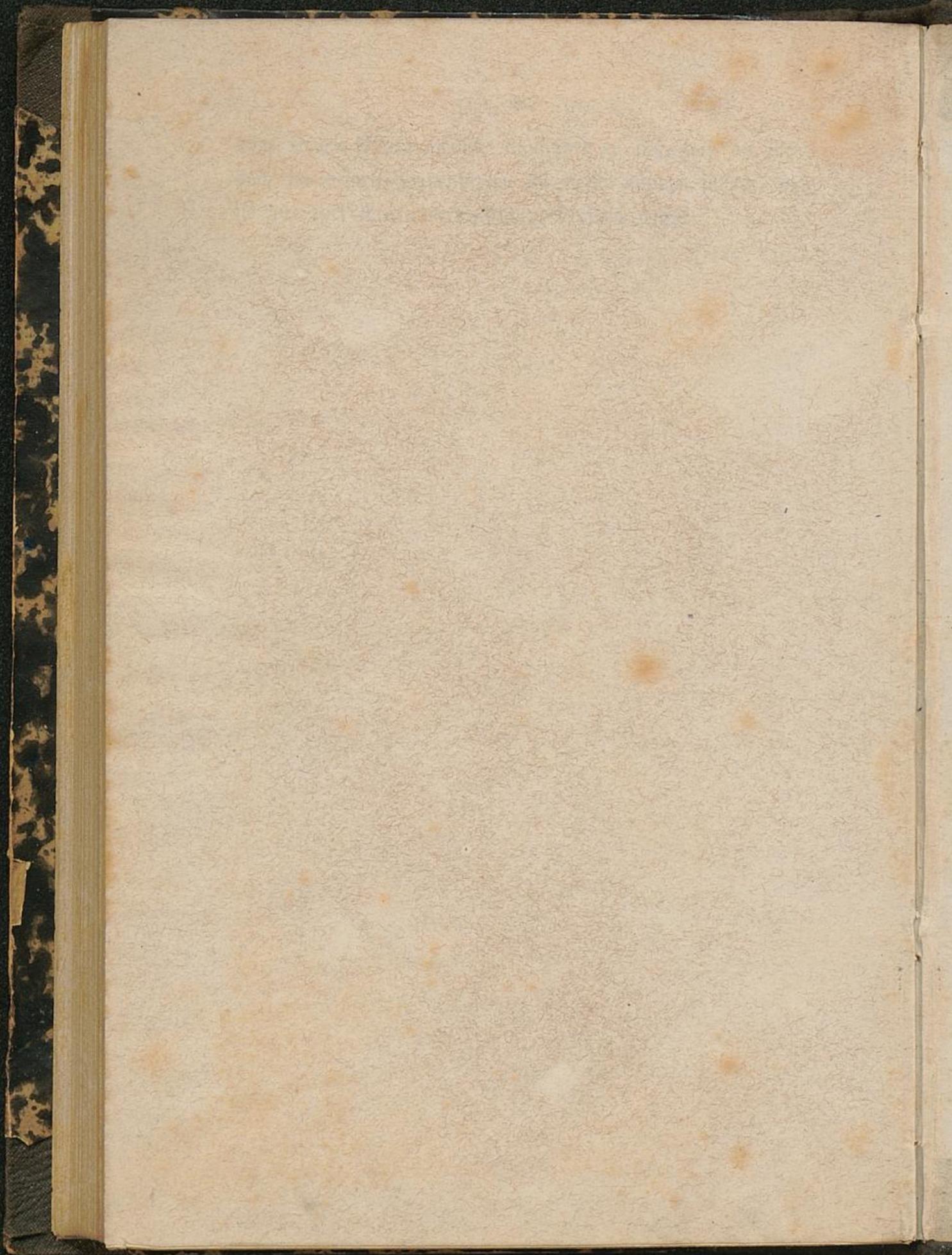
Aber auch sein Ausdruck hat wieder viel von der alten siegesgewissen Sicherheit gewonnen, seitdem er eigener wie fremder Schuld zum Trotz doch sein Glück noch errang. Fleiß und Ausdauer beginnen sich ihm reichlich zu lohnen. Aber bei den Stiergefechten findet man den einst berühmten Matador nicht mehr. Seine Freunde kehren gern bei ihm ein, und die Rolle des behändigen Hacendado, vor der er einst so scheute, scheint ihm sehr zuzusagen. Ja, seitdem er pater familias geworden, ist selbst seine alte Heiterkeit von neuem aufgelebt.

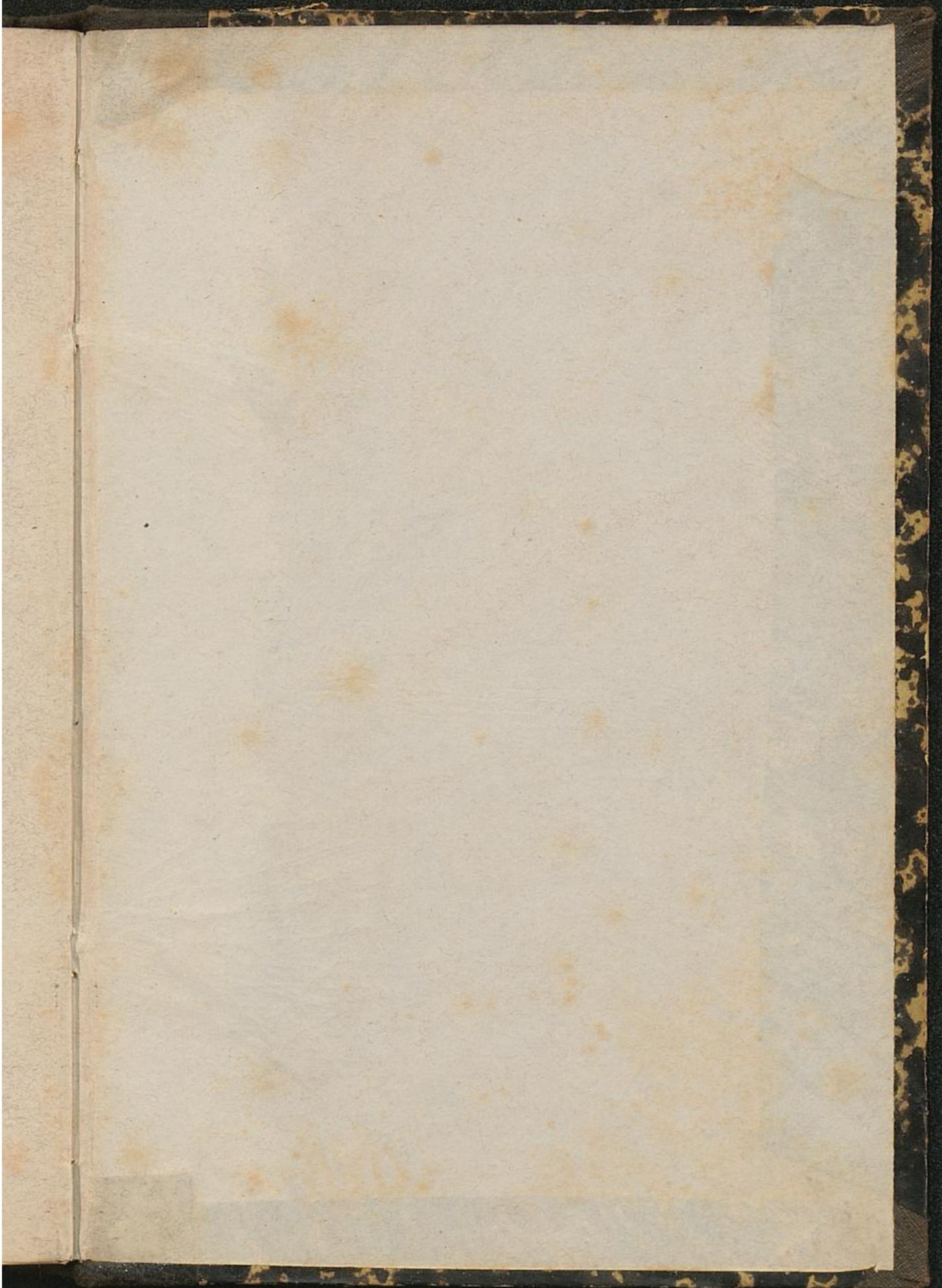
Eben jetzt von einem Ritte zurückgekehrt, noch immer ein schöner Caballero, schleicht er ungesehen hinter Mutter und Kind, Beide plötzlich mit Blüthen überschüttend, daß das Kind laut aufjauchzend zu ihm hinaufreicht, und Salud ihn grüßt mit der Innigkeit froher Ueberraschung.

Während er sie jetzt in seinen Armen hält, sich so reich fühlend in ihrem Besitze, zieht die Geschichte jener dunkeln Tage ihm noch ein Mal durch den Sinn, und wie er in

diese treuen Augen schaut, empfindet er tief, daß die Liebe doch im reinen Frauenherzen die tiefste Wurzel schlägt, daß sie nur dort ihre unverwelklichen Blüthen zeitigt.









03SR2960